



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

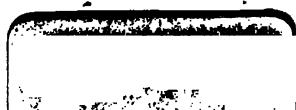
### About Google Book Search

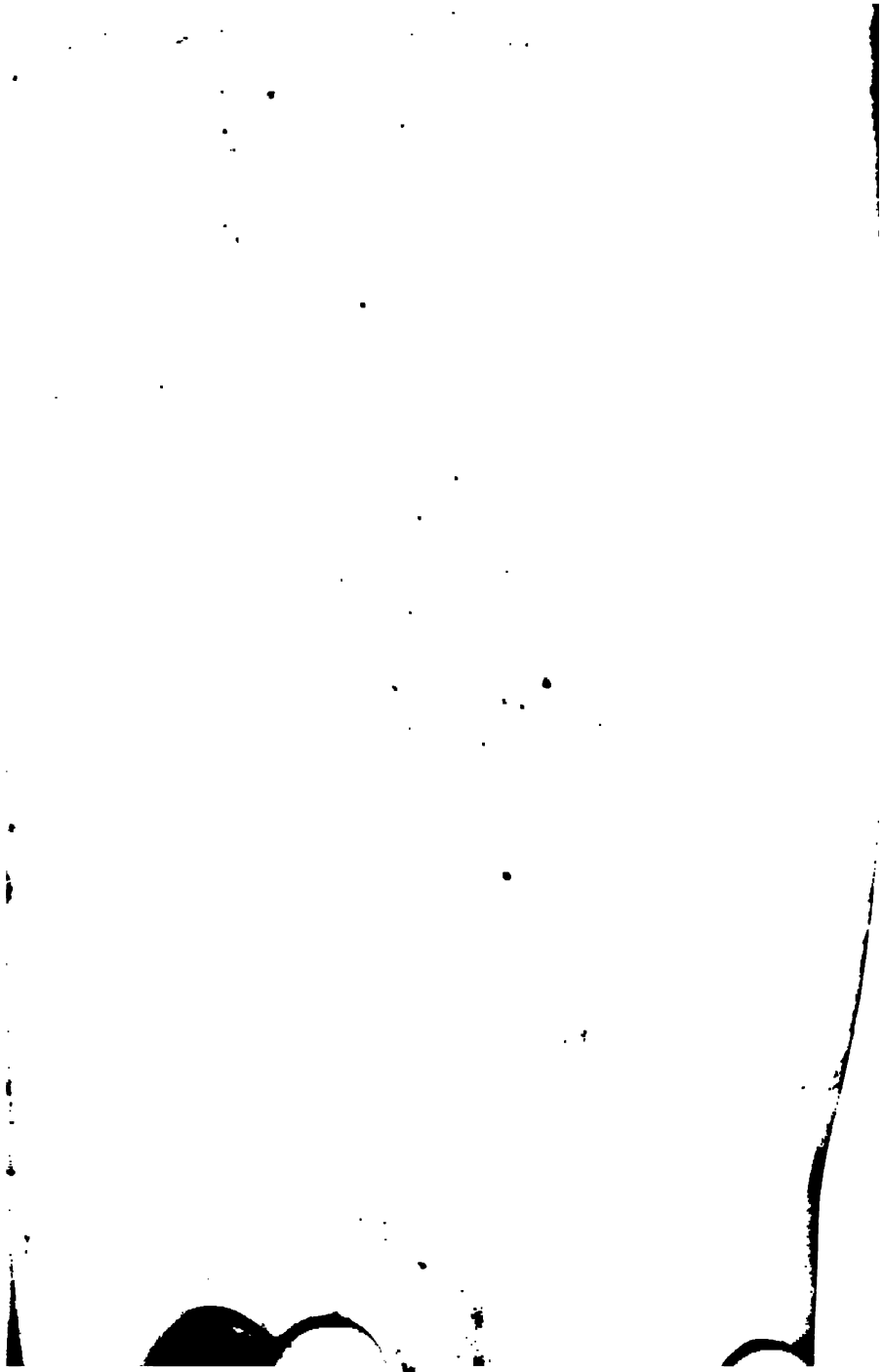
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





600065564W













# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren

E. DESOR,

Professor in Neuchâtel;

J. MURZEL,

Professor in Bern;

G. KINKEL,

Professor in Zürich.

ALBR. MÖLLER und J. RÜTIMANN,

Professoren in Basel.

Band VI. Heft I.

Die Erschliessung Central-Afrika's.

Von

Dr. R. Hatz.

BASEL.

Schweizerische Anstalt für Verbreitung des gesunden Volkstums.

(Hugo Mutschler.)

1881.

Wir bitten die künftigen Besitzer des Umschlages gef. beachten zu wollen.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 9. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12. —

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## I. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Döcker, Die Sabara.  
Heft II. Prof. Dr. G. Kinkul, Die Malerei der Gegenwart.  
Heft III. Prof. Dr. A. Müller, Die ältesten Spuren des Menschen.  
Heft IV. Prof. Dr. L. Hirzel, Goethe's italienische Reise.  
Heft V. Prof. Dr. H. Dör, Das Sternsagen und das Sternw. kennen.  
Heft VI. Prof. Dr. H. Bohn-Eckensberg, Oberste Urkette.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Aus der Genesin der Schöpfung.  
Heft VIII. W. Wackernagel, Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache.  
Heft IX. Fr. Kinkul, Ueber Erzählung.  
Heft X. Prof. Dr. F. Schwendener, Aus der Geschichte des Culturpflanzen.  
Heft XI. Prof. Dr. Jos. Oppert, Grundzüge der assyrischen Kunst.  
Heft XII. Dr. H. Moltz, Lessings Bedeutung für das deutsche Drama.

## II. Band.

- Heft I. Prof. Dr. I. Rud. Natter, Das Erbe der Antike.  
Heft II. Prof. Dr. Tobler, Die fremden Wörter in der deutschen Sprache.  
Heft III. Prof. Salomon Vögelin, Ueber das Verhältnis der Christen zur bildenden Kunst.  
Heft IV. Prof. Dr. G. Schönborg, Die Frauenfrage.  
Heft V. Dr. H. Getzer, Eine Wanderung nach Troja.  
Heft VI. Dr. Ad. Hirsch, Die Sternschnuppen.  
Heft VII. Dr. H. Steiner, Ueber hebräische Poesie.  
Heft VIII. G. Meyer von Knonau, Sage von der Befreiung der Waldstätte.  
Heft IX. Prof. Dr. A. Müller, Das Wachsen der Meise.  
Heft X. Prof. Dr. G. Kinkul, Peter Paul Rubens.  
Heft XI. Prof. Dr. W. Monzinger, Erbschliche Studien.  
Heft XII. Prof. Dr. Hagunnin, Ueber Sinnesäusungen.

# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren

F. PESOR,

Professor in Neuenburg.

J. HIRZEL,

Professor in Bern.

G. KINKEL,

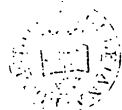
Professor in Zürich.

ALBR. MÜLLER und J. RÜTIMEYER,

Professoren in Basel.

\*\*\*—

VI. Band.



---

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1882.

27<sup>4</sup> a. 37<sup>6</sup>

**Alle Rechte vorbehalten.**

---

**Schweighauserische Buchdruckerei.**

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE.

## VI. Band.

---

### I n h a l t.

---

- Heft I. Dr. R. HOTZ, Die Erschliessung Central-Afrika's.  
Heft II. Prof. Dr. E. DESOR, Im Urwald.  
Heft III. Prof. Dr. LUDW. WILLE, Der Spiritismus der Gegenwart.  
Heft IV. J. J. HONEGGER, Francis Bret Harte.  
Heft V. Prof. Dr. STEPHAN BORN, Beaumarchais.  
Heft VI. Dr. E. BLOESCH, Valerius Anshelm und seine Chronik.  
Heft VII. Prof. ALBERT HEIM, Die Gebirge.  
Heft VIII. Pfarrer ERNST BUSS, Der Volksaberglaube.  
Heft IX. A. NIGGLI, Joseph Haydn, sein Leben und sein Wirken.  
Heft X. S. BAGGE, Das Musikalisch-Schöne.  
Heft XI. Dr. WILHELM GOETZ, Speise und Trank vergangener Zeiten in deutschen Landen.  
Heft XII. Prof. Dr. FERDINAND VETTER, Ein Mystikerpaar des vierzehnten Jahrhunderts.
-





/

DIE ERSCHLIESSUNG  
CENTRAL - AFRIKA'S.

---

VORTRAG,

gehalten im Bernoullianum zu Basel

von

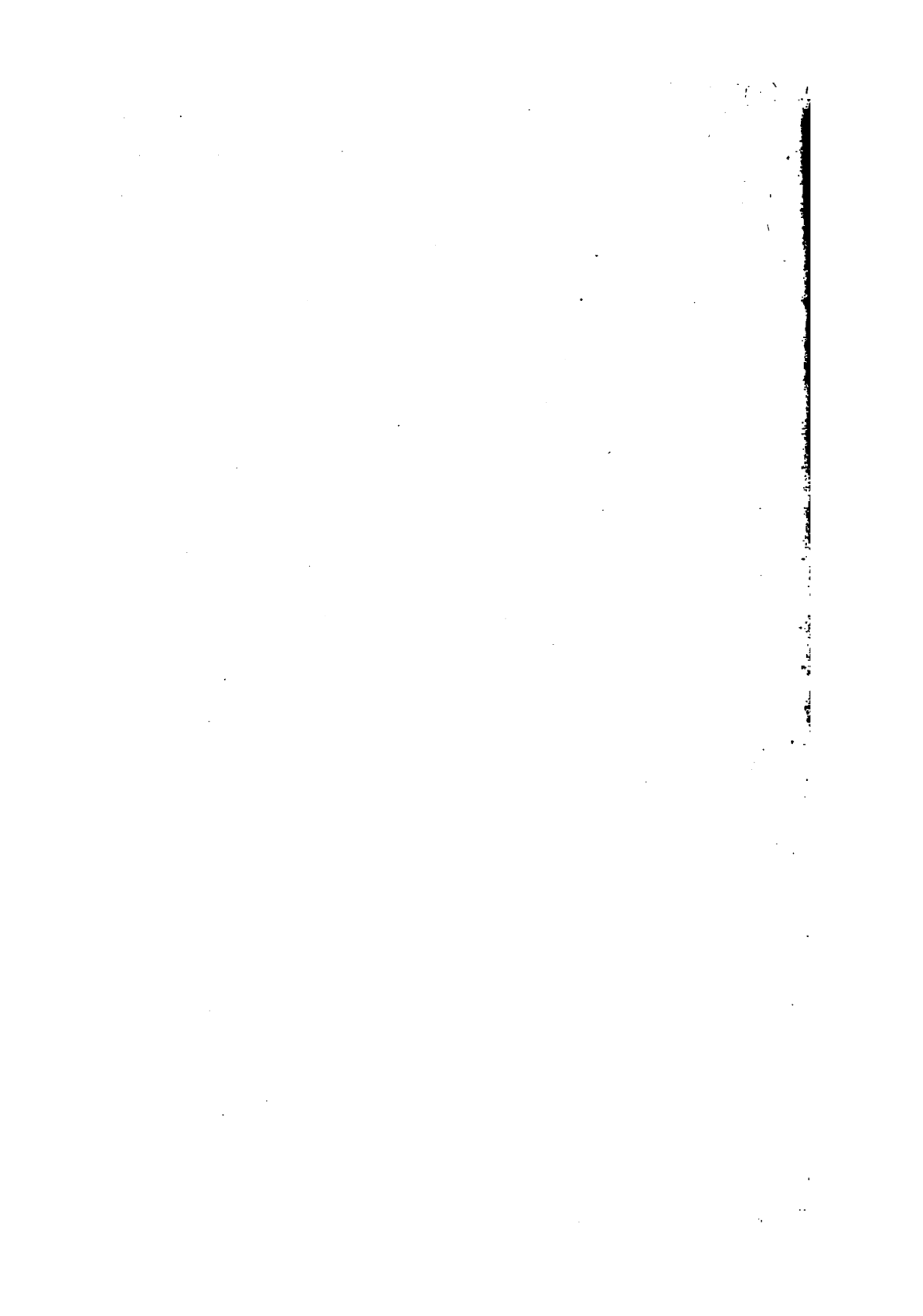
**Dr. R. Hotz.**



---

**BASEL.**  
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Richter.)  
1881.

273 a 375



# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren

E. BESOR,

Professor in Zürich.

L. HINZEL,

Professor in Bern.

O. KUNDEL,

Professor in Zürich.

ALBIN MÜLLER und L. RÜTIMEYER,

Verleger in Basel.

Band VI. Heft I.

Die Erschliessung Central-Afrika's.

Von

Dr. R. Holtz.

BASEL.

Schweizerische Verlagsbuchhandlung,

(Bundstrasse.)

1881.

Wir bitten die ank. Seiten des Umschlages gefl. beachten zu wollen.



# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren

**F. PESOR,**

Professor in Neuenburg.

**J. HIRZEL,**

Professor in Bern.

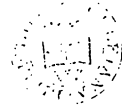
**G. KINKEL,**

Professor in Zürich.

**ALBR. MÜLLER und J. RÜTIMEYER,**

Professoren in Basel.

♦♦♦—  
**VI. Band.**



—♦♦♦—  
**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1882.

27<sup>4</sup> a. 37<sup>1</sup>/<sub>2</sub>

her eine Reihe von Nebenflüssen, deren bedeutendste der Bahr el Arab und der Bahr el Ghasal sind. Sie übertreffen zusammen an Wassermenge den Bahr el Gebel beträchtlich. (In dem Quellgebiet dieser Nebenflüsse hat der Botaniker Dr. Georg Schweinfurth 1868—1871 seine berühmten Wanderungen unternommen, die er in dem Buche „Im Herzen von Afrika“ so anschaulich geschildert hat.) Bei der Vereinigung dieser Ströme bildet sich eine seenartige Erweiterung, der sogenannte See No. Von da an trägt der Nil den Namen Bahr el Abiad (weisser Nil), er fliesst in ganz nördlicher Richtung und vereinigt sich bei Chartum mit dem von Abessinien kommenden Bahr el Asrak (blauer Nil). Sein weiterer Lauf ist seit langer Zeit so bekannt, dass wir uns hier füglich vom Nil trennen können.

Bekanntlich fällt in den Gegenden zwischen den Wendekreisen während der Regenzeit der Regen in ungeheurer Menge vom Himmel herunter; die Tropfen sind sehr gross, 2—3 Centimeter lang, fast zusammenhängende Strahlen bildend, und erregen beim Aufschlagen auf die Haut ein schmerzhaftes Gefühl. Die Reisenden in Centralafrika berichten, dass alsdann riesige Strecken Landes 1—1½ Meter tief unter Wasser stehen und nur schwer passirbar sind; so entstehen ungemein grosse Sümpfe und Moore, deren Wasser schnell fault und die Luft mit übelriechenden Miasmen der ungesundesten Art erfüllt. Die Reisenden müssen oft tagelang, bis an den Hals im Wasser steckend, diese Sümpfe durchwaten. Gewöhnlich wartet man mit dem Durchschreiten derselben etwa zwei Stunden nach dem Sonnenaufgang, bis das während der Nacht abgekühlte Wasser sich wieder etwas erwärmt hat.

Es ist wohl begreiflich, dass solche gewaltige Wassermassen selbst die grössten Flüsse zu schwellen vermögen.

# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung

der Herren

**E. DESOR,**

Professor in Neuenburg.

**J. HIRZEL,**

Professor in Bern.

**G. KINKEL,**

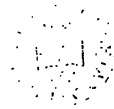
Professor in Zürich.

**ALBR. MÜLLER und J. RÜTIMEYER,**

Professoren in Basel.

\*\*\*

**VI. Band.**



---

**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1882.

27. 1 27. 1



lauf, er erweitert sich seeartig und könnte von den grössten Dampfschiffen befahren werden. In nordwestlicher Richtung fliesst er bis zum 2° nördlicher Breite, wendet sich sodann wieder gegen Süden, überschreitet den Aequator zum zweitenmale und mündet etwa beim 6° südlicher Breite in den atlantischen Ocean. 450 Kilometer vor der Mündung beginnt der Strom eine Reihe von Wasserfällen zu bilden, die, 62 an der Zahl, die Schifffahrt auf dem Unterlaufe des Congo unmöglich machen. An seiner Mündung hat der Strom eine Breite von 2750 Meter, eine Tiefe von 300—400 Meter und eine Geschwindigkeit von nahezu 7 Kilometer per Stunde. Er soll die enorme Wassermasse von circa 51,000 Kubikmeter per Secunde in's Meer führen. Seine Wasser mischen sich erst auf eine Entfernung von 70—110 Kilometer von der Küste mit den Fluthen des Meeres. Auch bei diesem Flusse bemerkt man ein von der Regenzeit abhängiges Steigen und Fallen; jedoch ist dasselbe nicht so bedeutend wie beim Nil und findet jährlich zweimal statt, eine Thatsache, die sich dadurch leicht erklären lässt, dass eben die Zuflüsse des Congo auf beiden Seiten des Aequators liegen, wesshalb immer der eine Theil des Quellgebietes Regenzeit hat, während im anderen trockene Zeit herrscht. Das Quellgebiet des Congo umfasst 2,000,000 bis 3,000,000 □ Km.; einigermaassen genauer bekannt ist bloss dasjenige des Oberlaufes, während von Nyangwe an abwärts sich unsere Kenntniss lediglich auf den Lauf des Stromes sowie auf die Namen und Mündungen der Nebenflüsse beschränkt.

In der Mitte der beiden grossen Stromgebiete des Nil und des Congo befindet sich der 1858 von Burton und Speke entdeckte Tanganjika-See, auf einer Meereshöhe von 840 Meter gelegen, mit einer Fläche von 37,000 □ Km.

Man glaubte längere Zeit, er stehe mit dem Nil in Verbindung; der englische Officier Cameron behauptete, bei seiner Umschiffung des See's an der Westküste einen Ausfluss, den Lukuga, entdeckt zu haben, der nach dem Congo zu führe; Stanley hingegen, der den Lukuga genau untersuchte, fand, dass dieser wenige Meilen vom Ausfluss sich in Sumpf und Schilf verlief, und dass somit der Tanganjika ein eigenes Wassergebiet für sich bildet. Hiemit stimmt auch die Thatsache überein, dass der Spiegel des See's von Jahr zu Jahr steigt. In Ujiji, einer arabischen Colonie am Ostufer, müssen die Einwohner ihre Pflanzungen alle fünf Jahre weiter landeinwärts verlegen, weil das Wasser fortwährend steigt. Inseln, die zur Zeit Speke's und Burtons noch bewohnt waren, liegen jetzt gänzlich unter Wasser, und Stanley, der den See zweimal, 1871 und 1876, besucht hat, fand Bäume, unter denen er bei seinem ersten Aufenthalte gelustwandelt, beim zweiten Besuche tief im Wasser stehend. Da also die jährlich zugeführte Wassermasse dem See durch die Verdunstung bei weitem nicht ganz wieder entzogen wird, und da einstweilen kein Ausfluss sich gebildet zu haben scheint, so steigt der See in einem fort, bis er irgendwo einmal einen Punkt erreicht, an dem seine Gewässer austreten und dem Meere sich zuwenden können. Stanley glaubt — und es scheint auch uns das Wahrscheinlichste zu sein — dass dies bei dem obenerwähnten Lukuga stattfinden werde, so dass dann der Tanganjika sich dem Quellgebiete des Congo anschliessen würde.

Was die Bevölkerung anbetrifft, so finden wir vom Südrande der Sahara bis fast zur Südspitze des Continentes die Race der Neger oder Nigritier ansässig, deren südlichste Gruppe die in letzter Zeit vielgenannten Kaffern bilden. Die Südwestspitze Afrika's endlich ist besetzt von den Koi-

koin oder Hottentoten und den Sam oder Buschmännern. Diese hängen wahrscheinlich der Rasse nach zusammen mit einem andern, nördlich vom Aequator wohnenden Volke, das von dem Reisenden Dr. Schweinfurth ist aufgefunden worden, nämlich dem Zwergvolke der Akkas. Während seines Aufenthaltes in der Residenz des Manbuttukönigs Munsa sah Schweinfurth eine ganze Colonie solcher Akkas und wusste sich sogar einen derselben, Namens Nsewuë, zu verschaffen; er adoptirte ihn förmlich und führte ihn mit sich. Auf der Rückreise nach Europa starb derselbe leider in Berber in Folge seiner Unmässigkeit an Dysenterie. Seitdem sind jedoch zwei andere Akkas nach Europa gebracht worden und werden gegenwärtig in Italien erzogen. Schweinfurth hat sechs solcher Akkas genau untersucht und gemessen: Keiner war grösser als 1,5 Meter. Auch Stanley erhielt Berichte von einem mächtigen, kriegs- und jagdtüchtigen Zwergvolke, das in Centralafrika wohnen solle, und Schweinfurth stellt in seinem Buche „Im Herzen von Afrika“ eine ganze Reihe von Nachrichten über die Existenz von derartigen centralafrikanischen Zwergvölkern zusammen, so dass man annehmen kann, es bilden diese Pygmäen, die sich noch zu beiden Seiten des Aequators sporadisch, enclavenartig eingeschränkt vorfinden, die Ueberreste der früheren antochthonen, von den Nigritiern versprengten Bevölkerung Afrika's. Andere Forscher hingegen wollen sie nur betrachten als physisch und geistig degenerirte Negerstämme.

Die jetzigen Besitzer Afrika's, die Neger oder Nigritier, werden eingetheilt in die sogenannten Sudanneger, welche von der Sahara bis etwa zum 15° südlicher Breite wohnen, und in die Bantuneger, welche den Süden Afrika's inne haben. — Was die äussere Erscheinung anbetrifft, so

stellt man sich den Neger gewöhnlich als Urbild der Hässlichkeit vor. Doch ist das volle Maass dieser Hässlichkeit wohl nur selten anzutreffen. Die Hautfarbe z. B. durchläuft alle Schattirungen von ebenholzschwarz bis kupferbraun. Am Schädel verschwinden bei vielen Stämmen die vorstehenden Kiefern sammt den wulstigen Lippen, und was die Nase betrifft, so weisen z. B. die in Camerons Reisebeschreibung enthaltenen Bilder Exemplare auf, welche hinter keinem römischen Profile zurückstehen. Schon ältere Reisende haben ganz erstaunt und betroffen berichtet, dass sie unter Negern vom sogenannten Negertypus nichts hätten wahrnehmen können, und Neuere, wie Livingstone, Cameron und Stanley melden öfters, dass sie eine grosse Anzahl von Personen gesehen, welche der Regelmässigkeit und Schönheit ihrer Gesichts- und Schädelbildung nach zur indoeuropäischen Rasse zu gehören schienen. Leider sind die wenigsten Reisenden wissenschaftlich hinreichend gebildet, um gründliche ethnologische Forschungen anstellen zu können. Ist es doch Stanley passirt, dass er unweit von Nyangwe in einem Dorfe Schädel als Gorillaschädel einkaufte, die sich nach seiner Rückkehr als ganz gewöhnliche Negerschädel erwiesen.

Die staatlichen Verhältnisse der Nigritier sind insofern einer gewissen Ordnung unterstellt, als wir meistens Könige oder Fürsten finden, die sich grössere oder kleinere Gebiete zu unterwerfen vermocht haben und in furchtbar tyrannischer und blutgieriger Weise regieren. Hingegen gibt es doch auch Landschaften, in welchen die einzelnen Dörfer unter sich in keinem Zusammenhange stehen: jedes Dorf hat eben einfach seinen Häuptling (mitunter gehört dieser auch dem weiblichen Geschlechte an), und lebt mit den Nachbardörfern in Krieg oder Frieden, wie es eben geht.

Doch ist die Macht der Häuptlinge nur eine beschränkte. Von jedem erlegten Wilde beansprucht er die Hälfte, von den durchreisenden Carawanen erhebt er für sich Zoll, Weg-, Brücken- und Fähregeld, und bei Rechtsstreitigkeiten seiner Unterthanen entscheidet er. Weitere Rechte hat ein Häuptling nicht, und in Viehzucht treibenden Landschaften muss er sogar, wenn die Reihe an ihn kommt, mit auf die Allmend hinaus ziehen, das Vieh zu hüten.

Was die Religion anbetrifft, so ist im ganzen äquatorialen Afrika der Fetischdienst mit seinen obligaten Priestern und Regenmachern verbreitet. Die Araber, die das Land durchreisen, thun meistens zur Verbreitung des Islam nichts, und wo etwa zu dieser Religion übergetretene Neger sich finden, so sind sie gleichwohl noch dem ärgsten Aberglauben ergeben. Das Christenthum endlich hat im äquatorialen Afrika noch gar keine Verbreitung gefunden.

Heirathen werden durch Kauf geschlossen, und jeder hält sich eben so viele Frauen, als er vermag. Ein Weib repräsentirt durch seine Arbeitskraft ein gewisses Capital, und je mehr Weiber einer besitzt, um so weniger braucht er selber zu arbeiten. Ist einer mit einer Frau nicht mehr zufrieden, so jagt er sie einfach fort; oder wenn gerade ein Slavenhändler vorbeizieht, so verkauft er sie diesem als Slavinn. Auch Kinder, namentlich solche mit sechs Fingern oder Zehen, werden von ihren Eltern oft verkauft.

Durch den ganzen Continent ist die Kunst des Eisenschmelzens verbreitet, und fast in jedem Dorfe befindet sich eine Schmiede. Viele Reisenden berichten von Gruben, in denen oberflächlich auf Eisen geschürft wird, und Livingstone fand zwischen dem Nyassa- und Bangweolo-See viele Berge, die von den Kohlenbrennern schon gänzlich abgeholzt waren. Thatsache ist, dass in vielen Landschaften

die englischen Schmiedewaaren keinen Absatz finden, weil die Neger Schmiede Besseres herzustellen vermögen. Auch Kupfer wird in einigen Gegenden gegraben und bildet einen äusserst gangbaren Handelsartikel, indem die Neger Ringe daraus bereiten, welche als Schmuck um Hals, Arme und Beine getragen werden. Oft sind diese Glieder ganz von solchen Ringen bedeckt, so dass beim Gehen ein weithin hörbares Gerassel entsteht. Stanley berichtet von Negerinnen, die über 15 Kilogramm solcher Ringe am Leibe trugen. Sehr gesucht ist auch Messingdrath, der von Sansibar aus eingeführt und ebenfalls zur Verfertigung von Schmuckringen verwendet wird. Merkwürdigerweise schätzen die im Innern wohnenden Neger das Gold, das sie „weisses Kupfer“ nennen, durchaus nicht, da es ihnen zu weich ist. Dass Gold im Innern wirklich gefunden wird, bezeugt Cameron, welchem ein Araber östlich von Nyangwe eine ganze Kürbisflasche voll Goldkörner zeigte, die von seinen Slaven waren gefunden worden. — Auch Salz wird in einigen Landschaften gewonnen, durch Auslaugen von salzhaltiger Erde oder von Asche salzhaltiger Pflanzen. Filtrir- und Gradirvorrichtungen zur Reinigung und Verstärkung der Soole sind den Eingebornen nichts Unbekanntes. — Ackerbau wird in sehr intensiver Weise betrieben, Negerhirse und Kaffernkorn dienen als hauptsächliche Nahrungsmittel, Mais gibt in Landschaften mit längerer Regenzeit binnen acht Monaten drei Ernten, jede 150—200fältig, Reis wächst wild und trägt in den arabischen Niederlassungen 100fältig, und in den höher gelegenen Gegenden ist der Ertrag des Weizens gleichfalls ein sehr reicher. Auch sonst entfaltet die Natur einen Reichthum und eine Ueppigkeit, die geradezu erstaunend wirken, und die begeisterten Schilderungen der Reisenden von der Schönheit und grossartigen Pracht

der Wälder lassen uns erkennen, welche Kraft der Vegetation in diesen Ländern herrscht. Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Muskatnüsse, sehr scharfer Pfeffer und Caffee wachsen mancherorts wild, die Oelpalme findet sich in wunderbarer Fülle im Congobecken bis zu 1000 Meter Höhe, und nördlich vom Ukerewe gibt es ganze Wälder von Bananen, deren Früchte den Einwohnern als Nahrung dienen. Bäume von 6 Meter Umfang und 30—40 Meter Höhe sind keine Seltenheit; lagerte doch einst Cameron mit 200 Mann im Schatten einer einzigen Sykomore. In den Ebenen schiesst das Gras bis zu 2 Meter Höhe empor und ermöglicht so eine grossartige Viehzucht. Leider kann diese aber nicht überall betrieben werden, weil das Vorkommen der Tsetsefliegen für Rindvieh, Schafe, Pferde und Hunde von tödtlichen Folgen ist. Merkwürdigerweise bleibt sowohl der Mensch als auch die wilden Thiere nebst Maulthier, Esel und Ziege vom Stiche dieser Fliege verschont; noch merkwürdiger ist der Umstand, dass das Rindvieh nur in erwachsenem Zustande für das Gift derselben empfänglich ist, während Kälbern der Stich nicht im Geringsten schadet. Dieses Insect, kaum grösser als eine gewöhnliche Stubenfliege, hält sich nur in bestimmten, scharf abgegrenzten Districten auf und wechselt anscheinend seinen Standort niemals. Es kommt vor, dass die Tsetse sich an einem Ufer eines Flusses befindet, während das andere von ihr frei ist, und mancherorts kommt sie gewissermaassen inselartig vor, oft nur durch 500 Schritt breite, von ihr freie Zwischenräume getrennt. Wo dieses Insect sich findet, kann natürlich keine Viehzucht getrieben werden. Wie gross aber in von demselben freien Landschaften der Reichthum an Vieh ist, davon legen viele Reisenden beredtes Zeugniß ab. Stanley berichtet mehrmals, dass, soweit das Auge blicken konnte,

die Ebenen von Viehheerden wie besät waren. Schweinfurth sah am Bahr el Abiad, im Lande der Schilluk, Heerden von 3000 Stück zur Tränke treiben, und am Bahr el Ghasal traf er einen Dinkahäuptling, der über 30,000 Rinder besass. Auffällig ist, dass in manchen Landschaften die Eingebornen (wohl aus Unkenntniss) die Kühe nicht melken. — Hühner, Schweine und Ziegen finden sich durch ganz Mittelafrika. — Der Fischfang spielt an den Seen und grossen Strömen eine wichtige Rolle, und gedörrte Fische werden in Körben weithin verführt, wobei es oft vorkommt, dass betrügerische Händler Erde und Steine unter die Waare mischen, um die Masse und das Gewicht zu vermehren.

Die Dörfer sind meist mit Wall, Graben und Pallisadenverhau umgeben zum Schutze gegen Feinde und wilde Thiere. Zur Wohnung dienen an der Ostküste runde Grasshütten, weiter im Inneren, in viehzüchtenden Gegenden, werden grosse viereckige Gehöfte angelegt, sogenannte Tembe, welche innen einen Hofraum offen lassen, und in welchen Mensch und Vieh durch einander wohnt. Um den Congo herum bauen die Leute eigentliche Holz- und Lehmhäuser, die sie roth anstreichen und in gewisser Regelmässigkeit neben einander hinstellen, so dass förmliche Gassen entstehen. Stanley sah am Congo Städte, die sich 4 Kilometer weit mit mehreren Strassen dem Flusse entlang erstreckten. — In jedem Dorfe befindet sich eine grössere Hütte, die als Versammlungsort und Gasthaus für fremde Händler dient. Da kommen die Männer des Abends zusammen, um zu berathen (jeder Neger ist ein geborener Redner), zu schwatzen und zu rauchen. Dabei fliesst das aus Mais oder Korn gebraute Bier in Strömen und Tänze werden aufgeführt. So lange der Vorrath an Mais oder Bananen reicht, um das



(für europäische Gaumen ungeniessbare Pembe) Bier oder den süssen Bananenwein zu brauen, ist jeden Abend der grössere Theil der Dorfbevölkerung berauscht.

An der Ostküste tragen die Eingeborenen zur Bekleidung ein um die Hüften geschlungenes Tuch, weiter im Innern findet man etwa auch einen von der Hüfte bis zum Knie reichenden Grasrock, der dem Individuum das Aussehen eines Stachelschweines ertheilt. Meistens aber werden nur kleine aus Leder oder Bast gefertigte Schürzen getragen, die zur Schonung während der Arbeit mit aus Blättern verfertigten vertauscht werden. Ganz nackte Stämme gehören nicht zu den Seltenheiten. Stanley erzählt auch, dass in der Landschaft Manuyema am Mittel-Congo die Leute eine Art von natürlicher Schürze tragen, indem in Folge von Zerren an der Fettdecke des Bauches von Kindheit an das Fettpolster allmählig bis zu den Knien hinunterhängt. — Allgemein üblich ist die Sitte des Tätowirens. Ebenso findet sich bei allen Stämmen der Gebrauch, entweder alle oder nur einzelne Zähne spitz zuzufeilen, wodurch der Mund lebhaft an ein Krokodil erinnert. Diese Sitte hat ihren Grund darin, dass man mit gespitzten Zähnen beim Kampfe den Gegner besser beiessen kann. Auch werden mitunter einzelne Zähne ausgebrochen. Ohrlappen und Lippen dienen als Aufbewahrungsort von Muscheln und anderen Kostbarkeiten und werden dadurch zu ungemeiner Grösse aufgetrieben. Cameron sah Leute mit Ohrlappen, die bis zur Schulter hinunter reichten und ein wahres Raritätencabinet bildeten. Die Lippen werden durch das Hineinzwängen von Holzstücken oft so gross, dass die Leute gar nicht mehr articulirt sprechen können. Ganz besondere Sorgfalt aber verwenden alle Neger auf die Pflege des Haares. Das einfache Chignon, ein Doppelchignon zu beiden Seiten des

Kopfes, ein grosser weit vorspringender Schirm, Hauben, wie sie bei uns früher von älteren Frauen getragen wurden, eine Reihe von etwa 3 Centimeter hohen Hörnern, ein den ganzen Kopf umhüllender Korb, aus dem nur knapp das Gesicht heraussehen kann, alles das wird mittelst Lehm und Wachs in kunstvoller Weise aus den Haaren geflochten. Eine Frisur dauert gewöhnlich zwei bis drei Tage, wird dann aber auch eben so viele Jahre lang nicht mehr erneuert. Manche bepflanzen auch den Kopf mit Lehm, so dass vom Haare absolut nichts mehr kann wahrgenommen werden, und drücken Eisenplättchen in denselben hinein, wahrscheinlich zum Schutze gegen Schläge auf den Kopf. Solche Haarputze dienen auch als beliebter Aufbewahrungsort für Pfeife, Pfeile, Messer und ähnliche Gegenstände. In manchen Gegenden bestreichen sich die Leute den Leib mit einer Salbe, die aus Butter, Lehm und pulverisirter Holzkohle besteht. Wie schmutzig ein solcher Neger aussehen und welchen Wohlgeruch er entsenden mag, kann man sich denken. — Als weiterer Schmuck dienen die oben schon genannten Eisen-, Kupfer- und Messingringe. Aermere begnügen sich mit Ringen von Flusspferdhaut oder auch mit hübsch geflochtenen Binden von Gras. Ausserdem bilden Glasperlen und Muscheln (Kauris) nicht nur einen werthvollen Schmuck, sondern dienen zugleich auch als gangbare Münze; die Glasperlen sind namentlich im Osten sehr beliebt, und jeder Händler und Reisende muss sich, bevor er seinen Zug von der Küste aus antritt, mit dem nöthigen Quantum versehen, und da in den verschiedenen Landschaften der Geschmack der Einwohner, was Grösse und Farbe der Perlen anbetrifft, verschieden ist, ja sogar von Jahr zu Jahr gewissermaassen mit der Mode wechselt, nimmt man gewöhnlich verschiedene Sorten mit.

Man zieht sie auf Schnüre, je zwanzig auf eine; eine solche Perlschnur reicht hin, um den Lebensunterhalt eines Freien für einen Tag zu kaufen. Sklaven werden schlechter genährt. Als weiteres Currentgeld werden auch blaue und weisse Baumwollzeuge von amerikanischer oder englischer Fabrication gebraucht. Der Handel liegt gänzlich in den Händen der Araber, die, von der Insel Sansibar ausgehend, allmählig immer weiter nach Westen zu vorgedrungen sind. Sie gründeten im Innern an geeigneten Punkten Niederlassungen, von denen aus sie das Land durchstreiften, um Elfenbein und Sklaven aufzutreiben. Da aber die Elephanten immer mehr ausgerottet werden, sahen sie sich genöthigt, immer tiefer in's Land hinein zu dringen, und so sind sie in den letzten Jahren bis über den Congo hinaus gelangt und sind zusammengetroffen mit Carawanen, die von der Westküste aus von Portugiesen oder Halbblutnegern unternommen werden. Von Norden her sind dem Nile nach aufwärts nubische, ägyptische und europäische Elephanten- und Sklavenjäger vorgedrungen und haben ihre festen Niederlassungen errichtet, aber, auch hier wurden durch die schonungslose Vernichtung des Elephanten die Jäger genöthigt, ihre Züge immer weiter nach Süden auszudehnen. Dr. Schweinfurth sah, wie ganze Heerden von Elephanten, Weibchen und Junge inbegriffen, von den Niam-niams durch Anzünden der Steppe vernichtet wurden. Es wäre nicht schwer, sagt er, von fünf zu fünf Jahren die Zonen quer durch das Gebiet des Gazellenstromes zu legen, innerhalb welcher diese Thiere theils vor der Massenverfolgung sich zurückgezogen haben, theils ausgerottet worden sind. Hauptstapelplatz des ganzen ostafrikanischen Elfenbeinhandels ist Sansibar; durchschnittlich kommen jedes Jahr 20,000 Elephantenzähne nach diesem Hafen, es werden also jährlich mindestens 10,000

Elephanten getödtet. Das Durchschnittsgewicht eines Paares Zähne ist 25 Pfund, doch gibt es auch Zähne, die bis 170 Pfund schwer und drei Meter lang sind. Nicht mit Unrecht hat man den afrikanischen Elfenbeinhandel einen Zwilingsbruder des Sklavenhandels genannt, denn alle arabischen Elfenbeinjäger sind — zugleich auch Sklavenzäger. Es bringt das schon die Art des Reisens in Mittelafrika mit sich. Da weder Kameel, noch Ochs, noch Pferd daselbst existiren können, ist der Mensch das einzige Transportmaterial und müssen daher zur Beförderung der Waaren landeinwärts und zur Herausführung des erhandelten Elfenbeines ganz enorme Menschenmassen verwendet werden. Und da der Lohn für gemiethete Träger ein verhältnissmässig bedeutender ist, so schlägt der arabische Kaufmann zwei Fliegen mit einer Klappe, indem er Sklaven erjagt und das Elfenbein durch dieselben an die Küste transportiren lässt: in Sansibar verkauft er dann nicht nur das Elfenbein, sondern auch noch die Sklaven, die ihn gar keinen Ankaufspreis gekostet haben und deren Unterhalt ihn auch nicht theuer zu stehen kommt. So hat er dann doppelten oder auch dreifachen Gewinnst. Livingstone nannte den Sklavenhandel die „klaffende Wunde der Menschheit“ und hatte seine Hauptthätigkeit auf die Aufhebung desselben gerichtet. Es liegen uns von einer ganzen Reihe von Reisenden die ausführlichsten und übereinstimmendsten Berichte vor, die einem wahrhaft die Haare zu Berge stehen machen über die Grausamkeiten und Schändlichkeiten, die beim Sklavenslange von Arabern, Nubiern, Europäern und Negern begangen werden, und namentlich verfahren diejenigen Neger, die selber als Sklaven im Dienste von Arabern den Menschenraub betreiben, am allergrausamsten. Allerdings muss man sagen, dass eine nicht geringe Schuld an der Sklaven-

jagd den Negerhäuptlingen selber beizumessen ist; denn gewöhnlich geht solch' eine Razzia in folgender Weise vor sich: Zwei Negerhäuptlinge liegen in Streit miteinander: der eine ruft einen arabischen Händler zur Hilfe herbei; dieser erscheint mit seinen mit Flinten bewaffneten Leuten, das feindliche Dorf wird überfallen und angezündet; die sich zur Wehr setzenden Männer werden niedergeschossen, Weiber und Kinder aber gefangen genommen. Würden die Leute in den verschiedenen Dörfern zusammenstehen und ihre Privatfeindschaften entweder ganz ruhen lassen oder wenigstens nicht die Araber als Helfer herbeirufen, es würde diesen wohl nicht so leicht werden, ihre Sklaven zu erbeuten. Oft auch wird eine solche Razzia ohne äussere Veranlassung, wie Herbeirufung durch Häuptlinge, unternommen. Wo man eben ein Dorf trifft, das nicht fest verschanzt ist, oder dessen Männer sonst feige sind, so wird es rasch erobert, die Einwohnerschaft gefangen oder ermordet, das Vieh weggetrieben und die Hütten verbrannt. Um zehn Menschen zu fangen werden durchschnittlich hundert ermordet, und es ist berechnet worden, dass auf diese Weise jährlich in ganz Mittelafrica über circa 400,000 Menschen lediglich der Sklavenjagd wegen getödtet werden. Natürlich werden durch diese Sklavenjagden auch die dichtbewohntesten Gegenden gänzlich entvölkert. Weite Strecken um den Nyassa fand Livingstone ganz menschenleer, besät mit Ueberresten menschlicher Körper, Wohnungen und Geräthschaften. Die Landschaft Manuyema hatte nach den Angaben Stanley's im Jahre 1850, vor dem Erscheinen der Araber, etwa 40,000 Einwohner, jetzt allerhöchstens noch 20,000. Gerade aus dieser Landschaft haben wir durch Livingstone einen wahrheitsgetreuen Bericht erhalten über ganz unerhörte Grausamkeiten, die 1871 von Arabern in Nyangwe

begangen wurden. In dieser arabischen Niederlassung fand jeden Tag ein von etwa 3000 Eingeborenen besuchter Markt statt. Eines Tages nun fiel ein Trupp Araber ohne irgendwie gereizt worden zu sein, sondern lediglich um die Manuyemer einzuschüchtern über die Marktleute her und schoss zusammen, was ihnen unter die Hände kam. Ueber 400 Eingeborene wurden auf dem Marktplatze getödtet, viele noch auf der Flucht über den Congo erschossen. Was sich in's Haus Livingstone's rettete, blieb verschont. Aber nicht zufrieden mit dieser Blutthat setzten die Araber den Flüchtigen nach und acht Tage dauerte das Sengen, Morden und Plündern in der Umgegend fort: über 40 Dörfer wurden zerstört und die Zahl der Ermordeten überstieg 2000. Nicht besser als die Araber machten es die Nubier im Gebiete des Bahr el Ghasal: Die Stadt Chartum am Nil war der Hauptsitz des Sklavenhandels, und es ist zu beklagen, dass daselbst namentlich Europäer als die schändlichsten Sklavenjäger und -händler berüchtigt waren. Endlich dringen auch von der Westküste, von den portugiesischen Besitzungen her und von Portugiesen ausgerüstet und von christlichen Halbblutportugiesen angeführt, Sklavenjägerzüge bis zum Congo vor, die nicht weniger grässlich hausen als die arabischen Carawanen. Eine einzige portugiesische Carawane trieb, wie Cameron als Augenzeuge erzählt, 1500 Sklaven zusammen; ein Unteranführer derselben rühmte sich, 1500 Menschen getödtet, verbrannt oder dem Hungertode preisgegeben und zehn Dörfer zerstört zu haben: seine ganze Beute bestand aber nur in 52 Weibern. Die unglücklichen Sklaven werden nach ihrer Gefangennahme in die Gabel gespannt, dass sie nicht entfliehen können, jedem wird noch eine tüchtige Last Elfenbein oder anderes Gepäc auf den Kopf gelegt und nun geht's der Küste zu; aber die aller-

wenigsten erreichen dieselbe. Livingstone berichtet: „Sie klagten regelmässig über Schmerzen im Herzen, und nach drei Tagen sterben sie, ohne Anzeichen einer Krankheit, am gebrochenen Herzen: offenbar erliegen diese also dem Heimweh.“ Manche wieder vermögen die Strapazen nicht auszuhalten und brechen kraftlos zusammen; die Araber schlagen sie dann todt, sei es im Zorn über diesen Verlust, sei es um andern die Lust zu benehmen sich zum Scheine todmüde zu zeigen. Oft auch werden die armen unglücklichen Geschöpfe, wenn sie nicht mehr weiter gehen können, in ihren Jochen an Bäume festgebunden und dem Hungertode und wilden Thieren überlassen. Auch sonst ist die Sterblichkeit unter diesen armen Slaven eine ganz ungemaine; der englische Consul in Sansibar berichtet, dieselbe erreiche oft während des Marsches die entsetzliche Höhe von 75 %. Livingstone und Cameron erzählen, dass stellenweise der Weg ganz besät gewesen sei von Gerippen und Jochen todtter Slaven. Die meisten Slaven werden nach Arabien verführt. Sansibar war früher auch Stapelplatz für den Slavenhandel, und der Sultan dieser Insel bezog für jeden ausgeführten Slaven einen Zoll. Nun haben sich aber die Engländer in's Mittel gelegt und diesen Herrscher gezwungen, in seinem Gebiete die Slavenausfuhr nach Arabien zu unterdrücken, während für den Gebrauch in Sansibar selbst immer noch Slaven aus dem Innern dürfen bezogen werden; allein der Slavenhandel hat sich nun einfach neue Wege aufgesucht, namentlich über das rothe Meer werden noch immer welche nach Arabien ausgeführt, trotz den englischen Kriegsschiffen, und so lange es nicht gelingt, das Uebel an der Wurzel, nämlich in Afrika selbst, auszurotten, helfen alle Staatsverträge und Kreuzer nichts. — Auch der Khedive hat den Slavenhandel verboten, und

der Pascha in Chartum lässt alle Slaven, die den Nil herabgeführt werden, wegnehmen, freilich nur, um sie auf eigene Rechnung weiter zu verkaufen. Auch jetzt noch werden Slaven nach ägyptischen Märkten gebracht, freilich nicht auf dem Nil, sondern zu Fuss, durch die Wüste. — Seitdem die Sklaverei in Brasilien aufgehoben ist, werden, so viel bekannt ist, aus den portugiesischen Besitzungen in Benguela auch keine Slaven mehr über das Meer ausgeführt, dafür aber verhandeln die Portugiesen ihre Slaven südwärts zu den Kaffern, die sie dann als „Arbeiter“ in die Diamantgruben liefern. Viele werden auch auf den portugiesischen Plantagen in Benguela selbst verwendet.

Es bleibt uns nun noch übrig, zu zeigen, wie Reisen in Mittelafrika unternommen werden. Der Ausgangspunkt ist, wenn man von der Ostküste aus eindringt, meistens Sansibar. Zunächst mietet man die nöthige Anzahl Träger: freie Beköstigung und monatlich 10 bis 20 Francs, je nach der Art des zu leistenden Dienstes, bilden den Lohn eines Trägers! Bis zu 40 Francs erhalten die Gewehrträger, Soldaten und Anführer. Gewöhnlich hält es sehr schwer, die Angeworbenen zum Aufbruche zu bringen, indem sie unter allen erdenklichen Vorwänden noch möglichst lange in den Hafenstädten herumzulungern suchen; denn Zeit ist dem Afrikaner ein unbekannter Begriff. Vor dem Aufbruch wird jedem seine Last vertheilt: diese beträgt gewöhnlich 30 Kilogramm. Besonders werthvolle Gegenstände, Instrumente u. s. w. müssen sorgfältig verpackt und den zuverlässigsten Trägern übergeben werden. Der Zug dehnt sich sehr weit aus, da in dem hohen Grase oder im Urwalde immer nur Eifer hinter dem Andern marschiren kann. So können sich Faullenzer oder Deserteure leicht verbergen. Auch während der Nacht desertiren viele: so musste Ca-



meron während der ersten Tagemärsche mehreremal über die Hälfte seiner Leute, die nächtlicher Weile desertirt waren, vom Hafenorte Bagamojo mit Gewalt nachholen lassen. Dem Zuge voran geht ein Trommelschläger, um beim Herannahen an Dörfer die Einwohner zu avertiren; manchmal wird der Eintritt in's Dorf verboten oder erst gestattet, wenn Passagezoll bezahlt worden ist. Die nöthigen Lebensmittel müssen den Eingeborenen abgekauft werden, und man ist daher gezwungen, sich mit diesen auf einen guten Fuss zu stellen. Wenn etwa die Träger sich an den Feldfrüchten der Eingeborenen vergriffen haben, so muss man die darob erzürnten Neger, die im Verkehr mit Fremden ein ausgeprägtes Rechtsbewusstsein zur Schau tragen, durch reichliche Entschädigung zu begütigen suchen. Bei ruhigem, aber doch festem Auftreten und bei verständigem und einsichtsvollem Eingehen auf die Sitten und Anschauungen der Neger kann man fast überall durchkommen, wo nicht gerade ein Krieg ausgebrochen ist, oder wo nicht eine Hungersnoth das Land verödet hat. Wasser findet sich fast überall vor, da das äquatoriale Afrika eines der regenreichsten Gebiete der Erde ist. Zur Regenzeit kommt man bis auf die Haut durchnässt in's Quartier, und heftige Fieber reduciren die Kräfte des Reisenden auf ein Minimum. So sank Stanley's Körpergewicht in wenigen Tagen von 130 auf 87 Pfund, und er rettete sich nur dadurch, dass er in einem fort Chinin ass. Jeder Weisse ist dem afrikanischen Fieber ausgesetzt, und es haben die Forschungsreisen in Afrika mehr Menschen den Tod gebracht, als irgend welche andere Reisen. In ganz Afrika wurden bis jetzt etwa 270 grössere Expeditionen unternommen, darunter allein in Centralafrika etwa hundert, und kaum ein Viertel der dabei Betheiligten ist mit dem Leben

davongekommen. Abhärtung nützt absolut nichts: am besten schützt die Vorsicht, sich keinen Erkältungen auszusetzen, die Nässe zu vermeiden und nicht direct auf der Erde zu schlafen. Freilich ist auch die Constitution des einen oder andern Weissen gegen das Fieber widerstandsfähiger. So wurde Dr. Schweinfurth während eines dreijährigen Aufenthaltes im Gebiete des Gazellenflusses (Bahr el Ghasal), also in einer echten Fieberlandschaft, nie vom Fieber geplagt, während er auf früheren Reisen stark daran gelitten hatte. Er schreibt die Ursache hievon seiner damals krankhafter Weise stark vergrößerten Milz zu, die gewissermaassen als Miasmen desinficirendes Organ diene.

## II.

Die Missionäre Krapf und Rebmann hatten in Sansibar 1856 durch Araber Kenntniss erhalten von der Existenz eines grossen See's im Innern und sandten eine nach diesen Erkundigungen zusammengestellte Karte, auf welcher ein See von der Grösse der Ostsee eingezeichnet war, an die britische geographische Gesellschaft. Diese sah sich hiedurch veranlasst, die beiden Capitäne der indischen Armee, Burton und Speke mit der Ausführung einer Forschungsreise nach jenem Theile Afrika's zu betrauen. 1857 brachen diese von der Sansibarküste auf und erreichten das Ostufer des Tanganjika bei Ujiji. Sie durchschifften den See in seiner Breite von Ost nach West und machten sich dann wieder auf die Rückreise nach der Küste. In Kaseh, dem Hauptorte der Landschaft Unyamwesi, wurden beide so heftig vom Fieber befallen, dass Burton für längere Zeit unthätig liegen bleiben musste; Speke erholte sich schneller wieder, und da die Araber, bei welchen sie her-

bergten, ihnen von einem grossen See im Norden erzählten, brach Speke mit 20 Trägern und 10 Soldaten auf, um diesen See aufzusuchen; er erreichte auch wirklich nach zwanzigtägiger Reise den Ukerewesee an dem südlichen Ufer, und es drängte sich ihm gleich die Vermuthung auf, dass dies der Quellsee des Nil sein möchte; da er aber wieder nach Kaseh zu seinem Genossen zurückkehren musste, so konnte er seine Forschungen nicht weiter ausdehnen. Beide kehrten nach Sansibar zurück und ihre Entdeckungen verfehlten nicht, in der ganzen Welt, besonders aber in England, das grösste Aufsehen zu erregen. Die geographische Gesellschaft zögerte nicht, Speke in Begleitung seines Freundes Grant schon im Jahre 1860 wieder nach Sansibar zu senden, um die begonnenen Forschungen zu vollenden. Desertion der Träger, eine Hungersnoth, die unter den Eingebornen Kämpfe hervorrief, und eine heftige Regenzeit hielten die Expedition acht Monate lang in Kaseh zurück. Nachdem sie endlich den Wiederaufbruch hatten in's Werk setzen können, zogen sie in nordwestlicher Richtung und gelangten auf die Westseite des Ukerewesee's; sie durchzogen das Bergland Karagwe und fanden daselbst einen äusserst aufgeklärten Fürsten, Namens Rumanika, der, eine Ausnahme von allen afrikanischen Herrschern bildend, in sehr milder Weise regierte. Von da gelangten sie in's Reich Uganda, das sich halbmondförmig im Norden des Ukerewe ausdehnt, und erreichten im October 1861 die am See gelegene Residenz des mächtigen Waganda-Königs Mtesa, der ihnen einen festlichen und wohlwollenden Empfang bereitete. Sie blieben bis zum Juli 1862 bei diesem Fürsten und lernten in ihm einen heftig-ungestümen, rasch-aufblühenden Despoten kennen, der, wie alle anderen afrikanischen Herrscher, mit Leib und Leben seiner Unterthanen

auf die tyrannischeste Weise umging. Hof, Harem und Volk hielt er durch tägliche Hinrichtungen im Zaum, Speke sah jeden Tag 2—3 der unglücklichen Palastweiber zur Hinrichtung abführen. Am meisten Vergnügen von allen Geschenken machte ihm eine Flinte: mit ihr schoss er nach Laune Kühe nieder, die er weiden sah, oder auch Leute, die zufällig vorbeingingen. — Die Länder Karagwe und Uganda werden von Speke und Grant als förmliche Gartenlandschaften geschildert, in denen Alles gedeiht, was heissfeuchte Lage liebt, als „vollkommene Negerparadiese,“ wo man nur zu säen braucht, um mühelos zu ernten. Die beiden Reisenden besuchten den Ausfluss des Ukerewesee's und benannten den daselbst gebildeten Wasserfall zu Ehren des Earl of Ripon, des damaligen Präsidenten der englischen geographischen Gesellschaft, „Riponfälle.“ Hierauf zogen sie nördlich, verloren den Nil, der bekanntlich westlich in den Mwutan Zige fliesst, und stiessen endlich, nur noch von 18 Mann begleitet, in Faloro, südlich von Gondokoro, auf die südlichsten Vorposten der ägyptischen Sklavenjäger. Die geographische Gesellschaft hatte den Engländer Petherik angewiesen, von Chartum den Nil aufwärts der Speke'schen Expedition entgegenzudringen. In Gondokoro stiess jener mit den Reisenden zusammen und so war nun die Brücke zwischen Nord- und Centralafrika geschlagen.

In Oberägypten trafen die beiden Reisenden einen zweiten Engländer an, den Ingenieur Samuel Baker. Dieser war mit drei Schiffen den beiden Reisenden den Nil hinauf entgegen gefahren, mit einer enormen Ausrüstung, die er auf eigene Kosten angeschafft hatte, in der Hoffnung, er treffe die Beiden irgendwo am Aequator in einer heillosen Klemme, aus der er dann das Vergnügen haben könne, sie zu erlösen. Während nun die Speke'sche Expedition strom-

abwärts ging, verblieb Baker bei seinem Entschluss, die Seenregion zu besuchen und die von Speke noch nicht durchforschte Strecke westlich von den Riponfällen zu bereisen. Von seiner Frau begleitet, brach er 1864 auf und erreichte unter vielen Beschwerden die Residenz des Königs von Unjoro, einer Landschaft, die nördlich von dem obengenannten Uganda liegt. Unterwegs waren ihm alle Transportthiere umgekommen, die Führer desertirt und die Vorräthe an Lebensmitteln, Kleidern und Chinin ausgegangen: die Reisenden waren fortwährend fieberkrank. Da kurz zuvor ägyptische Sklavenjäger in Unjoro eingedrungen waren und viele Leute geraubt und getödtet hatten, so wurde Baker, den die Eingebornen auch als einen „Türken“ ansahen, ein schlimmer Empfang bereitet. Erst als eine Abordnung königlicher Beamter durch Untersuchung festgestellt hatte, dass er der Bruder Speke's sei, der ja auch Unjoro durchreist hatte, behandelte man ihn besser. Da er nämlich den gleichen Bart hatte, wie Speke, glaubten die Eingebornen, er habe jedenfalls auch die gleichen Eltern. Der König von Unjoro, Kamrasi, benahm sich zwar auch gegen Baker ebenso filzig, wie gegen Speke, doch erlaubte er ihm, weiter zu reisen, und so gelangte Baker an einen See, den er Albert Nyanza nannte, der aber bei den Eingebornen Mwutan Zige heisst. Er beschiffte in einem Boote einen Theil der Nordostküste desselben, entdeckte den Einfluss des aus dem Ukerewe kommenden Nil, von ihm Sommerset genannt, nebst den Murchisonfällen und fand auch den Ausfluss des See's. Hierauf kehrte er wieder nach Aegypten zurück.

Mit dieser Entdeckungsreise tritt in diesem Theile Afrika's ein zehnjähriger Stillstand ein, binnen welcher Zeit kein Europäer die Ufer dieser Seen besucht.

Mit dem Jahr 1866 nun betritt von Süden her ein

Mann den Schauplatz Centralafrika's, dessen Name bereits den besten Klang unter Afrikareisenden hatte, dem die Erdkunde schon die Erforschung Südafrika's verdankte, und der nun, getrieben von einem heiligen Eifer für Verbreitung von Cultur und Humanität, den Rest seines Lebens der Erschliessung Centralafrika's und der Unterdrückung des Sklavenhandels gewidmet hatte; es ist dies der englische Missionar Dr. David Livingstone. Nach einer mehr dem practischen Beispiele als der Predigt gewidmeten langjährigen Missionsthätigkeit in Südafrika hatte er als der Erste die Wüste Kalahari durchreist, die Victoriafälle des Zambesi entdeckt und sodann Südafrika von der Loandaküste bis zur Mündung dieses Stromes durchquert. Im Jahre 1858 hatte er eine zweite Reise den Schire hinauf unternommen und den Nyassa-See entdeckt. 1866 sodann wurde er von der britisch-geographischen Gesellschaft zum dritten Male ausgesandt, zugleich verlieh ihm die Regierung Titel und Gehalt eines Consuls, und so sehen wir ihn denn zunächst in Sansibar mit Reisevorbereitungen beschäftigt. Der Sultan dieser Insel gab ihm Empfehlungsschreiben mit an die arabischen Händler des Continentes. Seine Bedienung bestand aus 36 Leuten, worunter 9 Nassikknaben sich befanden, die als Kinder östlich vom Nyassa waren geraubt worden, und deren Repatriirung Livingstone bewerkstelligen wollte. Der grösste Theil der übrigen Mannschaft bestand aus Indiern, die wenige Tagereisen nach dem Aufbruche, theils aus Furcht vor dem unbekannten Innern, theils aus Faulheit ihrem Herrn alle möglichen Hindernisse in den Weg legten, um ihn zur Rückkehr zu nöthigen. Er hatte auch eine Anzahl indischer Kameele und Büffel mitgenommen, in der Hoffnung, dieselben würden dem Stiche der Tsetse trotzen. Von der

Mündung des Rovumaflusses an der Ostküste aufbrechend, zog er zunächst an's Südende des Nyassa-See's. Ueberall zeigten sich die traurigen Folgen des Sklavenhandels. Man sollte es kaum für möglich halten, dass in einer Landschaft, in welcher Livingstone an einem einzigen Maiskolben 1600 Körner fand, Hungersnoth herrschte, und doch fand der Reisende an einzelnen Stellen ganze Familien, die Hungers gestorben waren. Je weiter er nach Westen zu dem Nyassa entgegen zog, um so öder und ausgestorbener wurde das Land, während zahlreiche Spuren davon zeugten, dass noch vor Kurzem eine ackerbautreibende und eisenschmelzende Bevölkerung daselbst gewohnt hatte. Die arabischen Carawanen, deren einzelne über 1000 Sklaven mit sich führten, wichen dem Livingstone überall aus, da sie ihn als einen Engländer fürchteten. Die Diener Livingstone's zeigten sich von Tag zu Tag fauler und widerspenstiger, und von den mitgeführten Kameelen und Büffeln starben die meisten. Schliesslich wandte er den widersetzlichen Dienern gegenüber die Peitsche an; als aber auch dieses Mittel nichts nützte, schickte er sie wieder an die Küste zurück und reiste nur mit den wenigen noch übrig bleibenden Trägern und den Nassikknaben weiter. Am 8. August erreichte er den Nyassa-See; aber die an demselben ansässigen Araber wollten ihm ihre Boote nicht leihen, aus Furcht, er verbrenne sie, um dadurch ihren Sklavenhandel zu unterdrücken, und so sah er sich genöthigt, den See zu umgehen. Am Südende desselben traf er noch Bekannte von seinem ersten Besuche des See's her, die ihn sehr freundlich aufnahmen. In allen Dörfern setzte man ihm grosse Krüge Bieres vor, bewirthete ihn mit Hammelfleisch und merkwürdigen Kuchen, die aus Mücken gebacken waren: die Eingebornen fangen die Mückenschwärme mit grossen Körben und kneten

dann einen Teig daraus, der gebacken ganz gut schmecken soll. Er überschritt den Schire und wandte sich nun nordwestlich. Da ein im Norden des See's wohnender kriegerischer Volksstamm, die Mazitu, das Land plündernd und slavenfangend durchstreifte, hatte er Mühe, durchzukommen, da er keine Führer erhalten konnte. Auch brannte der Rest seiner von Sansibar mitgenommenen Träger aus Furcht vor den Mazitu durch und bestahl ihn noch. Sie gelangten nach Sansibar und verbreiteten daselbst die Nachricht, der Doctor sei gestorben. Dieser aber wanderte mit seinen wenigen Begleitern nordwärts; unter manchen Entbehrungen kam er endlich an das Südufer des Tanganjika-See's, wo er bei arabischen Kaufleuten auf Grund seines Empfehlungsbriefes freundliche Aufnahme fand, Da zwei Slaven seine Medicinkiste gestohlen hatten, litt er sehr an Fieber. Nachdem er sich wieder einigermaassen erholt hatte, zog er mit einer arabischen Carawane von 400 Mann westwärts an den Moero-See und besuchte den König Casembe. Dieser regierte sein Land in äusserst grausamer Weise: über 60 Menschenschädel schmückten den Thorweg der Residenz, und Livingstone sah viele Menschen, denen zur Strafe für geringfügige Vergehen Hände, Nase und Ohren abgehauen waren. Das Land war überall sehr entvölkert und die Einwohner misstrauisch. Der Casembe, sowie ein in seiner Stadt wohnender Araber, nahmen den Reisenden freundlich auf und gaben ihm Führer zum Besuche des Bangweolo- oder Bemba-See's. Er fuhr in einem Boote nach vier in der Mitte desselben befindlichen Inseln, konnte aber wegen feindseliger Gesinnung der Eingebornen nicht weiter gelangen und kehrte deshalb wieder nach Norden zurück. Dabei vermied er aber die Residenz Casembe's, weil dieser inzwischen Krieg mit den Arabern an-



gefangen hatte. Livingstone kam glücklich durch sein Land hindurch und vereinigte sich wieder mit der Carawane, mit der er gekommen war. Er war nun Zeuge, wie furchtbar die Araber und ihre Leute hausten, und suchte ihnen darüber Vorstellungen zu machen, aber vergebens. Sie schlugen sich durch die feindlichen Eingebornen durch und erreichten endlich das Westufer des Tanganjika-See's; während dieses Marsches war Livingstone wieder so krank und schwach, dass er in einer Sänfte getragen werden musste. Die Araber gaben ihm Boote, und er fuhr nach Ujiji am Ostufer des See's, wo er neue Vorräthe zu finden hoffte, die er vor seiner Abreise von Sansibar dorthin hatte transportiren lassen; allein er sah sich in seiner Hoffnung getäuscht, indem die eine Hälfte halbwegs der Küste in Kaseh liegen geblieben war, da ein Krieg die Carawanenstrasse sperrte; die andere Hälfte war wohl nach Ujiji gelangt, war aber grösstentheils gestohlen worden, so dass er nur sehr wenig mehr davon vorfand. Er beklagte sich beim sansibarischen Gouverneur; das half aber nicht viel, und Briefe an den englischen Consul und den Sultan in Sansibar wurden von den Arabern einfach nicht befördert, weil sie befürchteten, er verklage sie; sonst betrugen sie sich sehr höflich und freundlich gegen ihn. Nachdem er sich in Ujiji etwas gekräftigt hatte, brach er im Juli 1869 abermals auf, um westwärts reisend den Fluss Lualaba zu untersuchen, von dem er vermuthete, dass er der Nil sei. Wiederum reist er in Gesellschaft von arabischen Elfenbein- und Sklavenjägern mit nur noch vier Dienern und sehr wenigen Vorräthen und durchwandert das Land Manuyema, in welchem er die ersten Spuren von Menschenfresserei findet; nicht nur wurden von den Manuyemern die Leichen der Erschlagenen gegessen, sondern

auch verscharrte und halbverwesene Leichname wurden ausgegraben und verzehrt. Gewöhnlich legten sie das Menschenfleisch 3—4 Tage lang in's Wasser, um ihm durch die rasch eintretende Fäulniss einen gewissen Hautgout zu verleihen. Die Eingebornen waren durchaus nicht durch Hunger zu dieser Menschenfresserei genöthigt, indem Ueberfluss an Mais, Ziegen und Wild im Lande vorrätzig war. Im März 1871 erreichte er endlich die arabische Niederlassung Nyangwe am Lualaba (Congo) und versuchte von da aus den Fluss abwärts zu fahren. Da er aber keine Boote erhalten konnte, musste er seinen Plan aufgeben; hiezu kam noch, dass sein Unwille über die Grausamkeiten der arabischen Jäger von Tag zu Tag stieg, und als dann unter den Eingebornen das grosse Blutbad angeordnet wurde, von dem wir oben gesprochen, verliess er Nyangwe schleunigst, um nicht länger in der Gemeinschaft dieser Bluthunde bleiben zu müssen. Mit nur wenigen Begleitern schlägt er sich durch das Land Manuyema durch und gelangt endlich, zum Skelett abgemagert und arm wie ein Bettler, in Ujiji an. Hier aber fand er in seinem Elende einen unerwarteten Retter.

Da man in Europa schon seit drei Jahren nichts mehr von ihm vernommen hatte, rüstete der Eigenthümer des „Newyorker Herald“ in aller Stille eine Expedition aus, die unter der Führung des Zeitungscorrespondenten Stanley den Dr. Livingstone aufsuchen sollte. Diese Hilfsexpedition war nun von Sansibar aus nach Westen vorgedrungen und fand den Doctor auf's Aeusserste heruntergekommen in Ujiji. Welche Freudengefühle mochten wohl den edlen Reisenden beseelen, als er nach dreijähriger Einsamkeit wieder einmal das Gesicht eines Weissen, eines Stammesgenossen, erblickte. Nachdem er in Folge der ihm von

Stanley gebrachten Hülfe sich wieder gestärkt hatte, befuhren beide zusammen das Nordende des Tanganyika, weil es hieß, es sei daselbst ein Ausfluss des See's. Sie fanden aber nichts dergleichen. Stanley lud hierauf den Livingstone ein, mit ihm nach England zu kommen, um sich daselbst völlig zu erholen; allein da der Missionar sich wieder ganz bei Kräften fühlte, so schlug er die Einladung aus, Stanley kehrte allein nach England zurück, und Livingstone trat von Neuem die Reise nach Westen an; da er immer noch glaubte, der Lualaba gehöre dem Stromgebiete des Nil an, so hoffte er, am Oberlauf desselben irgend ein Land oder eine Stadt vorzufinden, welche noch Spuren der Anwesenheit des Propheten Moses zeige und dadurch zur Bestätigung der Erzählungen des Alten Testaments beitragen könnte. Auch hoffte er, das im Alterthum berühmte Priesterreich Meroë entdecken zu können. Von solchen phantastischen Ideen erfüllt, zog er wiederum an den Bangweolosee, diesmal mit 75 Mann, von denen die meisten ihm durch Stanley aus Sansibar waren zugesandt worden. Das gereichte ihm aber zum Verderben, denn überall flohen die Eingebornen, aus Furcht, es komme eine der berühmten Araberhorden; in Folge dessen konnte er keine Lebensmittel kaufen. Zugleich überraschte ihn die Regenzeit, und so stellte sich denn bald ein altes Unterleibsleiden wieder ein. Der Bangweolo-See hatte seine Ufer weithin überschwemmt, und man konnte nur auf elenden Booten vorwärts gelangen; Livingstone wurde immer schwächer, er konnte nicht mehr stehen noch sitzen und musste in einer Sänfte elendiglich weiter geschleppt werden. Endlich erreichte ihn der Tod; er starb am 1. Mai 1873 am Südufer des Bangweolo-See's. Zwei treue Diener, Susi und Chuma, übernahmen nun die Führung der Carawane; der

Leichnam wurde geöffnet, eingesalzen und in einen Sarg von Baumrinde verpackt. So zogen sie zunächst nach Ujiji, überall verheimlichten sie den Tod ihres Herrn und verbargen die Leiche in einem Baumwollenballen, weil die Eingebornen den Transport eines Leichnams nicht gestatten; so gelangten sie, auf's Aeusserste erschöpft und abgerissen, in Unyanyembe an und trafen hier eine Expedition, die von der englischen geographischen Gesellschaft war ausgesandt worden, um Livingstone, über dessen Schicksal die arabischen Händler in Sansibar schon seit längerer Zeit beunruhigende Nachrichten verbreitet hatten, von Neuem aufzusuchen. Diese Expedition bestand aus den englischen Officieren Cameron und Murphy, sowie dem Naturforscher Dr. Dillon; ihnen hatte sich noch angeschlossen Livingstone's Neffe Moffat; doch starb dieser, noch bevor er nur Unyanyembe erreichte. In dieser Stadt also stiessen sie zusammen mit den die Leiche Livingstone's nach der Küste Transportirenden, und da somit der eine Zweck der Expedition dahinfiel, trennten sie sich. Murphy und Dr. Dillon, beide vom Fieber sehr geschwächt, schlossen sich dem Leichenzuge nach der Küste an. Cameron aber blieb in Unyanyembe, um die Entdeckungen Livingstone's zu Ende zu führen. Der Leichenzug kam glücklich in Sansibar an, die Leiche wurde nach England geführt und mit allen nationalen Ehren im Westminster bestattet.

Wenden wir uns nun wiederum dem in Unyanyembe gebliebenen Cameron zu. Er hatte beschlossen, an den Tanganjika vorzudringen und dann womöglich den Mittel- und Unterlauf des Congo zu untersuchen. Nun aber war der Weg nach Ujiji versperrt durch eine Fehde zwischen einem tapfern Negerkönige Mirambo und den Arabern, und Cameron sah sich daher genöthigt, einen Umweg nach Süden

zu machen. Mirambo wagte nicht, ihn anzugreifen, weil er vor ihm als englischem Officier Respect hatte, und so kam Cameron im Februar 1874 glücklich in Ujiji an. Er mietete nun zwei Boote und umfuhr den Tanganjika-See, um zu untersuchen, ob er einen Ausfluss habe oder nicht. Er glaubte auch wirklich in dem pag. 9 erwähnten Lukuga einen solchen entdeckt zu haben. Die Fahrt um den See war sehr beschwerlich und gefährlich, da die Schiffleute aus Furcht vor den oft plötzlich hereinbrechenden Stürmen immer nur dem Ufer nachfuhren und nun erst recht den Gefahren des Schiffbruches ausgesetzt waren, indem oft steile Felswände das Ufer bildeten. Bei hervorragenden Felsen musste angehalten werden, um den da wohnenden Teufel nebst seiner Frau durch Opfer zu versöhnen. — Wie sehr die Eingebornen einen Reisenden zu schröpfen verstehen, mag folgende Rechnung zeigen. Zwei Führer erhielten als Lohn für 14 Tage jeder  $17\frac{1}{2}$  Dollars und ihr Dorfvorsteher als Tribut für sich 34 Dollars. Ausserdem musste Cameron nicht nur die Boote, sondern auch die Ruder besonders mieten. Bei einer Fähre musste er für Benutzung der Seile, Ruder und Boote besonders zahlen; dann beanspruchten und erhielten die Fährleute, ihre Weiber und Verwandte, der Häuptling und dessen Verwandte männlicher und weiblicher Seite jeder einen besonderen Lohn.

Nach der Umschiffung des Tanganjika brach Cameron von Ujiji auf, und zog durch das Land Manuyema nach Nyangwe, wo er Boote zur Befahrung des Congo zu erlangen hoffte; allein er konnte keine erhalten, die Araber wollten ihm keine geben und die Eingebornen wollten ihm nur gegen Sklaven die ihrigen verkaufen, worauf sich natürlich Cameron nicht einlassen konnte. Er verliess daher Nyangwe und wandte sich südwestlich, zunächst als Schütz-

ling eines äusserst gentilen Arabers, Tippo Tip, der ihn bis in seine westlich vom Congo gelegene Niederlassung geleitete. Tippo Tip hatte eine Bande von 600 Flinten- und ebenso vielen Speerträgern und repräsentierte also eine ganz gehörige Macht. Cameron hatte nun gehört, dass im Westen ein grosser See, Sankora, sich befinde, in den der Congo fiesse; auf diesem See sollten Händler mit zweimastigen Schiffen fahren und Weisse (also Portugiesen) sollten an demselben wohnen. Es hat sich seitdem herausgestellt, dass der Sankora ein verhältnissmässig kleiner See ist, der von einem Nebenflusse des Congo durchströmt wird; die Sage der zweimastigen Schiffe ist so zu erklären, dass eben den Eingebornen von der fernen Meeresküste her die Nachricht von zweimastigen Schiffen zukam und dann einfach auf den unbekannten See übertragen wurde. — Dass westlich vom Congo bereits portugiesischer Einfluss beginnt, zeigte das Beispiel Tippo Tips, der einen portugiesischen Soldatenrock anhatte. Auch wurde Cameron, nachdem er diesen Araber verlassen hatte, von den Einwohnern überfallen, weil sie ihn für einen herumziehenden portugiesischen Slavenjäger hielten. Er verschanzte sich in einem Dorfe, und nach zweitägiger Belagerung schlossen die Eingebornen Friede, nachdem sie ersehen hatten, dass er kein Portugiese und kein Slavenjäger sei. Cameron zog in südwestlicher Richtung und erreichte im Lande Urua die Residenz eines mächtigen Negerkönigs, Namens Casongo, der aber gerade auf einem Kriegszuge abwesend war, und für welchen seine vornehmste Frau als Stellvertreterin regierte. Cameron machte dieser seine Aufwartung und wurde sehr freundlich empfangen, aber sie wollte sich mit ihm in keine weiteren Verhandlungen einlassen, bis ihr Mann zurückgekehrt sei. Cameron musste also warten und fand gastfreie Aufnahme

in dem Hause eines sehr feinen Arabers, Dschumah Merikani, der ihn bei der ersten Begegnung mit den Worten „good morning“ empfing. In der Residenz Casongo's befand sich aber noch ein anderer Mann, der auf den Titel eines „civilisirten Menschen“ Anspruch machte, ein katholischer Neger José Antonio Alvarez, der früher als portugiesischer Slave in diesen Gegenden Menschenraub getrieben hatte und nun auf eigene Rechnung in diesem „Artikel machte“. Er trug europäische Kleidung, liess sich wie die Portugiesen an der Westküste in einer Sänfte tragen und sprach portugiesisch. Die lange Wartezeit füllte Cameron aus mit verschiedenen Ausflügen: so besuchte er einen kleinen See, in dem er noch bewohnte Pfahlbauten fand. Auch erhielt er viele Besuche von Casongo's Weibern, die meistens sehr betrunken waren und durch unzüchtige Tänze den Weissen zu ergötzen suchten. Endlich kam Casongo zurück, verweigerte aber dem Cameron die Erlaubniss zum Besuche des Sankora-See's. Casongo regierte wie die meisten afrikanischen Fürsten sehr grausam. Nasen, Ohren, Finger und Zehen werden den Leuten bei kleinen Vergehen abgeschnitten, und er schämt sich nicht, seine eigenen Dörfer behufs Slavengewinnung zu plündern. Er besitzt das Anrecht auf jede Frau, und hat eine ein Kind von ihm, so bekommt sie als Abzeichen der königlichen Gnade ein Affenfell und erhält das Recht, jedem Einwohner nehmen zu dürfen, was sie will. Dieser König hätte Cameron gerne seiner Habseligkeiten beraubt, allein die Gewehre Camerons und Dschumahs schüchterten ihn ein, und so musste er endlich nach langem Hinhalten den Reisenden wieder ziehen lassen. Da Camerons Mannschaft schon sehr zusammengeschmolzen war, schloss er einen Contract mit dem obgenannten Alvarez, laut welchem ihn dieser im Schutze

seiner Carawane an die Küste geleiten sollte, wofür ihm Cameron einen Wechsel, zahlbar bei Ankunft in einer portugiesischen Colonie, ausstellte. So zog nun Cameron unter dem Schutze eines der grässlichsten Scheusale nach Südwesten und wurde Augenzeuge der Grausamkeiten und Verwüstungen, die Alvarez und seine Untergebenen im Lande der Neger ausübten, welche keine Feuergewehre hatten. Kam man aber in einen District, in welchem die Eingebornen solche besaßen, so war Alvarez der allerschamhafteste und höflichste Mensch. Der Vormarsch wurde zu wiederholten Malen mehrere Monate lang durch Raubzüge unterbrochen, und Cameron sah sich während dieser Zeit zur Unthätigkeit verurtheilt. Seine Vorräthe gingen rasch zu Ende, und er wäre daher lieber so rasch als möglich vorwärts gezogen; allein Alvarez merkte das bald und zögerte daher nur um so länger, so dass Cameron genöthigt war, die Mittel zum ferneren Unterhalte seiner Leute von Alvarez zu kaufen, wobei natürlich der Neger ganz ungeheure Preise berechnete. Endlich erreichte die Carawane die Landschaft Bihe, in welcher sich die ersten portugiesischen Plantagen befinden. Hier traf Cameron zwei Portugiesen, die ihn freundlich aufnahmen; der eine war nun schon 33 Jahre im Lande, besaß sechs Dörfer, ungemein reiche Felder und handelte mit Wachs und Elfenbein. Bei ihm schlief Cameron zum ersten Male seit 2½ Jahren wieder in einem Bette; allein seine Noth war noch nicht zu Ende. Er verließ den Alvarez und zog auf eigene Faust mit dem Reste seiner Leute der Küste zu. Die Eingebornen zeigten sich überall äusserst hartherzig, da er nichts mehr besaß, um Lebensmittel zu kaufen; Heuschrecken und Raupen nebst schlechten Erdnüssen waren die einzige Nahrung; so sanken die Kräfte Aller ungemein rasch und endlich musste man er-



mattet liegen bleiben. In dieser äussersten Noth entschloss sich Cameron, mit Anspannung der letzten Kräfte voranzuziehen um seinen Leuten Hülfe zu senden. Mit acht Freiwilligen machte er sich auf und nach fünf Tagen furchtbarer Qualen erreichte er im November 1875 die portugiesische Niederlassung Katombela, allwo er bei den daselbst wohnenden Europäern freundlichste Aufnahme fand. Man schickte den Zurückgelassenen schleunigst Hülfe zu und rettete die schon mit dem Hungertode Ringenden. Cameron erkrankte auf's Heftigste am Scorbut, und acht Tage lang schwebte sein Leben in grösster Gefahr. — Als Charakteristikum der Neger hebe ich hervor, dass Camerons Leute schon total betrunken waren. Nachdem Cameron wieder gestellt war, liess er seine Leute per Schiff nach Sansibarrückbefördern, während er selbst nach England zurückkehrte.

Inzwischen war schon eine neue Expedition ausgesandt worden, nämlich diejenige Stanley's. Urheber derselben waren die Besitzer der beiden Zeitungen „Daily Telegraph“ und „New-York Herald“. — Stanley war geboren in Wales, verlor früh seine Eltern und wurde im Waisenhaus erzogen; im 13. Jahre wurde er Schiffsjunge und ging als solcher nach New-Orleans, wo er einen Kaufmann kennen lernte, der ihn bei sich behielt, ihn adoptirte und ihn beerbte. Er ergriff den Beruf eines Zeitungsgesandten und machte als Reporter für den „New-York Herald“ den abessinischen und den Aschantifeldzug mit, wo er suchte und fand er den Livingstone in Ujiji. Dieser allgemein energische Mann wurde nun von den beiden genannten Zeitungen ausgesendet, um das Werk Livingstone's zu vollenden und die noch übrig gebliebenen Proben der Geographie Afrika's zu sammeln. Die Ausrüstung

ungemein reiche und sorgfältige; das Hauptstück derselben war ein 12 Meter langes und 2 Meter breites Boot aus Cedernholz, das zum Transport in acht wasserdichte Theile zerlegbar war. Als Begleiter nahm Stanley von England aus mit einen Handlungsdienner Frederik Baker und die zwei Bootsleute John Pocok und Edward Pocok. Das Gesamtgewicht der Ausrüstung betrug 8165 Kilogramm, zu deren Fortschaffung in Sansibar 300 Träger angeworben wurden; hiezu kamen noch Soldaten, Weiber und Knaben, so dass die ganze Expedition 352 Schwarze und 4 Weisse zählte; ausserdem nahm er 5 Hunde und 6 Reitesel mit. Die Kosten beliefen sich im Ganzen auf 625,000 Franken. Am 14. November 1875 brach man vom Hafenorte Bago-mojo auf und zog etwas nördlich von den gewöhnlichen Carawanenwegen nach Nordwesten an den Ukerewe. Beim Durchziehen eines zwei Tagemärsche breiten Dornenfeldes gerieth die Expedition in grosse Noth; die Führer verloren den Weg, die meisten Träger hatten ihre mitgenommenen Rationen schon am ersten Tage verzehrt, und am Abend des zweiten Tages steckte man noch mitten im Busche ohne Ausweg. 4 Knaben und 1 Führer verirrten sich und verhungerten. Stanley hatte noch 5 Kilogramm Hafergrütze, die er in einem alten blechernen Koffer kochte, und wovon jeder Mann zwei Tassen Schleim bekam. In dieser Noth wurden 40 Freiwillige ausgesandt, um Hülfe zu holen, und kehrten am Morgen des vierten Tages glücklich mit Lebensmitteln zurück, die sie in einem am Rande des Busches gelegenen Dorfe gefunden hatten. In Folge dieser Strapazen erkrankten viele Träger und der eine der Gebrüder Pocok starb am Fleckentyphus. — In der Landschaft Ituru wurde die Expedition von den durch den Anblick der reichen Waaren begehrtlich gemachten Eingebornen über-

fallen und drei Tage lang in einer verschanzten Stellung belagert. Schliesslich trugen aber die 70 Hinterlader den Sieg über die Eingebornen davon, und Stanley liess, um den Feind zu schrecken, ringsum alle Dörfer verbrennen, die Lebensmittel zusammenrauben und die Gegend von Feinden säubern. Durch dieses Vorgehen eingeschüchtert, liessen ihn die Wanyaturu ungehindert abziehen. Endlich erreichten sie nach einem Marsche von 103 Tagen das Südufer des Ukerewe bei dem Dorfe Kagehji. Stanley setzte nun sein Boot, die Lady Alice, zusammen und machte sich unter Zurücklassung seiner Truppe, blos mit 10 Ruderern und einem Steuermanne auf, um den See zu umschiffen. Auf dieser abenteuerlichen Fahrt längs der Küste hatten sie mancherlei Gefahren durch feindselige Eingeborne, Stürme, Flusspferde u. s. w. zu bestehen. Einst wurden sie von 13 Canoes angegriffen und Stanley rettete sich nur dadurch, dass er drei derselben mit einer Büchse grossen Kalibers unter der Wasserlinie durchschoss, so dass sie rasch sanken. Am Nordrande des See's gelangte Stanley in das Gebiet des Königs Mtesa, des mächtigsten und intelligentesten Mannes von ganz Centralafrika; dieser Fürst empfing den Reisenden auf sehr feierliche und grössartige Weise, und nachdem er ihn auf's Reichlichste beschenkt, liess er ihn ein Examen bestehen über Alles, was im Himmel und auf Erden existirt, welches Examen von Stanley so gut bestanden wurde, wie kaum je eine Doctorprüfung von einem Candidaten. Seit Speke's Besuch war mit Mtesa eine grosse Veränderung vorgegangen, indem ein arabischer Kaufmann ihn zum Islam bekehrt und seine blutdürstigen Neigungen unterdrückt hatte. — Die Beamten Mtesa's waren alle in fleckenlos weisse Gewänder gekleidet und behandelten den Stanley so fein, höflich und ceremoniell, wie ein Hotelwirth in New-

York oder London. Der König hat seine Minister wie die europäischen Fürsten, und eine grosse Flotille, sowie eine Anzahl von Gewehren und Haubitzen dienen zur Vertheidigung des Reiches. Stanley besuchte auch die Riponfälle und die königliche Residenz Rubaga, zu welcher vom See aus eine über zwei Meter breite Strasse führte. Er benützte nun die Zeit seines Aufenthaltes beim Könige, ihn mit den hauptsächlichsten Lehren des Christenthums bekannt zu machen. Stanley schildert uns den Fürsten als grossherzig, freimüthig und sehr intelligent. Von Hinrichtungen und Grausamkeiten (wie zu Speke's Zeiten) konnte er nichts wahrnehmen, und er spricht daher in den begeistertsten Ausdrücken von Mtesa. Namentlich setzt er grosse Hoffnungen auf seine, etwas nach der Schnellbleiche riechende Bekehrung zum Christenthume. Der jetzige Gouverneur der ägyptischen Aequatorialprovinz, die nun fast an Mtesa's Reich Uganda grenzt, Emin Effendi (eigentlich ein Deutscher Namens Dr. Schnitzler) urtheilt freilich etwas anders über diesen König. Er ist seit Stanley's Besuch zu wiederholten Malen bei König Mtesa gewesen und sah jedesmal deutliche Spuren davon, dass dieser König seine Unterthanen immer noch rücksichtslos ausplündert und die Frauen für seinen Harem von 5000 Weibern zusammenraubt, und dass auf seinen und seiner Leute Reisen eben einfach auf Kosten der Unterthanen gelebt wird. Schnitzler redet daher von Mtesa's civilisatorischer Thätigkeit sehr geringschätzig, und Stanley's Berichte nennt er „grossmäulige Tiraden“.

Nach zehntägigem Aufenthalte verliess Stanley Mtesa's Residenz, um, von zehn Kriegsbooten geleitet, seine Truppe von Kagehji nachzuholen. Nach 57tägiger Abwesenheit stiess er wieder mit seinen Leuten, von denen inzwischen Ferdinand Baker gestorben war, zusammen und führte sie nun auf 23 durch List erworbenen Booten nach Uganda

zu Mtesa, den er mit Kriegsvorbereitungen zur Unterwerfung der abgefallenen Wavuma beschäftigt fand. Eine Revue über das 150,000 Krieger zählende Heer, wozu noch 100,000 Weiber und Kinder kamen, bot Stanley Gelegenheit, des Königs Macht kennen zu lernen. Eine schwimmende Festung, die der Reisende dem Mtesa erbaute, trug wesentlich bei zur Unterwerfung der Wavuma, die bisher in den Seeschlachten über die Waganda Mtesa's gesiegt hatten, und zum Dank hiefür gab der König dem Stanley eine Escorte von 2000 Mann mit zum Besuche des Mwutan Zige. Sie erreichten auch wirklich einen See (Beatricegolf), den Stanley für den Mwutan hielt, der aber, wie oben pag. 4 gezeigt wurde, mit diesem nichts zu schaffen hat. Stanley konnte sich wegen Feindseligkeit der Einwohner nicht länger an diesem Wasserbecken aufhalten und kehrte nach zweitägigem Aufenthalte wieder nach Uganda zurück, trennte sich aber an der Grenze dieses Reiches von seiner Wagandaescorte, zog in südlicher Richtung durch die Landschaft Karagwe und besuchte den alten, edlen König Rumanika (den auch Speke kennen gelernt hatte, pag. 26). Dann zog er nach Ujiji am Tanganjika. Von hier aus unternahm er in der Lady Alice eine Rundfahrt um den See und constatirte, dass er einstweilen keinen Ausfluss habe. Da inzwischen in Ujiji die Blattern ausgebrochen waren (von den ungeimpften Slaven der Araber starben täglich 50—60), beschloss er, nach Nyangwe zu ziehen. Vor dem Aufbruche desertirten aus Angst vor den Kannibalen in Manuyema 38 Mann (22%), mit dem Rest, 132 Mann, gelangte er in 43 Tagen nach Nyangwe, während die Araber sonst 3—4 Monate zu dieser Reise gebrauchen. Er beschloss nun, den Congo stromabwärts zu ziehen, ob schon man ihm dringend davon abrieth, da das Land weiter-

hin voller Menschenfresser, Schlangen und Gorillas sei. Er schloss einen Contract mit dem schon bei Camerons Reise erwähnten Araber Tippo Tip, laut welchem ihn dieser 60 Lager weit, jedes à vier Stunden Entfernung vom andern gerechnet, mit 140 Flinten- und 70 Speerträgern geleiten sollte, wofür ihm Stanley 5000 Dollars und Lebensunterhalt auf der Hin- und Herreise bezahlen wollte. Am 5. November 1876 brachen sie, nachdem Stanley seinen Trupp durch Neuanwerbungen wieder verstärkt hatte, so dass er 65 Flinten, 10 Revolver und 68 Aexte besass, von Nyangwe auf und zogen zunächst nordwärts durch einen sehr dichten Urwald; da aber in diesem das Fortkommen so ungemein beschwerlich war, — namentlich die Bootsträger vermochten fast gar nicht vorwärts zu kommen, — brachen sie aus dem Walde zum Congo durch und setzten an's linke Ufer desselben über. Man zog nun dem Flusse entlang nach Norden; überall waren die Eingebornen aus Furcht vor Tippo Tip geflohen, und man gelangte ungehindert vorwärts. Aber Pocken, Ruhr und typhöses Fieber räumten unter der kleinen Armee gewaltig auf; ein altes Canoe wurde zu einem schwimmenden Hospitale für 60 Kranke hergestellt und mit der Lady Alice als Cohorte den Fluss abwärts gesandt. Als nun der Trupp sich so getrennt hatte, fingen die Eingebornen an, sich zusammenzurotten. Längs den Flussufern ertönten Signalhörner und Lärmtrommeln, von allen Seiten strömten Feinde zusammen, deren Hauptwaffen vergiftete Pfeile bildeten, und beschossen die Reisenden; als vortreffliches Mittel gegen das Pfeilgift erwies sich salpetersaures Silber. — Stanley warf sich in eine Stadt, verschanzte sich in derselben und raubte in der Nacht den Eingebornen ihre sämtlichen Canoes, 38 an der Zahl. Dieser Verlust schüchterte die Wilden so ein, dass sie

Frieden schlossen; Stanley gab ihnen 15 Boote zurück, die andern aber behielt er für sich. Die bisherigen Strapazen hatten im Verein mit den obgenannten Krankheiten die Leute Tippo Tips so heruntergebracht und decimirt, dass Stanley wohl oder übel auf ihre weitere Mithülfe verzichten musste. Er entliess sie daher, reich beschenkt, obschon der Contract noch nicht abgelaufen war, und setzte mit seinen eigenen Leuten die Fahrt auf dem Congo weiter fort. Bald aber wurde er von Neuem angegriffen und hatte nun bis zu dem Punkte, wo der Congo den Aequator zum zweiten Male überschreitet, im Ganzen 32 Gefechte zu bestehen; am gefährlichsten war seine Lage bei den sechs Stanleyfällen, wo er nicht nur mit Menschen, sondern auch mit den Fluthen zu kämpfen hatte; die Boote mussten bei den grösseren Fällen auf dem Lande weiter geschleppt werden, indem man im Urwalde eine Bahn aushieb und dieselbe mit Reisig bedeckte, auf welchem die Boote vorwärts geschleift wurden; alles das unter beständigen Kämpfen mit Feinden, die in einem fort riefen, dass Stanley mit seinen Leuten einen guten Braten abgeben werde. Auch auf dem Flusse verfolgten sie Stanley und fuhren mitunter mit ganzen Flotten heran. Einige feindliche Boote waren bis 26 Meter lang und wurden von über 80 Ruderern getrieben. Gewöhnlich säuberten die Hinterlader und Explosivkugeln binnen einer halben Stunde den Fluss gänzlich, als man aber zu Stämmen kam, welche selber Gewehre besaßen, wurde die Lage Stanley's denn doch sehr kritisch. Glücklicherweise schossen diese Feinde keine Kugeln, sondern grobe Eisen- und Messingstückchen, gegen welche man sich durch Schilde schützen konnte. Als weiterer Feind kam aber noch der Hunger hinzu: da man ja den Kannibalen nichts abkaufen konnte, gerieth man in grosse Noth; wo

man etwa einen friedlicher gesinnten Stamm fand, verproviantirte man sich wieder, allein die Kräfte Aller sanken doch zusehends. Glücklicherweise stiess man endlich auf Stämme, welche durch den Handelsverkehr mit der Küste bereits etwas civilisirter waren, und hatte nun keine Kämpfe mehr zu bestehen; allein nun machte der Strom neue Schwierigkeiten: 32 Fälle mussten umgangen werden, viele Boote zerschellten an den Felsen, und ganz besonders schmerzlich war für Stanley der Tod seines letzten weissen Begleiters, der beim Befahren einer Stromschnelle ertrank; auf's Aeusserste erschöpft verlassen sie endlich den bösen Strom, um zu Lande weiter zu ziehen; allein ihre Noth steigerte sich noch mehr, denn nirgends konnten sie Lebensmittel erhalten, da die Eingebornen nur gegen Rhum solche verkaufen wollten. Da vernahm Stanley, dass er nur noch drei Tagereisen von der Niederlassung Emboma entfernt sei, und sandte durch vier Freiwillige einen Brief an irgend einen Weissen in Emboma, in welchem er dringend um schleunige Hülfe bat. Am folgenden Tage kam dann die ersehnte Rettung und so erreichte Stanley am 9. August 1877, am 999 Tage seit dem Aufbruche von Sansibar, die portugiesische Colonie Emboma. Er fuhr hierauf mit seinen Leuten auf einem Dampfer nach Sansibar, um sein Versprechen zu halten, dass er sie wieder in ihre Heimath zurückbringen wolle; der plötzliche Uebergang von der beständigen Aufregung zur Unthätigkeit wurde aber seinen Leuten gefährlich, sie versanken in ein dumpfes Hinbrüten: acht starben noch während der Heimreise, und eine Frau starb sogar erst im Hafen von Sansibar. Im Ganzen brachte er 108 Männer, Weiber und Kinder in ihre Heimath zurück: gestorben waren von seinen Leuten 114 und von den unterwegs beigezogenen Hülfsstruppen 173.



Es bleibt nun noch übrig, von den Reisen im oberen Nilgebiet zu sprechen. Dr. Schweinfurth war 1868 mit Empfehlungen der ägyptischen Regierung nach Chartum gegangen und daselbst vom Pascha einem koptischen christlichen Kaufmanne, Namens Ghattas, behufs sicheren Geleites und Unterhaltes in den Nilgebieten mit Haftbarmachung seines Vermögens übergeben worden. Ghattas besass beim Bahr el Ghasal und Bahr el Abiad viele kleine Forts, Seriben genannt, in welchen er nubische Soldaten liegen hatte, welche die Eingebornen im Zaume halten mussten; von diesen Seriben aus wurden dann bewaffnete Kreuz- und Querzüge zur Erbeutung der nöthigen Lebensmittel und zur Erhandlung des Elfenbeines gemacht, wobei die Eingebornen als Träger functioniren mussten. Manche Kaufleute besaßen so Landstrecken, die an Grösse den Kanton Bern übertrafen, und deren Einwohner völlig leib-eigen waren. Nach einem stillschweigenden Uebereinkommen durfte kein Kaufmann Reisen in das Gebiet des Andern unternehmen. Ghattas, der angesehenste dieser Kaufleute, übernahm also den Reisenden in seinen Schutz, und Schweinfurth machte nun seine vielen Kreuz- und Querreisen von einer Seriba zur andern, ohne dass ihn Lebensunterhalt, Träger und Soldaten auch nur einen Centime kosteten. Da lernte er nun die menschenfressenden Monbuttu und Niam-Niams kennen, entdeckte in deren Gebiet einen grossen, nach Westen fliessenden Strom, den Uëlle, von dem man heute noch nicht weiss, ob er zum Congo fliesst oder der Oberlauf des in den Tsadsee mündenden Schari ist. Schweinfurth gab sich hauptsächlich mit botanischen Studien ab, und die Einwohner nannten ihn wegen des für sie unbegreiflichen Sammelns von Pflanzen den „Blattfresser“, da sie meinten, er nähe sich insgeheim

von denselben. Jedes Jahr sandte er mit den nach Chartum zurückkehrenden Nilbooten die Früchte seines Fleisses nach Europa; seine Sammlungen des letzten Jahres verbrannten jedoch beim Brande einer Seriba nebst allen Instrumenten, so dass er nicht einmal mehr eine Uhr übrig hatte und behufs Feststellung eines Itinerars sich unterwegs der Zählung seiner Schritte bedienen musste: auf je 1000 Schritte machte er in sein Notizbuch ein Kreuz und zählte so auf der sechsmonatlichen Rückreise von der Brandstelle bis zum Landungsplatz der Nilboote  $1\frac{1}{4}$  Millionen Schritte. Schweinfurths Reisen sind in botanischer und ethnographischer Beziehung von grosser Wichtigkeit; auch ist die Schilderung der von ihm bereisten Landschaften und der entdeckten Völker geradezu classisch.

Noch während der Reisen Schweinfurths wurde von dem Khedive der Entdecker des Mwutan Zige, Baker, beauftragt, den Sklavenhandel im oberen Nilgebiete zu unterdrücken. Er erreichte 1870 Gondokoro, sah sich aber von den Sklavenhändlern und den Eingebornen zugleich feindlich behandelt; namentlich zeichnete sich hierbei die grosse Sklavenhändlergesellschaft Agad & Comp. aus, mit der er förmlich Krieg führen musste. Er gelangte bis zum Könige von Unjoro, Kabrega, dem Sohne des früheren Königs Kamrasi, und bereitete ihm durch eine electrische Batterie grossen Spass; Kabrega aber suchte ihn nebst seinen 200 Soldaten durch vergiftetes Bier zu tödten; als der Anschlag misslang, fiel Kabrega über Baker mit 7000 Mann her; glücklicherweise konnte sich dieser mit einem Kronprätendenten Unjoro's verbinden, Kabrega's Stadt wurde verbrannt und Baker zog sich unter beständigen Kämpfen nach Gondokoro zurück. In Kairo verklagte er nun die Sklavenhändler, allein es wurde ihm bemerkt, er habe die ihm

vom Khedive gestellte Aufgabe etwas zu wörtlich aufgefasst, und er kehrte daher im Unmuthe nach England zurück. An seine Stelle trat Colonel Gordon und es wurde diesem der erste ägyptische Slavenhändler als Assistent beigegeben. Man kann hieraus ersehen, dass der Khedive bei der beabsichtigten Unterdrückung des Slavenhandels eigentlich hoffte, das ganze Geschäft für sich monopolisiren zu können, wie er es früher schon mit dem Elfenbeinhandel versucht hatte. Unter Gordons Leitung ist nun das ganze Nilgebiet bis zum Mwutan und bis nach Unjoro Aegypten einverleibt und der Slavenhandel soweit als möglich wirklich unterdrückt worden. Wo Stromschnellen es nicht verbieten, wird der Nil von Regierungsdampfern befahren; auch auf dem Mwutan befindet sich ein solcher. So hat sich Aegypten zum grössten Staate in Afrika emporgeschwungen. Zehn Forts halten die Aequatorialprovinz in Ruhe, und es soll das Land so friedlich sein, dass man nach Schnitzlers Angaben ohne eine Flinte überall hin reisen könne. Ob aber die Leute in den Sudan- und Aequatorialprovinzen glücklicher geworden sind als früher, ist zu bezweifeln. Dr. W. Junker, der 1877 die schon von Dr. Schweinfurth erforschten Gebiete westlich von Lado bereist hat, schreibt hierüber Folgendes: „Wo Schweinfurth früher Wohlstand und Ueberfluss antraf, und wo die Vorsteher der zahlreichen Niederlassungen reichlich über Vieh und Getreide geboten, herrscht jetzt nur bitterer Mangel. Ausgedehnte Ländergebiete sind in wenigen Jahren ruinirt und entvölkert worden; diejenigen Eingebornen, welche sich dem Joche des Frohndienstes nicht beugen wollten und entrinnen konnten, wanderten zu den (unabhängigen) Niam-Niams aus. Die Eisenindustrie der Bango- und Mittuvölker, die sich früher durch Herstellung kunstvoll

gearbeiteter Lanzen spitzen und zierlicher Pfeile auszeichneten, geht in dem sich fortwährend steigernden Elende zu Grunde.\*

In Europa hat sich nach der Rückkehr Stanley's ein erhöhter Eifer für die Erschliessung Afrika's kund gegeben. Protestantische und katholische Missionen sandten Sendlinge aus zur Bekehrung der Heiden und errichteten Stationen: so eine englische, Livingstonia genannt, am Nyassa, der sogar von einem (Missions-) Dampfer befahren wird. Eine zweite englische Station ist in Kagehji und in der Hauptstadt Mtesas angelegt worden. Ebenso haben sich auch katholische Patres am Tanganjika und bei Mtesa niedergelassen.

Leopold II., König von Belgien, hat 1876 mit Unterstützung der hervorragendsten Geographen die Association internationale africaine gegründet, deren Geldeinnahmen bis jetzt beinahe eine Million Franken betragen mögen. Durch Errichtung einer Anzahl von Stationen quer durch den Continent sollen feste Stützpunkte für weitere Unternehmungen geschaffen werden, zugleich sollen Handelsbeziehungen mit den Eingebornen angeknüpft werden, und es hoffen namentlich die englischen Industriellen dadurch für ihre Waaren, insbesondere Baumwollen- und Leinenstoffe, neue gewaltige Absatzgebiete zu erwerben.

Die zwei, von der Association internationale ausgesandten Expeditionen haben freilich bis jetzt bei ihrem Vordringen von der Ostküste aus wenig Glück gehabt. Indessen ist bereits eine neue unterwegs, und es ist zu hoffen, dass die derselben mitgegebenen indischen Elephanten die nur allzuoft unzuverlässigen Träger mehr als ersetzen. Auch Stanley hat sich wiederum an's Werk gemacht und ist mit einer enorm reichen Ausrüstung von der Congomündung aus dem Flusse nach aufwärts gezogen. Einstweilen herrscht über dieses neue Unternehmen noch geheimnissvolles Dunkel.

Bei all' diesen Plänen kann es sich für Weisse nicht darum handeln, grosse Territorien in Central- oder Ostafrika zu erobern, zu annexiren und zu colonisiren. Nach den Erfahrungen, die auf den verschiedenen Colonien nun seit bald 300 Jahren gemacht worden sind, hat sich der directe Einfluss und die unbeschränkte Herrschaft der Weissen nur auf die wenigen Punkte ihrer Niederlassungen zu beschränken vermocht, und alles übrige Gebiet ist einstweilen noch der alten Negerbarbarei verfallen geblieben. Es können sich aber die Anstrengungen der weissen Rasse nur auf die Gründung fester Niederlassungen beschränken, weil kein Weissler in diesen Gebieten eine körperliche Arbeit zu leisten im Stande ist. Nun ist aber der Neger von Hause aus faul und arbeitet nur soviel, als er zu seinem Lebensunterhalte nöthig hat; den grössten Theil seines Lebens verbringt er mit Faullenzen. Das einzige Mittel, ihn zum Arbeiten zu bringen, ist, ihm Bedürfnisse anzugewöhnen: beim Kleinen, z. B. bei der Petrollampe fängt man an, wie das Missionsberichte von der Westküste deutlich zeigen, das Uebrige folgt dann von selbst nach. So wird der Neger genöthigt zu arbeiten, die reichen Schätze des Bodens werden ausgebeutet, und der an Bedürfnisse gewöhnte Schwarze ist gezwungen, seinen ganzen Bedarf an Culturgegenständen sich von Weissen zu erwerben. So geschieht es bereits an der Westküste, so wird es auch im übrigen Continente geschehen, zu Nutz und Frommen von Industrie und Handel Europä's und auch zum Vortheile der Neger; denn dann wird auch der Sklavenhandel ein Ende nehmen.

---

# IM URWALD.



VORTRAG

von

E. Desor.



**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1881.

~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Mein Ausflug in den nordamerikanischen Urwald wurde auf einer kleinen, felsigen, malerischen Insel begonnen, die zu einem Archipel gegenüber der äussersten Spitze der schmalen Halbinsel gehört, welche sich zwischen dem Michigansee und der Grünen Bay hinzieht. Ehemalige französische Jesuiten haben diese Halbinsel mit dem Namen „die Pforte der Todten“ belegt, weil ein hierher geflüchteter Indianerstamm, den seine Feinde von allen Seiten umzingelt hatten, daselbst den Hungertod gestorben war.

Auf unserer, nach dem bis auf wenige, umherstreifende Familien zusammengeschmolzenen Indianerstamm der Potawatomie benannten Insel, befindet sich ein kleiner Hafen, der den hochtönenden Namen: Port Washington führt, und in welchem der, zwischen Mackinac und dem am Eingang der Grünen Bay gelegenen Dorfe Green-Bay hin- und herfahrende Dampfer alle vierzehn Tage einmal anhält, um Holz einzuladen.

In diesem Miniatur-Washington hatten die verschiedenen Abtheilungen unserer wissenschaftlichen Expedition beschlossen, sich zu einem Congress zusammenzufinden, nicht um Statuten aufzustellen, sondern um bescheidenlich die Ergebnisse ihrer Beobachtungen nach fünfwöchentlichem Umherstreifen zu vergleichen.

Ich begnüge mich mit der Schilderung eines einfachen Ausflugs: die Untersuchung des Flusses Monistique oder Monastic und seines Stromgebietes. Der Name dürfte wahr-



scheinlicher Weise noch Niemandem meiner Zuhörer zu Ohren gekommen sein, und ohne mich deshalb der Unwissenheit anzuklagen, gestehe ich, dass achtzehn Monate vor meiner Reise nach jener Region des Michigansee's auch mir Name und Fluss gänzlich unbekannt waren. Jetzt aber, nachdem ich Letzteren untersucht, fühle ich mich zu dem Ausruf geneigt: „Glücklich, wer ihn nur aus Büchern kennt!“ Und nun auf den Weg.

Mein Freund, Oberst Whitlesey, und ich hatten den Auftrag erhalten, die geologische Beschaffenheit jenes Theiles des nördlichen Michigansee-Ufers zu erforschen, welcher sich zwischen der Insel Mackinac und der Bucht Enoch (nördliche Verlängerung der Grünen Bay) hinzieht. Wir hatten uns eines jener flachen Boote verschafft, welche in dem Lande unter dem Namen Mackinac-Boote oder ganz kurz Mackinac bekannt sind. Obgleich in dem übrigen Amerika veraltet, sind diese Boote — welche denen der waadtländischen Schiffer auf dem Neuenburger See nicht unähnlich sind — in jenen Gegenden noch in Gebrauch geblieben, wo die Küsten im Allgemeinen ausserordentlich flach und deshalb für Schaluppen oder andere Kielboote nicht zugänglich sind. Für Geologen, welche genöthigt sind, sich so nahe wie möglich an der Küste zu halten, war dies eine Sache von der höchsten Wichtigkeit. Uebrigens sind diese Kähne nicht ganz ohne Kiel; ein bewegliches Brett, das einfach in die Höhe geklappt wird, wenn man landen will, ersetzt denselben.

Obgleich etwas absonderlich, erwies sich unser Mackinac nichts desto weniger als vortrefflich, erstlich war er geräumig und bequem, ohne seines vortheilhaften Aeussern zu gedenken, das sehr in die Augen fallen musste; denn man hatte ihn neu bemalt, roth von innen, grün von aussen,

mit einem breiten weissen Streifen längs der Seitentheile, was ihm ein sonntägliches Aussehen gab und ganz im Geschmack des Landes war. Wer ihn in einiger Entfernung, mit den beiden aufgeblähten Segeln daherschwimmen sah, hätte ihm einen gewissen malerischen Reiz nicht absprechen können. Die Schiffsmannschaft bestand, um in der Sprache des Landes zu reden, aus zwei „Reisenden“ (diesen Namen gibt man den Angestellten der Hudsonsbay-Compagnie, deren Aufgabe es ist, das weite Gebiet der Gesellschaft zu befahren, um die verschiedenen Stationen mit Lebensmitteln zu versehen und Pelzwerk zurückzubringen). Der eine der Reisenden, Augustin, war ein Metif (der canadische Ausdruck für Metis), das heisst, ein Kreuzungs-Indianer, der andere, Thomas, ein Canadier vom reinsten Blute. Augustin war in der Kunst des Reisens sehr erfahren, denn er betrieb das Gewerbe seit fünfzehn Jahren; er war ein ebenso vortrefflicher Ruderer wie geschickter Jäger, ein unermüdlicher Fussgänger und guter Koch. Er war intelligent, ausdauernd in der Arbeit und kein Trunkenbold, dabei eine gute Haut, nur von Zeit zu Zeit etwas mürrisch, wie ein alter, ausgedienter Soldat. Thomas, im Gegentheil, war ein Anfänger, er war noch niemals gereist und verstand so viel wie nichts, aber er hatte den besten Willen und zeigte sich zu Allem bereit, was ihm befohlen wurde; dabei war er fröhlich wie ein Bauer aus der Champagne, ziemlich dumm und überaus furchtsam. Keiner von beiden versteht ein Wort englisch, und sie sind wahrhaft glücklich, sowie sie hören, dass einer ihrer Bourgeois (so nannten sie uns) französisch spricht und, was noch besser, ein europäischer Franzose ist, und folglich in ihren Augen weit über einem amerikanischen Franzosen steht.

So ausgerüstet und für mehrere Monate mit Lebens-

mitteln versehen, verliessen wir am 11. Juli 1850 den kleinen Hafen von Mackinac.

Unsere Freunde, Mr. Withey, das Haupt der Expedition, und Mr. Hall, der berühmte Paläontologe aus New-York, begleiteten uns bis zu den Inseln Saint-Martin, die wir gemeinsam durchforschten, und nachdem wir zum letzten Male zusammen unser Nachtlager am Strande einer kleinen hübschen Bucht aufgeschlagen hatten, trennten wir uns am folgenden Tage und wandten uns Jeder der ihm vorgeschriebenen Richtung zu, sie nach Osten, wir nach Westen.

Unseren Anweisungen gemäss sollten wir in das Innere vordringen und zwar an den Punkten, welche wir für die zugänglichsten und günstigsten für unsere Forschungen hielten. Diese Küste des Michigansee's, mit ihren Vorgebirgen und Buchten, die auf einer einigermaassen ausführlichen Karte sich so gut ausnehmen, ist beinahe ganz unbewohnt. Auf einer Ausdehnung von mehr als hundert Meilen, von Mackinac bis zur Enoch- oder Noquetbay finden sich kaum tausend Einwohner, und diese sind zum grössten Theil Nomaden, gewöhnlich Fischer, welche nur wenige Monate des Jahres, während der Zeit des Fischfangs, der vom Juni bis zum October dauert, dort zubringen.

Nachdem wir ungefähr zehn Tage längs der einförmigen Küste hingesegelt waren und nur einige kurze Streifzüge in die dort einmündenden Flüsse gemacht hatten, erreichten wir endlich die Mündung des Monistique (der Name bedeutet in der Sprache der Chipeways Inselstrom), der so benannt ist, weil an seiner Mündung sich eine grössere Anzahl kleiner Inseln befindet. Einige unglückliche Speculanten, welche mit den längs des Flusses zahlreich vorkommenden Tannen ihr Glück zu machen glaubten, hatten dort eine Sägemühle errichtet, die wir in wenig blühendem Zustande

antrafen. Die Ansiedlung bestand nur aus einem Schuppen oder Holzplatz für die Sägemaschinen und einem Loghaus, welches der Colonie, die sich auf zwölf Seelen belief, als Wohnung diente. Höchstens hatte man sich noch die Mühe gegeben, um das Haus herum einige Morgen Landes urbar zu machen, um Kartoffeln und Mais darin zu pflanzen. Die Gegend rings umher ist ein ununterbrochener Sumpf (Cédrier), auf den es Niemanden gelüstet, sich zu wagen, und ich zweifle, dass der grösste Theil der Anwohner, die Frauen besonders, ihre Sonntagsspaziergänge jemals bis über das Kartoffelfeld hinaus ausgedehnt haben; und nicht einmal dorthin getrauten sie sich während des Sommers, da alsdann ungeheure Mückenschwärme die Gegend unsicher machen. Es ist gewiss ein wenig reizvoller Aufenthalt und man möchte behaupten, dass die Oede und Einsamkeit desselben im Gegensatz zu der industriellen Thätigkeit der Bewohner noch mehr in die Augen fiel.

So vereinsamt lebende Personen sind gemeiniglich erfreut, wenn sie irgend einen Fremden herannahen sehen, und der Reisende darf sich auf einen gastfreundlichen Empfang gefasst machen. Geselligkeit liegt in der menschlichen Natur, wenn nicht gerade engherzige Gewinnsucht sie tödtet. Uebrigens ist es ein glückliches Ereigniss, Nachrichten aus der civilisirten Welt zu erhalten, wenn man sie schon längere Zeit entbehrt hat. Eine Zeitung, in welcher Seife oder das Rasirmesser eingewickelt war, wird zum werthvollsten Document für denjenigen, der seit Monaten keine in die Hand bekommen.

Wir hatten guten Grund zu der Annahme, dass eine der silurischen Formationen, deren Grenzen zu ermitteln für uns sehr wichtig war (der Trentonkalk), irgendwo an den Ufern des Flusses zu Tage treten werde. Die Feldmesser,

als sie den Plan der Gegend aufnahmen, hatten an verschiedenen Punkten Kalkstein signalisirt, und unseren Vermuthungen nach musste dies der Kalkstein sein, nach welchem wir forschten. Mit Ausnahme der Feldmesser hatte Niemand das Land durch und durch (vom Michigan bis zum Oberen See) bereist, und kein Weisser, soviel uns bekannt, war den Fluss hinauf bis zu seiner Quelle gefahren. Die Angestellten der Sägemühle waren Neulinge und die Erfahrensten unter ihnen nicht mehr als zehn Meilen weit in's Innere vorgedrungen. Wir erfuhren zwar, dass eine Abtheilung Feldmesser unter den Befehlen des Capitain Merowether in dem westlichen Theil des Stromgebietes des Monistique mit der Aufnahme einer Karte beschäftigt sei, und da der Capitain ein alter Bekannter meines Collegen war, beschlossen wir ihn aufzusuchen, da wir überzeugt sein konnten, dass er uns wenigstens einige Auskunft über den allgemeinen Charakter des Landes geben könnte.

Der Monistique theilt sich, ungefähr zwei Meilen vor seiner Mündung, in zwei fast gleich bedeutende Arme. Es handelte sich darum, zu erkunden, ob wir sie aufwärts mit unserem Boote befahren könnten. Da der Wasserstand in diesem Augenblick ziemlich hoch war, so vermutheten die Leute in der Sägemühle, dass wir ohne Schwierigkeiten über die Stromschnellen des linken Armes hinwegkommen würden; aber sie befanden sich in völliger Unwissenheit hinsichtlich des rechten Armes und diesen gerade mussten wir stromaufwärts fahren, um die Feldmesser anzutreffen. Da unsere Wirthe uns kein leichteres Boot anzubieten hatten, beschlossen wir, das Abenteuer mit dem unsrigen zu wagen, nachdem wir es vorher von den meisten Gepäckstücken und Lebensmitteln entlastet hatten.

Eine seltsame und ganz ausnahmsweise bei dem Monistique auftretende Eigenthümlichkeit zeigt sich darin, dass die Stromschnellen, welche gewöhnlich dem oberen Lauf der Flüsse angehören, sich hier in dem unteren Lauf befinden. Die bedeutendsten sind dicht vor der Mündung, unmittelbar über der Sägemühle, und wahrscheinlich hätten sie uns viele Beschwerlichkeiten und Verzögerungen verursacht, wenn die Arbeiter nicht die Gefälligkeit gehabt hätten, unser Boot in den Mühlenbach zu ziehen. Der Fluss wird breiter und fließt oberhalb der Stromschnellen sehr ruhig, da die Felsen, welche letztere hervorbringen, hier gleichsam als Damm dienen. Dergleichen Abwechslungen kommen in den Flüssen jener Gegend sehr häufig vor, und der Gegensatz zwischen dem Tosen der Stromschnellen und dem ruhig fließenden Wasser stromaufwärts bietet immerhin einen grossen Reiz. So erreichten wir die Stelle, an welcher der Fluss sich theilt, und es wäre ungerecht, wenn ich zu erwähnen vergässe, dass wir von dort aus die angenehmste Fahrt hatten.

Nachdem wir einige Zeit auf dem schillernden Wasser hingesegelt waren, erreichten wir auf einmal einen See, an dessen Ufer eine Anzahl kleiner, hübsch aussehender Häuser zu unterscheiden war. Dies konnte nur die Indianer-Ansiedlung sein, von der wir gehört hatten. Mein College wollte seinen Augen kaum trauen, denn wie die meisten Amerikaner glaubt er nicht an die Zukunft der Indianer. Hier indessen lag ein offener Fortschritt vor. Wir hatten ein wirkliches Dorf vor Augen, das nicht aus Hütten von Baumrinde oder Schilf, sondern aus regelrechten Häusern bestand. Ich zählte ein Dutzend derselben, von denen fünf sehr stattlich aussehende aus viereckig behauenen Balken aufgeführt waren und Thüren, Riegel, Schornsteine, selbst

Fenster mit Glasscheiben aufwiesen. Ich kenne mehr als ein Dörfchen in Frankreich und selbst in der Schweiz, in welchem man vergeblich so wohnliche Häuser suchen würde. Da ich nicht in das Innere derselben gekommen bin, so weiss ich nicht, in wie weit auch Reinlichkeit in ihnen herrscht; aber nach dem zu urtheilen, was ich im Allgemeinen von den Indianern kenne, zweifle ich, dass ich sehr erbaut von einem tieferen Einblick gewesen wäre. Mitten im Dörfchen steht eine kleine Capelle, in welcher der Gottesdienst in der Chipeway-Sprache abgehalten wird, und man gab mir die Versicherung, dass ein grosser Theil der Gemeinde diese Sprache sowohl lesen wie schreiben kann. Diese Indianer bekennen sich zur katholischen Religion. Sie hatten augenblicklich keinen besonderen Pfarrgeistlichen, aber der Bischof der Diöcese schickte ihnen dafür von Zeit zu Zeit einen Missionar. Das Dorf war von Kartoffel- und Maisfeldern umgeben.

Im Winter machen die Indianer Jagd auf Füchse, Bären und andere Pelzthiere, im Frühling sammeln sie ihre Vorräthe an Ahornzucker, und während des Sommers siedeln sie sich für einige Monate an den Ufern des Grossen See's (Michigansee's) an, um dort die Lachsforelle und einen dem *Féra* und der *Palée* ähnlichen Weissfisch zu fangen, den sie wie die Forelle in Fässchen einsalzen und gegen Stoffe und sonstige Waaren austauschen. Ich bemerkte, dass sie alle, die Frauen besonders, gut gekleidet waren. Es ist eine den Kaufleuten wohlbekannte Thatsache, dass die Squaw oder Frauen der Wilden in Bezug auf Kleidestoffe sehr schwer zu befriedigen sind, und dass sie zu ihren Mantillen oder Ueberwürfen, die ihnen zugleich Kopf und Oberkörper bedecken, nur das beste Tuch kaufen. Ihre Beinkleider sind gleichfalls von Tuch, mit weisser Perlen-

stickerei. Die Männer sind weniger anspruchsvoll, sie haben zum grössten Theil europäische Tracht angenommen; hie und da jedoch begegnet man noch Einigen, die sich das Gesicht bemalen, und Anderen, welche einen Busch von Adlerfedern auf dem Haupte tragen, oder sich auch nur einige gewöhnliche Federn in die Haare stecken. Dies sind vermuthlich die Conservativen unter ihnen. Es wurde mir versichert, dass die meisten wohlhabend sind und sich sogar des Genusses von Feuerwasser (whisky) enthalten, was bei einem Indianer sicherlich ein Beweis von Charakterstärke ist. Ich kann wohl sagen, dass ich das Gefühl wirklicher Befriedigung empfand, als ich inmitten einer von Natur widerspenstigen und unlenksamen Rasse diese Anzeichen der Civilisation beobachtete, und ich finde, dass die Amerikaner, welche in der Lage sind, diese Bemühungen zu unterstützen und es dennoch aus politischen oder anderen Gründen vernachlässigen, sehr strafbar sind. Aber der Charakter des Amerikaners und der englischen Rasse überhaupt ist so exclusiv und rücksichtslos anderen Völkern gegenüber, dass ich sehr befürchte, die unglücklichen Chipeways werden vom Erdboden verschwinden, ehe sie nur Zeit gehabt haben, sich völlig zu civilisiren. Aus dem Vorhergehenden ist indess keineswegs der Schluss zu ziehen, dieser Indianerstamm sei der einzige seiner Rasse, der sich fähig zeige, unsere Civilisation anzunehmen. In anderen Theilen der Union, besonders im Süden von Missouri, sind einige Stämme viel vorgeschrittener und verdienen in jeder Hinsicht, zu den civilisirten Völkern gerechnet zu werden; dies sind unter anderen die Cherokees oder Chirokesen, die eine Verfassung nach dem Muster der übrigen Unionsstaaten haben, und seltsamer Weise sich nicht, wie andere Völker, für so zurückgeblieben halten, dass sie unter einer republi-



kanischen Regierung nicht leben könnten. Ich hatte unlängst auf meinem Schreibtisch eine Zeitung aus Tuscarola, der Hauptstadt des Staates; sie war in chirokesischer Sprache und gewiss ebenso gut redigirt, wie nur ein französisches oder deutsches Localblatt.

Als wir den See der Indianer verliessen, um den sich darin ergiessenden Fluss aufwärts zu fahren, kamen wir in eine Region von ganz verändertem Charakter. Sie besteht fast nur aus Sümpfen (Cédriers), durch welche der Fluss sich in langen Krümmungen hindurchwindet, so dass man fünf oder sechs Meilen zurücklegen muss, um nur eine Meile weiter zu kommen. Die grossen Ulmen und dichtbelaubten Ahornbäume sind verschwunden, und Eschen, Lärchenbäume, Thuja's oder arbor vitae (hier Cedern genannt) und was noch schlimmer ist, Erlenbüsche sind an ihre Stelle getreten. Wenn der Fluss dabei nur überall schiffbar geblieben wäre! Aber an vielen Orten war der Canal zu eng, um zu rudern und zu tief, um mittelst des Stosshakens sich weiter zu bewegen. Dann trafen wir jeden Augenblick auf umgestürzte Bäume, die uns den Weg versperrten. Die Indianer, welche gewöhnlich in Canoes aus Baumrinde fahren, nehmen einfach ihren Kahn auf die Schulter und tragen ihn um das Hinderniss herum. Unser Bòot war zu gross und zu schwerfällig, als dass wir es auf solche Weise hätten weiter schaffen können, und so waren wir gezwungen, uns mit dem Beil in der Hand einen Weg zu bahnen. Dieses Verfahren schien uns Anfangs ergötzlich genug, wurde aber schliesslich ermüdend und langweilig, als wir es mehrmals wiederholen mussten.

So hatten wir den Tag damit zugebracht, Hindernisse jeder Art zu bewältigen. Es war spät darüber geworden, und unsere Leute fühlten sich ermüdet. Aber wo einen

Ort finden, um unser Nachtlager aufzuschlagen? Die Ufer des Flusses zeigten von jeder Seite einen ununterbrochenen Sumpf, auf den man sich nicht wagen konnte, ohne bis an die Kniee einzusinken. Schon sahen wir die Nothwendigkeit vor Augen, die Nacht in unserem Boote zuzubringen, als wir durch das Gebüsch hindurch eine Art Lichtung gewahrten. Es war ein ehemaliges, ohne Zweifel von Feldmessern benutztes Lager. Letztere hatten, um sich gegen die Feuchtigkeit zu schützen, von mehreren dicken Cedern die Rinde losgeschält und sie darauf über einige umgestürzte Stämme gebreitet, um so eine Art Fussboden zu bilden. Dieser sollte uns als Schlafstelle dienen. Nachdem wir ihn etwas ausgebessert hatten, schlugen wir unser Zelt auf und verbrachten die Nacht, so weit die Umstände es erlaubten, auf ziemlich behagliche Weise.

Während des ganzen folgenden Tages stiessen wir bei unserer Schifffahrt auf die gleichen Hindernisse, wie am Tage vorher. Oft fanden wir nur mit grösster Mühe den Hauptcanal in dem Gewirr von schmalen Ausflüssen und Seitencanälen. Mehrmals waren unsere Reisenden auf dem Punkte anzuhalten, weil Augustin erklärte, es sei unmöglich, mit einem so grossen Boote weiter vorzudringen. Wahrscheinlich wären wir auch gezwungen gewesen, ihren Einwendungen nachzugeben, wenn wir nicht die Spuren eines anderen, uns vorausgefahrenen Bootes entdeckt und damit einen schicklichen Vorwand gefunden hätten, an ihre Eigenliebe zu appelliren. Warum sollten wir nicht durchkommen, wo andere vor uns durchgekommen waren? Dieses Argument überwog, und nach einem überaus anstrengenden Tage gelangten wir endlich gegen Abend in die Nähe des Lagers der Feldmesser. Sie hatten es an der äussersten Grenze der Schifffahrtslinie aufgeschlagen. Wir fanden zuerst nur

den Koch, den man hier mit dem Titel Doctor beehrt, weil er ausser seinen Functionen in der Küche in Krankheitsfällen damit betraut wird, die Arzneimittel zu verabreichen. Wenn es nöthig ist, muss er auch waschen. Er versieht demnach ein wichtiges Amt und wie wir bald bemerkten, ging ihm auch das Gefühl seiner Bedeutung nicht ab. Er versicherte uns, dass die Herren unverzüglich zurück kommen würden und machte unterdessen den aufmerksamen Wirth, indem er ein ungeheures Scheit verfaulten Holzes vor uns in Brand steckte, um durch den dicken Rauch desselben die Mücken zu vertreiben, zugleich bot er uns die einzige Erfrischung, welche ihm zur Verfügung stand, nämlich einen Zuckersyrup mit Wasser. Bald kündigte uns wiederholtes Rufen, auf welches der Doctor in derselben Weise antwortete, die Rückkehr der Feldmesser an. Gross war ihre Ueberraschung, als sie, an das Flussufer gelangt, unsere Barke in der Nähe des Lagers festgebunden fanden.

Was konnten das für Leute sein, die sich so mitten in die Sümpfe und unter die Mosquito's wagten? War es irgend ein habgieriger Speculant, der eine Goldmine aufsuchte, oder eine officielle Persönlichkeit, die ihre Arbeiten inspiriren sollte? Der Chef der Abtheilung, Mr. Merowether, gesellte sich sogleich zu uns, und wenige Augenblicke später fanden wir uns alle im Kreise um eine ungeheure Schüssel versammelt, die der Doctor in die Mitte stellte, und aus welcher Jeder nach Belieben und seinem Appetit gemäss schöpfte. Ehemals rühmte man das seltsame Costüm Robert Macaire's. Es war etwas ganz Alltägliches im Vergleich zu der Ausstaffirung unserer Feldmesser. Man stelle sich Leute vor, die seit dem Monat März im Walde leben, die gezwungen sind, sich täglich durch das undurchdringlichste

Buschwerk zu schlagen, über sogenannte *windfalls*, Barrièren von umgestürzten Baumstämmen zu klettern, deren dürre Aeste wie Dornen Alles in Fetzen reissen, was nur zu zerreißen ist. Unter solchen Umständen wird die Mode aus ihrer Herrschaft verdrängt, jede Anforderung an Symmetrie muss aufhören und Alles, was nicht durchaus unentbehrlich ist, wird überflüssig; ein Rock mit einem einzigen Schoos ist ebenso gut, wie einer mit zwei Schössen, vorausgesetzt, dass sich eine Tasche darin befindet. Hier sind leinene Beinkleider mit Stücken aus einer wollenen Decke geflickt, dort eine wollene Decke mit einem Lederriemen zusammengehalten. Einer der Feldmesser hatte seinem Hut mit einem alten Stiefelschaft aufgeholfen. Dies ist die malerische und ergötzliche Seite des Bildes. Eine andere Seite ist ernster und bedeutsamer und kann nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit des Reisenden und besonders des europäischen Reisenden herauszufordern. Wir Europäer pflegen stets mit einer so zerlumpten Kleidung den Gedanken an Elend, Landstreicherei und Verkommenheit zu verbinden. Hier, im amerikanischen Urwald, sind die Lumpen von ganz anderer Bedeutung: sie sind die Livree der Energie und Ausdauer, die Uniform der Träger der Civilisation. Auch überzeugt man sich auf den ersten Blick, dass diese zerlumpten Menschen weit entfernt davon sind, der Stufe des Elends anzugehören, die ihre Kleidung anzudeuten scheint. Ihr Benehmen ist nicht das der Furcht, des Argwohns, noch der Unterwürfigkeit, sie zeigen die einfache, würdige Haltung, wie sie dem Bürger der Vereinigten Staaten, dem Menschen, welcher das Bewusstsein seines Werthes hat, zukommt. Die Männer, welche sich an solchen Expeditionen betheiligen, gehören sehr häufig der wohlhabenden Classe an; es sind junge Leute, welche die Beschwerden dieses

etwas abenteuernden Lebens den Annehmlichkeiten des elterlichen Hauses vorziehen. Nachdem die geodätischen Aufnahmen des Landes häufiger wurden, bemächtigte sich der Jugend des Westens der Ehrgeiz, Feldmesser zu werden. Als Geodät arbeiten (*to go surveying*) hat für sie denselben Reiz, wie das Seeleben für die jungen Leute an den Küsten des atlantischen Oceans. Daher kommt es, dass die Unternehmer einer Expedition, obgleich sie nur eine dürftige Besoldung als Entschädigung für die härteste Arbeit anbieten, sich ohne Mühe Leute verschaffen und sich sogar bei der Wahl derselben schwierig zeigen können.

Der beste Ton herrschte unter den Feldmessern des Monistique. Sie behandelten sich gegenseitig mit Höflichkeit und ich kann wohl sagen, dass ich nicht ein grobes Wort vernommen habe. Dieses höfliche Benehmen bildet in gewisser Hinsicht einen komischen Contrast zu dem vom Lagerleben unzertrennlichen Sichgehenlassen. So ist es z. B. unmöglich, grossen Anspruch auf Etiquette zu machen, wenn man unter einer Tanne zu Mittag speist. Vorausgesetzt, dass die Hände nicht gar zu schmutzig sind, das ist Alles, was verlangt wird, und da weder eine Bank, noch Stuhl, noch Tisch vorhanden ist, so kümmert man sich wenig um die Art und Weise, wie man sich niederlässt. Mir wurde der folgende, charakteristische Zug erzählt. Beim Abendessen hatte einer der Feldmesser aus Unachtsamkeit seinen Fuss in den Teller seines Nachbarn gesetzt. Dieser, anstatt es übel aufzunehmen, zog einfach seinen Teller zu sich, und da sein Kamerad sein Versehen bemerkte und sich bei ihm entschuldigen wollte, antwortete er naiv, indem er ihm seinen Teller reichte: „Es macht nichts, mein Herr, geben Sie mir, bitte, noch ein wenig Suppe.“

Um ein grosses Feuer gelagert, verbrachten wir mit

unseren Feldmessern einen sehr angenehmen Abend. Die meisten dieser Herren hatten den Urwald seit vier Monaten nicht verlassen und waren über einen Monat ohne jede Nachricht aus der civilisirten Welt geblieben. Wie viel hatten wir ihnen da mitzutheilen, und gewiss ist niemals einem arabischen Märchenerzähler mit gespannterer Aufmerksamkeit zugehört worden.

Was die geologischen Resultate dieser Expedition betrifft, so kam so viel wie nichts dabei heraus. Wir erfuhren von den Feldmessern, dass in dem ganzen Stromgebiet des rechten Armes des Monistique kein anstehender Fels zu sehen sei. Dies war nicht ermuthigend, aber die Gewissheit hatte immerhin den Vortheil, dass wir weitere Explorationen nach jener Richtung unterlassen konnten. Nachdem wir uns daher am folgenden Tage bei unseren Wirthen verabschiedet hatten, kehrten wir auf demselben Wege zurück, um in den linken Arm des Flusses zu gelangen.

Dieser ist bedeutender als der rechte Arm. Nicht nur ist seine Wassermasse beträchtlicher, sondern auch das Bett ist bei geringerer Tiefe viel breiter. Es ist ein Strom, der Beachtung verdient, und wenn er sich in Europa befände, würde er in unseren geographischen Lehrbüchern eine ehrenvolle Stelle einnehmen.

In einer Ausdehnung von mehr als zwanzig Meilen von dem Vereinigungspunkt an, schlängelt sich der Fluss zwischen Sand- und Kiesbänken hin, die eine kräftige Waldvegetation aufweisen. Bald sind es Föhren, bald Ulmen und Ahornbäume, hie und da treten einige Tannen auf, die mit ihrer schnurgraden steifen Haltung den schärfsten Contrast bilden zu dem reichen, üppigen Blätterschmuck des Zuckerahorns. An einem schönen Sommertage den unzähligen Windungen eines grossen Stromes mitten im Ur-

wald zu folgen, ist keine Arbeit, ist ein Vergnügen. In der Stille des Waldes und besonders in den dunkeln Schatten, die auf den Fluss fallen, liegt ein ganz eigener Zauber, der zum Träumen verführt, und dessen Einfluss der Geologe selbst verfällt, wenn die Ufer ihm weder Felsen noch Fossilien zur Untersuchung darbieten.

Da ich keine Terrains zu untersuchen hatte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Vertheilung der Bäume und die verschiedenartige Physiognomie des Waldes längs des Flusses, und ich will es versuchen, einige Beobachtungen darüber hier mitzuthellen. Die Canadier haben einige, meiner Ansicht nach sehr glückliche Ausdrücke, um die verschiedenartigen Formen des Urwaldes zu bezeichnen; sie sagen: der Thujawald (*cédrier*), die Savanne, der Ahornwald (*érablière*), der Fichtenwald (*pinnière*) u. s. w. Der Thuja- oder Weisscedernwald ist die Sumpfreion, in welcher vorzugsweise der Lärchenbaum und der *arbor vitae* (*Thuja occidentalis*) wachsen, denen man sehr ungerechtfertigter Weise den schönen Namen Ceder beilegt. Unter der Savanne versteht man die Region, welche ohne morastig zu sein, doch noch feucht und mit Moos bedeckt ist; sie enthält dieselben Bäume neben anderen, welche nicht im Thujawald wachsen, wie z. B. die Schierlingstanne oder *hemlock* der Amerikaner (*Abies canadensis*) und mehrere andere Tannenarten. Der Ahornwald erstreckt sich über die Region, in welcher Ahorn und Ulme vorwiegen; er deutet stets auf fruchtbaren Boden, und nach der Anzahl der Ahornwälder, denen er auf seinem Wege begegnet, beurtheilt der Pfadfinder den Werth einer Region vom landwirthschaftlichen Standpunkt aus. — „Lassen Sie sich an diesem oder jenem Fluss nieder,“ räth er dem Auswanderer, „es ist dort vortrefflicher Boden, sehr viel Ahornwald (*maple-*

land).“ — Der Fichtenwald endlich erstreckt sich über die Hochebenen und sandigen Abhänge, auf welchen die verschiedenen Fichtenarten wachsen (*Pinus strobus* und *Pinus resinosa*, welche, die eine wie die andere, hier zu Lande eine ungeheure Höhe und Dicke erreichen).

Die verschiedenen Waldregionen üben einen directen Einfluss auf die Vertheilung der Pflanzen und Thiere aus. Die Flora des Thujawaldes ist sehr verschieden von derjenigen des Fichtenwaldes, sie unterscheidet sich vorzüglich durch die Menge der Moose, welche den Boden mit einem dicken Teppich bedecken; sie ist ausserdem merkwürdig durch die Schönheit ihrer Orchideen, von denen die meisten dem Thujawald und der Savanne angehören, während, soviel mir bekannt ist, nur sehr wenige Arten im Ahornwald und keine, wenn ich mich nicht irre, im Fichtenwald vorkommt. Ueberhaupt weisen die beiden letzteren nur eine geringe Anzahl Pflanzen auf, die ihnen gemeinsam angehören. Dieselbe Regel erstreckt sich auf die Insecten, Schnecken und sogar bis zu einem gewissen Grade auf Vögel und Vierfüsser. So bezeichnen z. B. die Canadier eine Rebhuhnart mit dem Namen Savannen-Rebhuhn (*Tetrao umbellus*) und die andere als Rebhuhn des Fichtenwaldes (*Tetrao canadensis*).\*) Die Eichhörnchen, die in zahlreichen Arten in Amerika vorkommen, sind zum grössten Theil auf den Fichten- und Ahornwald beschränkt, und nur ausnahmsweise begegnet man ihnen im Thujawald. Unter den kleinen Arten, die sich am Boden aufhalten (*groundsquirrel* der Amerikaner), aus denen die Zoologen

---

\*) Das eine wie das andere dieser Rebhühner gehören dem amerikanischen Continent an. Das Rebhuhn des Fichtenwaldes schien mir mit unserem europäischen Rebhuhn die meiste Aehnlichkeit zu haben und steht ihm in Bezug auf Wohlgeschmack kaum nach.



die Abart *Tamias* gemacht haben und welche die Canadier, ich weiss nicht recht aus welchem Grunde, als „Schweizer“ \*) bezeichnen, gibt es eine, welcher sie den Beinamen *Suisse de bois fort* geben, womit sie die Vorliebe dieses Thierchens für den Ahorn- oder den Hochwald andeuten. Die Hirsche, welche in gewissen Gegenden ziemlich zahlreich sind, ziehen im Allgemeinen den Ahornwald vor, während der Bär sich gern im Fichtenwald aufhält, wohin ihn die zahlreichen Ameisenhaufen locken. Die Vierfüsser des Thujawaldes sind der Biber, die Fischotter und das Kaninchen, das natürlich den Luchs im Gefolge hat. Hin und wieder begegnet man auch einem Caribou oder amerikanischen Rennthier. Aber im Allgemeinen sind hier die Thiere sehr spärlich vertreten: man kann stundenlang durch den Thujawald streifen, ohne den Gesang eines einzigen Vogels zu hören, nur von Zeit zu Zeit lässt sich vielleicht der klagende Ruf eines einsamen Adlers vernehmen. Man könnte meinen, dass die Sänger des Waldes diesen düstern und durchaus prosaischen Theil desselben instinktiv meiden. Die Reptilien sogar sind nur durch die niedrigste Classe, die Frösche, vertreten, die sich aber auch an den Ufern aller Teiche in grosser Anzahl vorfinden. Hie und da trifft man auf eine Schildkröte, die sich am Rande des Wassers auf einem Baumstumpf an der Sonne wärmt.

Der Monistique, wie die meisten anderen Flüsse jener

---

\*) Ich möchte wohl wissen, welche Verwandtschaft zwischen einem Schweizer und einem Eichhörnchen besteht. Sollte vielleicht das Fell dieses Thierchens die früheren Colonisten in Canada an die buntscheckige Uniform der Schweizer Gardien erinnert haben? Ich habe wenigstens unsere Reisenden das Wort „Schweizer“ vergleichsweise mit einem gestreiften Gegenstand anwenden hören. So sagen sie z. B. von der gestreiften Natter: „Sie ist gestreift wie ein Schweizer.“

Region, beschreibt zahlreiche Krümmungen, die stellenweise so dicht auf einander folgen, dass ein Canal von einigen hundert Fuss Länge genügen würde, einen Umweg von einer Meile und mehr abzuschneiden. Der Reisende, indem er so die Windungen des Flusses von einem Thalrand bis zum andern verfolgt, kann mit Musse beobachten, wie die verschiedenen Waldregionen auf einander folgen und mit einander wechseln. Der Fichtenwald tritt gewöhnlich am Gipfel der Krümmung auf, da wo der Fluss sich gegen die diluvianischen Sandterrassen staut. Dann zeigt sich stets ein in die Augen fallender Contrast zwischen den beiden Ufern: das eine sandig oder diluvianisch mit seinen Fichten, das andere angeschwemmtes Land mit Ulmen oder auch mit der Vegetation der Savanne. Wenn der Fluss jedoch sich mitten im Thale hält, ohne seine Windungen bis an die diluvianische Terrasse auszudehnen, so erstrecken sich gewöhnlich an beiden Ufern Ahornwälder. Diese Eintheilung ist so feststehend, dass ich nur einen Blick auf den Wald zu werfen brauchte, um zu wissen, ob ich mich im Gebiet des diluvianischen oder des alluvianischen Bodens befände. Glücklicherweise bin ich kein Forstkundiger, sonst würde ich eine eingehendere Abhandlung über die Ursachen dieser Veränderungen in der Physiognomie des Urwaldes geben.

Ich glaube indessen mit der Behauptung nicht zu weit zu gehen, dass längs des Monistique die Abwechslung von Fichtenwald, Ahornwald, Savanne und Thujawald hauptsächlich von dem Grade der Feuchtigkeit des Bodens abhängt. An vielen Stellen habe ich mich vergewissert, dass im Innern des Urwaldes der Boden des Thujawaldes derselbe ist, wie derjenige des daranstossenden Fichtenwaldes, nämlich Sandboden, und ich bin überzeugt, wenn es gelänge, den Boden trocken zu legen, so würden die Thuja's

absterben und nach einer gewissen Zeit durch Fichten ersetzt werden; und wenn man umgekehrt das Niveau des Wassers erhöhte, so würde der Thujawald mehr und mehr den Fichtenwald verdrängen.

Es gibt andere Eigenthümlichkeiten des Urwaldes, die von verwickelteren Ursachen abhängen, und hinsichtlich welcher noch grosse Zweifel obwalten, wie z. B. die Grösse gewisser Baumarten im Verhältniss zu andern, und es ist Thatsache, dass ein und derselbe Baum an einem Ort viel bedeutendere Dimensionen erreicht, als an einem andern. Dies sind Fragen, über welche unsere Lehrbücher der Botanik uns nur geringen Aufschluss geben: Ich bin indessen überzeugt, dass diese Lücken theilweise daher rühren, dass die Beobachtungen, auf welche man sich gemeiniglich bezieht, in unseren europäischen Wäldern gemacht wurden. Ich weiss nicht, ob ich mich irre, es scheint mir aber, dass die Bäume in Europa, ebenso wie die Haus-thiere, ihren ursprünglichen Charakter unter dem Einfluss des Menschen zum Theil verloren haben. Um die natürlichen Verhältnisse der Vegetation kennen zu lernen, sollte man sie im Urwald beobachten. Auf einer Expedition längs des Monistique würde, meiner Ueberzeugung nach, ein Botaniker oder Förster mehr lernen, als aus langjährigen Beobachtungen in unsern cultivirten Wäldern.

Wir waren anderthalb Tage lang auf dem Hauptarm des Monistique dahin gefahren, als wir durch einen sich quer über den Fluss ziehenden Damm von Baumstämmen plötzlich aufgehalten wurden. Dieses angeflösste Holz (*raft*), welches von den Canadiern *Embarras* genannt wird, kommt nichts weniger als selten in den Wäldern vor, besonders da, wo der Fluss nur einen geringen Fall hat. Ein Baumstamm, den die Strömung entwurzelt und weiter getrieben

hat, bleibt bei einer Biegung des Flusses hängen; wenn die Strömung ihn nicht mit sich reisst, kommt ein zweiter Stamm dazu, andere folgen, ihre Aeste verwickeln sich in einander und sie bilden schliesslich ein Wehr, das sich fortwährend vergrössert. Einige dieser Holzanflössungen haben eine bedeutende Ausdehnung erreicht und müssen schon sehr alt sein, da man sie oft mit Gebüsch bedeckt findet, das auf den schwimmenden Baumstämmen Wurzel gefasst hat. Dieser Art war nicht die Stopfung, auf welche wir stiessen; sie hatte sich augenscheinlich erst kürzlich gebildet, denn sie mass nur etwa zehn Klafter in der Breite. Wir zweifelten daher nicht, dass es gelingen würde, uns das Hinderniss aus dem Wege zu schaffen.

Das sicherste Mittel, eine Holzanflössung zu zerstören, ist, sie bei niedrigem Wasserstand in Brand zu setzen; da die Baumstämme trocken und zum grössten Theil Thuja's oder arbor vitae sind, deren Holz sich ebenso schnell entzündet, als es sich langsam zersetzt, so verbreitet sich das Feuer sehr leicht. Man versichert, dass es ein herrliches Schauspiel sei, wenn während der Nacht der Fluss auf diese Weise in Feuer steht. Wir hatten weder Zeit, noch Gelegenheit, zu diesem Mittel zu greifen, denn die Stämme waren nass und theilweise noch grün. Da das schöne Wetter, auf welches wir gerechnet hatten, ausgeblieben war, so mussten wir im Regen an's Werk gehen. Wir berechneten, dass, wenn wir eine gewisse Anzahl dicker Stämme in der Mitte durchhauen würden, wir dann wahrscheinlich ebenso viel andere frei machen könnten, um uns einen Weg zu bahnen. Freilich ist es keine Kleinigkeit, Baumstämme von fünfzehn bis zwanzig Zoll Durchmesser mit dem Beil zu spalten, aber Amerikaner und Indianer verstehen das Beil mit viel grösserer Geschick-

lichkeit und Kraft zu handhaben, als unsere Holzhauer in Europa.

Nachdem unsere beiden Führer eine grössere Anzahl Stämme gespalten hatten, versuchten wir es, diese von den übrigen loszumachen, indem wir sie mit einem Tau an unser Boot befestigten und aus allen Kräften ruderten. So hatten wir uns fast einen Durchgang verschafft, als ich, von einem Stamm auf einen andern springend, ausglitt und zwischen die Flösse in's Wasser fiel. Glücklicherweise befand ich mich stromabwärts und konnte das offene Wasser gewinnen, sonst wäre es um mich geschehen gewesen, denn aus dem tollen Gewirre der Aeste hätte ich mich schwerlich befreien können.

Früh am folgenden Tage stiessen wir auf eine zweite, noch mächtigere Holzanflössung als die erste war. Sie erstreckte sich über eine Ausdehnung von mehr als hundert Klaftern und musste sehr alt sein, denn sie war mit dichtem Gebüsch bedeckt, besonders mit vielen Himbeersträuchern, die als Parasiten auf den halbverfaulten Birken- und Tannestämmen wuchsen. Es war unmöglich, uns durch ein so gewaltiges Wehr einen Durchgang zu schaffen, und da unser Boot zum Tragen zu schwer war, so waren wir damit gezwungener Weise an das Ziel unserer Schifffahrt gelangt. Ueber die Frage hatten wir jetzt zu entscheiden, ob wir umkehren oder unsere Expedition zu Fuss fortsetzen sollten. Da es immer noch regnete, schlugen wir einstweilen unser Lager auf und warteten, dass der Himmel sich aufhellte, um dann einen Entschluss zu fassen.

Während des ganzen folgenden Tages regnete es, und so hatten wir Zeit, unsern Plan und dessen Ausführung eingehend zu besprechen. Im Regen, mitten im Urwald, auf nassem Boden zu campiren ist keine sehr grosse An-

nehmlichkeit. Der nächste Tag brachte uns indess die Sonne und mit ihr die Versuchung, weiter vorzudringen. Wir hatten bisher keine Spur von den Felsen erblickt, die wir suchten, aber wir wussten, dass die Feldmesser, die vor uns in diese Einsamkeit gedrungen waren, irgendwo in nordöstlicher Richtung von dem Orte, an welchem wir lagerten, Kalkfelsen entdeckt hatten. Konnte es nicht möglicher Weise derselbe sein, den wir suchten, und warum sollten wir nicht darnach forschen?

So trafen wir denn unsere Vorbereitungen, und nahmen Lebensmittel für zwei Tage mit, ungefähr zwanzig Pfund Mehl, ein Stück geräuchertes Rindfleisch, Speck, Thee und Ahornzucker. Unsere beiden Führer bepackten sich ausserdem mit unseren Decken, einem zinnernen Kochtopf, einer Bratpfanne und einem Fetzen Leinwand, der ein halbes Zelt vorstellen sollte; dann schlugen wir uns entschlossen in anderer Richtung tiefer in den Wald hinein und überliessen unsere übrigen Effecten, die Zelte und das Boot, welches wir an die Holzanflössung befestigt hatten, der Obhut Gottes. Anfangs nahmen wir die Sonne zum Führer und folgten einfach unserem Schatten, der uns zu dieser Tageszeit die einzuschlagende Richtung bezeichnete. Während der ersten Stunden war der Weg bequem und führte abwechselnd durch Fichtenwälder in den Hochwald und umgekehrt. Bald aber gelangten wir in eine andere Region, in den Thujawald. Dieser Theil des Urwaldes bildet den vollsten Gegensatz zu dem Hochwald, nicht nur hinsichtlich der Vegetation, sondern auch in Bezug auf Annehmlichkeit. So reizvoll und so leicht zu durchschreiten der Hochwald ist, so einförmig und ermüdend ist der Thujawald; er wird daher auch von Geologen und Feldmessern mit Recht verabscheut. Kaum waren wir in den Thujawald eingetreten, als die

Sonne sich hinter schweren Wolken verbarg. Wir mussten also zu dem Compass greifen, aber da wir wussten, dass die Magnetnadel, wegen der zahlreichen Erzadern, welche den Boden durchziehen, in diesen Regionen nicht immer ein sicherer Führer ist, bezeichneten wir klüglich' unseren Weg durch Male oder Einschnitte, nach Art der Feldmesser.

An jenem ersten Tage unserer Fussreise blieben wir von Gewittern verschont; gegen Abend gelangten wir in einen schönen Ahornwald und fanden ganz in der Nähe eine Quelle. Wie hätten wir es uns besser wünschen können? Zum Unglück hatte Thomas bei unserer früheren Rast an einem kleinen See seinen Kochtopf vergessen, so dass uns als einziges Küchengeräth nur die Bratpfanne blieb, welche uns nach einander zur Bereitung des Brodes, der Suppe und des Thee's dienen musste.

Die genussreichsten Augenblicke bei diesen Wanderungen bietet der Abend, wenn vor dem Zelt ein grosses Feuer angezündet wird; da man mit dem Holz nicht sparsam umzugehen braucht, nimmt man sich auch nicht die Mühe, es in kleine Scheite zu spalten. Tannen- oder Ahornstämme von zehn bis zwanzig Fuss Länge und oft von mehr als einem halben Fuss Durchmesser, die über einander geschichtet werden, nähren die Flamme. In dunkler Nacht, mitten in einem schönen Ahornwald, hat man so ein prächtiges Schauspiel. Ich wenigstens konnte jene hohen Laubwölbungen nie betrachten, ohne ein Gefühl der Andacht zu empfinden, ähnlich demjenigen, das sich zuweilen in den grossen Domkirchen Europa's unserer bemächtigt. Die amerikanische Ulme insbesondere erregt diese Empfindung. Nicht nur ist der Stamm schlank und gerade, auch die Aeste gehen in einem sehr spitzen Winkel von ihm aus, und wenn die Zweige zweier in einer gewissen Entfernung

von einander stehender Ulmen sich in den Wipfeln verschlingen, so bilden sie eine, dem gothischen Spitzbogen durchaus ähnliche Wölbung. Wenn die Tempel des amerikanischen Urwaldes durch menschliche Kunst noch nicht nachgebildet wurden, so liegt dies nicht daran, dass es ihnen an Grösse und Poesie fehlt.

Der zweite Tag brachte uns mehr Arbeit. Unsere Führer waren vor Tagesanbruch aufgestanden, um nach unserem Kochtopf zu suchen. Während ihrer Abwesenheit bereitete ich das Frühstück, so gut es gehen wollte, und sogleich nach ihrer Rückkehr drangen wir in den dichten Thujawald ein, der sich vor uns ausbreitete, mit Hülfe unseres Compasses die Richtung nach Nordost innehaltend. Nach mehrstündigem Marsch gelangten wir an einen Fluss, über den wir in Eile eine Brücke schlagen und zu diesem Zweck einen am Ufer stehenden Baum umhauen mussten. Am jenseitigen Ufer sahen wir über dichtem Buschholz die Wipfel einiger hohen Fichten (*Pinus strobus*) emporragen, die ich mit Entzücken begrüßte, da sie als sicheres Anzeichen auf das Ende des Thujawaldes deuteten. In der That kamen wir in einen prächtigen Wald, zu dem weder Gebüsch noch Hindernisse irgend welcher Art uns den Zugang wehrten. Der Contrast war so plötzlich und der Eindruck auf mich ein so gewaltiger, dass noch jetzt, so oft von einem schönen Walde die Rede ist, die Erinnerung mich an jenen Ort zurückführt, und ich den Fluss vor mir sehe, die hohen Ulmen, zwischen denen hie und da eine Schierlingstanne oder ein reich belaubter Ahornbaum stand, die kräftigen Vogelkirschenbäume, die grossen Sycomoren und hin und wieder, Alle überragend, einige riesenhafte Tannen.

Was uns Europäer besonders in Erstaunen setzt, sind die mächtigen Bäume. Ein Jahr vorher, als ich allein



mit meinem Führer an den Ufern des Oberen See's wanderte, machte ich es mir zum Vergnügen, auf meinem Wege den Umfang mehrerer Bäume, meistens drei Fuss über dem Boden, auszumessen. So fand ich:

Bei einer Schierlingstanne oder hemlock 12 $\frac{1}{2}$  Fuss,  
bei einem Vogelkirschenbaum oder gelben

|                                                  |                 |   |
|--------------------------------------------------|-----------------|---|
| Pappel . . . . .                                 | 12              | „ |
| bei einer Sycomore . . . . .                     | 7 $\frac{1}{2}$ | „ |
| bei einer Weisstanne ( <i>P. strobus</i> ) . . . | 13              | „ |

Mein Freund fand in der gleichen Region eine Tanne von fünfzehn Fuss Umfang. Die Höhe der Bäume ist noch erstaunlicher. So sind Weisstannen von 120—140 Fuss nichts Seltenes. Dr. Jackson fand bei dem Oberen See eine solche von 160 Fuss Höhe. Die Harztanne übersteigt häufig achtzig Fuss und nicht selten findet man hundert Fuss hohe Ulmen. Was sind im Vergleich hierzu die so gerühmten Bäume im Park von Fontainebleau und selbst die ehrwürdigen Buchen in der Umgegend von Kopenhagen, die ich vor wenigen Jahren mit staunender Bewunderung betrachtete? Man braucht übrigens nicht lange im amerikanischen Urwald zu reisen, um sich zu überzeugen, dass im Pflanzenreich jenes Continents ein Reichthum und eine Kraft ganz besonderer Art herrscht. Amerika, wie Ritter sehr richtig bemerkt hat, ist der Boden für vegetatives Leben, wie der alte Continent der Boden für animales Leben ist. Dies ist so wahr, dass alle unsere europäischen Bäume, mit alleiniger Ausnahme der Espe, bei einer Verpflanzung nach Amerika bewunderungswürdig gut gedeihen und sogar an Kraft zunehmen, während dies durchaus nicht der Fall ist mit den amerikanischen Bäumen, die nach Europa verpflanzt werden.

Durch den schönen Wald weiter schreitend, stiessen

wir auf die erste geodätische Linie. Wir folgten ihr geraume Zeit und gelangten bald zu einem Dreieck, an welchem wir zum ersten Mal den Punkt, auf welchem wir uns befanden, geographisch genau feststellen konnten, was mir zu grosser Befriedigung gereichte. Erstlich hatten wir uns nur für einige Tage mit Lebensmitteln versehen und durften es daher nicht wagen, lange in's Ungewisse hinaus zu wandern. Aber selbst bei stärkerer Verproviantirung hätte uns die Entdeckung nicht minder glücklich gemacht, denn im Urwald sowohl wie im Leben ist es vor Allem nöthig, dass wir unseres Weges sicher seien; Gewissheit muss uns werden, auf welche Weise wir auch dazu gelangen mögen, sei es durch Auffassung sinnlicher Eindrücke, durch Anwendung physikalischer Gesetze, oder durch instinktives Vertrauen in die Personificirung dieser selben Gesetze — durch die Wissenschaft oder durch den Glauben. So hatte für unsere Eingeborenen das Auffinden einer geodätischen Linie durchaus nicht die gleiche Bedeutung wie für uns. Sie hätten sich lieber nach einem Zeichen oder einem unbestimmten Geräusch gerichtet, das sie der Fürsorge Katschi-Manitou's, des Grossen Geistes, zugeschrieben hätten, und wahrscheinlich wäre ihr Glaube um so stärker gewesen, je seltsamer das Zeichen oder das Geräusch ihnen geschienen hätte. Welch' sonderbare Abschweifung wegen einer geodätischen Linie! wird man hier sagen. Wohl wahr, deshalb verlassen wir nun den schönen Wald, der zum Nachsinnen und Träumen verleitet, um von Neuem in den vor uns liegenden Thujawald zu dringen, in dem wir weder Zeit noch Lust haben werden, zu plaudern oder zu grübeln, und wo wir, wie auf den Alpengletschern, all' unsere Kräfte in die Füsse verlegen müssen, um den Kopf zu retten.

Ogleich die Thujawälder nass und theilweise über-

schwemmt sind, unterscheiden sie sich doch von den Sümpfen, indem sie mit dichter Waldvegetation bewachsen sind, die oft nur aus einer einzigen Baumart, der sogenannten Thuja oder *arbor vitae* besteht. In der Region, von welcher wir reden, bedeckt der Thujawald die tieferen Stellen, und strichweise ist seine Ausdehnung so gross, dass die trocknen Stellen nur wie Oasen in einer Wüste erscheinen — einer nassen Wüste freilich, die aber deshalb nicht weniger eiförmig und ermüdend ist. Wenn der Boden unter ein gewisses Niveau hinabgeht, so dass eine aussergewöhnliche Wasseranhäufung entsteht, so verwandelt der Thujawald sich in einen wirklichen Morast, in dessen Mitte sich oft ein kleiner See bildet. Das Wasser steht nicht nur in Pfützen, es bildet eine ununterbrochene Fläche und sickert unter dem Moosteppich fort, so dass man bei jedem Schritte den Boden über dem Wasser schwanken fühlt. Nicht ohne ein gewisses Gefühl der Furcht wagt man sich zum ersten Mal auf diesen beweglichen Boden. Besonders überraschend ist es, dass hier und da auf dem schwimmenden Teppich Bäume wachsen. Sie sind freilich kümmerlichen Aussehens, aber doch kommen sie fort. Ich traf einen solchen auf so schwankendem Boden, dass er, als ich an ihm vorüberschritt, durch das Gewicht meines Körpers sich nach meiner Seite hinneigte. Der amerikanische Lärchenbaum (*Larix americana*), der dem europäischen sehr ähnlich, nur kräftiger ist als jener, widersteht der Nässe am besten.

Die Sümpfe mitten im Thujawald haben mir oft bittere Enttäuschungen verursacht. In Europa pflegen wir eine Lichtung im Walde freudig zu begrüssen, sie bietet gewöhnlich einen mehr oder minder angenehmen Ort, wo man einen Augenblick nach mehrstündigem Marsch im Walde ausruht. Mein erstes Gefühl war daher das der Befriedi-

gung, als ich irgendwo vor mir Licht durch die Bäume schimmern sah. Aber die Freude dauerte nicht lange. Noch ehe ich Zeit gehabt hatte, mich zu orientiren, fühlte ich das Wasser in meine Stiefel dringen, ein nur zu sicherer Beweis; dass ich mich auf Sumpfboden befand.

So langweilig und öde diese Sümpfe namentlich für den Geologen sein mögen, so sind sie doch nicht jeden Reizes baar. Die Natur hat sie in seltsamer Laune mit ihren schönsten Blumen geschmückt. Dort wachsen die zahlreichen amerikanischen Orchideenarten, besonders jene, die unter dem Namen „Frauenschu“ bekannt sind, und jene andere, ausschliesslich dem Norden von Amerika angehörende eigenthümliche Blume, die *Saracinia purpurea* oder Becherblume (*Pitcher flower* der Amerikaner), so genannt, weil ihre dicken Blätter am Rande zusammengewachsen sind, so dass jedes einzelne eine zierlich geformte, einem Füllhorn ähnliche Tute bildet. Die apfelgrüne Oberfläche der Tute ist mit kunstvoll verschlungenen, scharlachrothen Aederchen durchzogen, die zu einem reich verzierten Schmuck als Muster dienen könnten. Die Becher sind gewöhnlich mit erquickend kühlem Wasser angefüllt, während das Sumpfwasser lau und widerlich ist. Auch habe ich mehr als einmal zu diesen Wasserbehältern gegriffen, um meinen Durst zu löschen. Die Blüthe der *Saracinia* zeichnet sich mehr durch ihre absonderliche Form, als durch Schönheit aus.

Aber eine Art des „Frauenschu“, das *Lipripedium spectabile*, trägt vor allen übrigen Orchideen den Schönheitspreis davon. Der Schuh ist von einem so reinen Weiss wie das der Lilie, mit äusserst zartem, rosenrothem Saum; darüber erhebt sich, gleich einer goldenen Schnalle, ein kleines hellgelbes Blumenblatt. Gewisslich hat die Göttin der

Schönheit niemals zierlichere Fussbekleidung getragen. Trotz meiner Ermüdung und der grossen Hitze musste ich, so oft wir an einem Sumpf vorüberkamen, einen grossen Strauss der schönen Blumen pflücken.

Nachdem wir um den mit Orchideen geschmückten kleinen See herumgegangen waren, stiegen wir auf eine kleine Anhöhe, auf der wir am Ufer des Flusses unter einer grossen Tanne unser Mittagsmahl bereiteten. Wir hatten bis zu den Knien im Wasser gewatet, ich fühlte mich sehr ermattet und konnte die Wahrheit jenes Ausspruches eines Feldmessers bestätigen, der, als man ihn fragte, welches der höchste Genuss sei, ohne Zögern antwortete: „Die Stiefel auszuziehen und das Wasser daraus zu leeren, sobald man einen Sumpf hinter sich hat.“

Ein neues, diesmal ernstliches Missgeschick erwartete uns. Die geodätischen Linien werden durch einen Sumpf natürlich unterbrochen. Gelangt man in eine Lichtung, so thut man daher wohl, sich zu orientiren, um zu wissen, wo die Linie an der anderen Seite wieder beginnt. Wir setzten voraus, dass wir uns dicht bei derselben befänden, und wie gross war unsere Enttäuschung, als wir nach beendigter einfacher Mahlzeit unseren Weg fortsetzen wollten und die Linie nicht wieder fanden. Wir gingen eine Strecke zurück, aber vergeblich. Um sie nicht zu verfehlen, trennten wir uns; Jeder untersuchte die Bäume vor sich und um sich herum, ob sie kein Zeichen trügen. Darüber brach ein Gewitter aus. Ohne es zu merken, hatten wir uns von einander entfernt; das Gewitter hatte den Wald plötzlich in ein solches Dunkel gehüllt, dass nur die Gegenstände in nächster Nähe zu unterscheiden waren, und als ich meine Gefährten zu rufen versuchte, rollte der Donner so heftig, dass er meine Stimme übertönte. Ich gestehe, dass sich

etwas in mir regte, was der Furcht nicht ganz fremd war. Ich erinnerte mich, dass ich mich einst, in dichtem Nebel, inmitten der Aiguilles, welche den Aargletscher überragen, in ähnlicher Lage befunden hatte. Sich während eines Gewitters im Urwalde zu verirren, wäre noch bedenklicher gewesen. Ich weiss nicht, wie lange ich im Walde umherirrte, mit aller Kraft meiner Lungen rufend und schreiend; ich weiss nur, dass ich die Augenblicke entsetzlich lang fand. Einen Moment stand ich still unter einem grossen Vogelkirschenbaum, um Athem zu schöpfen, da gewahrte ich Augustin, einen der Träger. Er auch hatte sich verirrt, aber er trug einen Theil der Lebensmittel; dies war wenigstens ein Trost. Das Gewitter verzog sich bald und als es aufgehört hatte zu donnern, riefen wir von Neuem, und diesmal nicht vergeblich. Zwiefache Antwort kam uns aus entgegengesetzten Richtungen. Zuerst trafen wir Thomas im kläglichsten Zustande, er war immer im Kreise herumgegangen. Herr Whitlesey dagegen hatte zu viel Erfahrung, um sich unnöthiger Weise zu ermüden. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass er unmöglich gehört werden könnte, errichtete er sich aus einigen Baumästen ein schützendes Dach, und ich gestehe, dass ich etwas verblüfft war, als ich ihn unter seinem improvisirten Bau fand, wo er mit grösster Seelenruhe seine Aufzeichnungen vom vorigen Tage durchging. Das war mir eine Lehre, aus der ich später Nutzen gezogen habe.

Da wir unsere Linie nicht auffinden konnten, mussten wir uns nothgedrungen wieder an den Compass halten, bis wir auf eine neue, in gleicher Richtung laufende Linie stiessen, die wir mehrere Meilen lang verfolgten und einen, nach Westen fliessenden, ziemlich bedeutenden Fluss überschritten. Jenseits des Flusses war der Wald schön und

wir freuten uns im Voraus, dort eine angenehme Lagerstelle zu finden. Aber zu unserer grossen Enttäuschung war kein Wasser in der Nähe zu entdecken, und wir mussten bis an den Rand des nächsten Thujawaldes gehen, wo wir unter einem alten Baumstumpf etwas schmutziges, morastiges Wasser fanden. Aber nach einem Tagesmarsch, wie wir ihn hinter uns hatten, macht man keine Schwierigkeiten. Der Thee war vortrefflich und wir erquickten uns an dem letzten Stück Speck. Das Wetter hatte sich unterdessen vollständig aufgehellt, der Wind sich nach Nord-West gedreht, und da die Abendkühle die Mückenschwärme vertrieben hatte, konnten wir in Ruhe bei dem grossen Feuer vor dem Zelt unsere Cigarre rauchen und allgemeine, oft auch philosophische Fragen debattiren.

Man wird aus obiger Schilderung wahrgenommen haben, dass der Fussreisende im Urwald abwechselnd aus dem eigentlichen Wald oder Hochwald in den Thujawald, und aus diesem wieder in den Hochwald gelangt. Dieses sind die Haupt-Charakterzüge jener Gegend. Sobald der Indianer oder der Pionier über die Schwelle seines Wigwam oder seines Blockhauses tritt, befindet er sich entweder im Hochwald oder im Thujawald, und dies sind meistentheils die einzigen Abwechslungen auf der Oberfläche des festen Bodens.

In anderen Districten des *far West*, besonders im obern Stromgebiet des Mississippi findet sich ein dem entsprechender Contrast, aber nicht mehr zwischen Hochwald und Thujawald, sondern zwischen Prairie und Wald. Vielleicht finde ich später Gelegenheit zu beweisen, inwiefern dieser Umstand auf den besondern Charakter der verschiedenen Indianerstämme eingewirkt hat, und wie ihre ganze Entwicklung, ihre Sitten und ihre unversöhnliche Feindschaft gegen

einander mit der Verschiedenheit des von ihnen bewohnten Bodens zusammenhängen; wie die einen, die Chipeway's, sich als Wald-Indianer, die Sioux sich als Prairie-Indianer ausweisen.

Unter dem Namen Hochwald begreift der Canadier alles was nicht Thujawald ist, namentlich aber jenen Theil des Urwaldes, welcher aus einem Gemisch der verschiedensten Baumarten besteht. Auch in Europa finden sich schöne Wälder, aber sie haben alle ihren bestimmten Charakter, dem sie zum grössten Theil ihren Reiz verdanken. Entweder ist es ein Eichenwald (der Wald der alten Germanen) oder ein Buchenwald, oder endlich ein Tannenwald (der Fingalswald). Der Europäer, welcher zum erstenmal in einen amerikanischen Wald kommt, fühlt sich Anfangs fremd unter den durch Wuchs, Umfang und Laub so verschiedenartigen Bäumen. Es geht ihm in dieser Hinsicht wie einem Menschen, der sein ganzes Leben lang nur Flöten- oder Geigen-Solis gehört hat und sich auf einmal in einem, von vollem Orchester ausgeführten Concert befindet. Er ist zuerst überrascht, aber sofern ihm das Gefühl für Harmonie innewohnt, wird er es bald verstehen. So geht es Einem im amerikanischen Urwald. In dieser Zusammenstellung, dieser Vereinigung von allerlei Bäumen liegt etwas so Reizvolles, dass man sich schnell daran gewöhnt, und der amerikanische Wald wird auch für den Europäer das Ideal eines Waldes, während die aus einer einzigen Baumart bestehenden Fichten- und Thujawälder ihm in anderem Lichte, als das Ergebniss localer und ausnahmsweiser Einwirkungen erscheinen. Und das sind sie in der That: Der Fichten- sowohl wie der Thujawald sind Anomalien, von denen die eine durch den Mangel an Feuchtigkeit, die andere durch das Uebermaass derselben



entstanden ist. Die Eichen-, Tannen- und Birkenwälder Europa's sind ähnliche Anomalien, die zum Theil dem Einfluss des Menschen zuzuschreiben sind.

Ein anderer Charakterzug des Urwaldes, der dem europäischen Beobachter nicht entgehen kann, ist ein gewisses Maasshalten in der Anzahl der Bäume, die nie, wie z. B. im Thuja- oder Fichtenwald dichtgedrängt stehen, sondern in Zwischenräumen, um jedem Einzelnen genügenden Platz zu völliger Entwicklung zu geben. Auch sind alle Bäume gesund und kräftig, und nur selten trifft man einen verkümmerten oder verkrüppelten an.

Darum ist es nicht verwunderlich, dass der von Natur ernste und würdevolle Indianer seinen Hochwald liebt und ihn zum Aufenthalt der Seligen macht. Begreift doch selbst der Europäer diese leidenschaftliche Vorliebe für den Wald. Ich weiss nicht, ob ich mich darin irre, aber es ist mir stets so vorgekommen, als ob in dieser Vertheilung der Bäume eine gewisse Disciplin und Regel liege, die mit dem guten Ton im gesellschaftlichen Leben zu vergleichen wäre. Jedes Individuum befindet sich an dem ihm zugewiesenen Platz, und Niemandem fällt es ein, in das Gebiet seines Nachbarn zu dringen. Man könnte meinen, die Bäume des Hochwaldes (Ulme, Ahorn, Sycomore, Vogelkirschenbaum, Schierlings- und andere Tannenarten) seien dazu geschaffen, gesellig zu leben, wenigstens trifft man sie selten ganz vereinsamt an, während andere, wie Fichte und Thuja, sich ihrer Natur nach abschliessen und unter sich allein weite Strecken bedecken. Ich habe mich oft gefragt, ob im Staate der Natur die Bäume nicht mit einem gewissen socialen Instinkt begabt sind, ob sie nicht, wie die Thiere, ihre Sympathien und Antipathien haben. So habe ich mehrmals bemerkt, dass der Boden dort, wo Ahorn und

Ulme vorzugsweise herrschen, gewöhnlich frei ist von Disteln und niederem Gestrüpp, als ob ihre Gegenwart allein genügend sei, dieses auszuschliessen; sie sind gewissermaassen die Aristokraten des Waldes. Andere, wie z. B. die Tannenarten sind weniger auf ihre Würde bedacht; wie die Parvenüs findet man sie zuweilen in schlechter Gesellschaft, am Saume der Savanne oder des Thujawaldes. Einigen endlich gefällt es an übel berufenen Orten und man würde sie vergeblich im Hochwald suchen. Sie brauchen Regellosigkeit und Anarchie, und solcher Art ist die Thuja oder sogenannte Ceder. Ich glaubte Anfangs, dieser Baum wäre seiner Natur nach nur auf feuchten Boden beschränkt, und war geneigt, sein zerzaustes Aussehen seinem ungünstigen Standort zuzuschreiben, aber seitdem ich ihn an völlig trockenen Orten, ja auf kiesigem Strand oder auf abschüssigem Fels angetroffen und dabei bemerkt habe, dass er auch dort sich durch sein unordentliches Aussehen hervorthut, seit ich mich überzeugt, dass er im eigentlichen Wald nie zu treffen ist, zog ich den Schluss, dass dieser Baum verderbte Triebe haben müsse. Der Geologe, welcher durch den Urwald wandert, weiss auch aus Erfahrung, dass er sich auf allerlei Unannehmlichkeiten gefasst zu machen hat, sobald die Ceder sich zu zeigen beginnt.

Die ärgsten Qualen erduldet der Reisende im Urwald von Fliegen- und Mückenschwärmen. In Italien begegnet es Einem wohl zuweilen, dass man von einem Dutzend Mücken zugleich angefallen wird, und man findet eine derartige Ueberraschung sehr widerwärtig. Reisende erzählen uns auch, dass diese selben Insecten in den Ebenen und Hochländern Skandiaviens und Lapplands eine Plage sind, aber ich zweifle, dass es in Europa irgend einen Punkt gibt, wo sie so zahlreich vorkommen, wie in den Wäldern Nord-

amerika's. Es ist dies die natürliche Folge der zahllosen Sümpfe, welche die Entwicklung der Larven in hohem Maasse begünstigen. Daher nehmen sie auffallend ab, sobald ein District sich bevölkert und die Sümpfe ausgetrocknet werden. Man versichert mich, und ich glaube es gern, dass ehemals die Mücken an den Ufern des Ohio und sogar in Neu-England ebenso zahlreich waren, wie jetzt an den Ufern des Michigansee's. Wenn es noch bei den Mücken bliebe! Aber um einige Abwechslung in die Plage zu bringen, ziehen ausser den eigentlichen Mücken noch drei andere Fliegenarten gegen uns zu Felde, nämlich 1) mehrere Bremsen, von denen die böseste, die *moose fly* oder Elensthierfliege, derjenigen, die in Europa die Pferde plagt, sehr ähnlich sieht; 2) eine kleine schwarze Fliege (*black fly* der Amerikaner), die eigentliche canadische Fliege; 3) eine andere, fast mikroskopisch kleine Fliege (*sand-fly*), deren Stich sehr giftig ist und welche die Reisenden deshalb mit dem Namen „Brenner“ (*brûlot*) bezeichnen. Es vergeht kein Tag, an dem man nicht von dieser oder jener Bestie gequält würde, und zuweilen fallen sie gemeinsam über Einen her. Alsdann wird ruhige Ergebung eine Tugend. Am meisten zu fürchten aber sind die *Maringouins*, wie sie hier heissen. So lästig die schwarzen Fliegen auch sein mögen, so verschwinden sie wenigstens, wie auch die Bremsen, bei eintretender Nacht. Die *Maringouins* aber lassen uns Tag und Nacht keine Ruhe, und besonders in regnerischen Nächten oder wenn der Himmel bedeckt ist, sind sie am zudringlichsten. Es ist unmöglich, sich von der Blutgier dieser Insecten während einer warmen Nacht eine Vorstellung zu machen. Ich könnte ein langes Capitel schreiben über das Fieber, die schlaflosen Nächte, die Qualen aller Art, die ich wegen der verwünschten Marin-

gouins in meinen verschiedenen Expeditionen ausgestanden habe. Oft waren mir Hände und Gesicht während mehrerer Wochen angeschwollen. Ich habe es mit allen erdenklichen Schutzmitteln versucht, habe geraucht und mir das Gesicht mit Fett eingerieben oder in Schleier gehüllt, aber immer fanden sie irgend eine unbewehrte Stelle. Nach und nach, wurde mir versichert, soll man sich an ihre Stiche gewöhnen, wie man sich auch an jedes Gift gewöhnt, und wirklich leidet man nach einer gewissen Zeit weniger darunter. Ich kannte einige alte Pfadfinder, die es bis zu solcher Gleichgültigkeit gebracht hatten, dass sie kaum die Hand erhoben um eine Mücke, die sie in die Nase stach, zu zerdrücken. Wenn sie sich nur in der Nacht ihrer erwehren können, weiter verlangen sie nichts. Der indianische Wigwam wird gewöhnlich als ein sicherer Zufluchtsort gegen die Maringouins betrachtet. Sie sollen niemals dorthin kommen, wahrscheinlich vertreibt sie der darin herrschende entsetzliche Geruch. Trotz desselben verlassen die Missionäre am Oberen See in den Sommernächten ihre Häuser, um in den verräucherten Hütten ihrer indianischen Pfarrkinder Schutz zu suchen. Auf Reisen und im Zelt greifen sie zu einem ebenso einfachen wie heroischen Mittel, indem sie sich wie Mumien in eine doppelt gelegte Wolldecke rollen; unter dieser zu athmen ist freilich nichts Leichtes. Ich habe mehrmals den Versuch gemacht, aber ohne Erfolg. War es Sache des Temperaments oder Mangel an Ausdauer, genug, es wollte mir nicht gelingen, eine warme Nacht hindurch so eingewickelt liegen zu bleiben. So sehr ich mir auch Gewalt anthat, es ging nicht, und nach einigen Stunden gezwungenen Schwitzens fand ich, es sei besser nicht zu schlafen und die Mückenstiche zu ertragen, als vor Hitze zu ersticken. Endlich, nach mancherlei Versuchen,

fielen wir auf ein Mittel, um uns, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, vor den Angriffen der Maringouins zu sichern. Es war dies ein Costüm *ad hoc*, eine wahrhafte Rüstung, die folgendermaassen zusammengesetzt war: Den Anfang machten ein grobes wollenes Hemd und gleiche Beinkleider; der Kopf wird in einen Schleier gehüllt, der zugleich Hals, Schultern und Gesicht bedeckt und nur eine kleine Oeffnung zum Athmen lässt. Darauf wird ein zweites wollenes Hemd übergezogen und sorgfältig zugeknöpft, um den Schleier fest zu halten. Die Füße stecken in dicken wollenen Strümpfen, darüber legt man die Beinkleider an, die unten durch zugeschnürte Mocassins oder indianische Schuhe zusammengehalten werden. Den Kopf bedeckt ein Filzhut mit breitem Rand, über diesem liegt ein zweiter Mousselin schleier, der unter dem Kinn zugeknüpft wird. Die Hände schützt man durch dicke, um das Handgelenk fest anliegende Lederhandschuhe, um dem Feinde jeglichen Weg zu versperren. So gepanzert, kann man einem Mückenschwarm Trotz bieten, vorausgesetzt jedoch, dass alle Theile der Rüstung unversehrt seien. Auch das winzigste Löchelchen wird von ihnen entdeckt, und in einem Augenblick, wo man am wenigsten darauf gefasst ist, fühlt man ihren Stich. Oftmals, nachdem ich meine Toilette beendet hatte, machte ich es mir zum Vergnügen, die Maringouins zu beobachten, wenn sie auf mir herumspazierten, und es war bewunderungswürdig, mit welcher Ausdauer sie ihren Rüssel zwischen jede Masche des Gewebes steckten, ihn aus allen Kräften einbohrend, und wie sie ungeduldige, gewaltige Anstrengungen machten, um die Haut zu erreichen, die sie darunter witterten.

Es war der dritte Tag unserer Fussreise. Der kleine Vorrath an Speck, den wir mitgenommen hatten, war auf-

gezehrt. Es blieb uns nur noch Mehl und etwas gesalzenes Rindfleisch übrig; gedörrtes Fleisch, wie die Canadier sagen. Zum Frühstück hatten wir aus unserem Mehl Brod bereitet, um es zu dem Rindfleisch zu essen. Es war eine sehr trockene Mahlzeit, und es musste sich wohl eine bessere Verwendung unserer Lebensmittel finden lassen. So ersannen wir eine Suppe, die wir Monistique-Suppe taufte, und welche, wie alles Neue, eine Zeit lang bevorzugt wurde. Für den Gebrauch der Touristen schalte ich hier das Recept ein: Man schneidet das Rindfleisch in möglichst dünne Scheiben, weicht diese einen Augenblick in warmes Wasser ein, um das Salz heraus zu ziehen, lässt sie alsdann kochen, und streut Mehl in die Bouillon. Auf diese Weise erhält man eine Art dünnen Brei's, und das ist die Monistique-Suppe. Hinsichtlich ihrer Einfachheit kann sie sich würdig neben die lacedämonische schwarze Suppe stellen, und ich zweifle, dass die spartanischen Helden ihr Nationalgericht mit mehr Vergnügen verzehrt haben, als wir unsere Monistique-Suppe.

Fragt man mich jetzt, was wir in jenen Sümpfen und Wäldern gewollt und was wir dort entdeckt haben, so müsste ich antworten: Nichts, oder soviel wie Nichts. An und für sich ist dies wenig genug, wie ich zugebe, und einem practischen Verstandesmenschen wird dieses Ergebniss nicht sehr ermutigend vorkommen. Vom Standpunkte des Naturforschers aus darf man jedoch nicht denselben Maassstab anlegen; denn für den Geologen ist die Ueberzeugung etwas werth, dass er tagelang durch eine gewisse Landschaft reisen kann, ohne auf Felsen zu stossen. Der Boden ist nämlich hier, wie auch in der schweizerischen Ebene mit einer dicken Schicht Sand, Schlamm oder Kies bedeckt, was man in Europa mit dem Namen Diluvium

Fluss aufwärts schritten, und wir schmeichelten uns im Voraus mit der Hoffnung, einen zwischen Felswänden eingeschlossenen Wasserfall zu finden, was uns in den Stand gesetzt hätte, das Zutagetreten der von uns gesuchten Formation festzustellen. Endlich nahten wir der Stelle, wo das Rauschen ertönte. Es kam in der That von einem Wasserfall, aber von einem künstlich aus Baumzweigen hergestellten, die mit Mörtel beworfen waren; es war mit einem Wort ein von Bibern angelegter Damm. Seitdem diese Thiere selten geworden, begegnet man den Spuren ihres Fleisses nur in den unzugänglichsten, wildesten Theilen des Waldes. Da mir ein solcher Damm zum ersten Male zu Gesicht kam, untersuchte ich ihn sehr genau. Er war zwölf Fuss lang und ragte einen Fuss über das Niveau des Flusses empor. Da aber dieser nur ein schwaches Gefäll hatte, so bedeckte das durch den Damm zurückgehaltene Wasser nichts desto weniger einen bedeutenden Raum. Der Damm bestand aus Baumzweigen von verschiedener Dicke (einige so dünn wie ein Stecken, andere von der Dicke eines Armes), die sehr geschickt in einander verflochten waren, damit sie den grösstmöglichen Widerstand leisteten. Und in der That, obgleich der Damm nur einen Fuss Höhe hatte, war er so dauerhaft zusammengefügt, dass wir über ihn wie über eine Brücke hinschritten. Ich stand sogar eine Weile darauf still, um die Basis des Dammes zu untersuchen und fand, dass er nach der Flussseite zu mit einer Schicht Thon bedeckt war, die eine sanft abschüssige Fläche bildete und daher bewunderungswürdig gut darauf berechnet war, dem Druck des Wassers Widerstand zu leisten.

In den Ebenen des Westens, wo die Flüsse grösser sind, sieht man nicht selten alte Dämme von drei bis vier Fuss Höhe, die ganz verlassen stehen. Mein Gefährte,

versicherte, dass er selber im Staate Ohio  
; Fuss hohen Damm gesehen habe. Einige  
se im Staate Michigan sind auf diese Weise  
d so entstanden eine Anzahl kleiner Seen  
che sonst nicht vorhanden wären. Daraus  
blagerungen von Schlamm und Torf, welche  
unde dieser Teiche bilden, ohne jene Biber-  
bedeutend wären.

über nicht nur einen Einfluss auf die Ver-  
ässer und die damit zusammenhängende  
dens ausgeübt, sondern auch in gewissem  
ertheilung neu entstandenen Terrains;  
se, dass die amerikanischen Geologen  
: s haben, wenn sie dem Biber einen An-  
eilung der modernen Formationen zu-

un den Biberdamm, um einen anderen,  
Weg durch den Thujawald zu nehmen  
reichen, an dessen Ufern Kalkfelsen  
ir gelangten an die Stelle, wo der  
en See heraustritt und eine beträcht-  
untersuchte die Ufer auf eine ziem-  
g hin, aber ohne irgend einen Felsen  
freund war unterdessen, um die Gegend  
urtheilen zu können, auf eine Tanne  
wahrgenommen, dass ungefähr eine  
entfernt der Boden merklich anstieg.  
der Kalkfelsen sich befinden, wenn er  
in der Nähe vorhanden war. Aber wie  
? Der Fluss war zu tief, um ihn durch-  
1. Wie alle canadischen Reisenden, konnten  
rer nicht schwimmen. Das einzige Mittel



wäre gewesen, eine Brücke herzustellen, aber wegen der Breite des Flusses hätte dies eine mehrstündige Arbeit erfordert. Wir hätten an demselben Tage nicht mehr umkehren können und uns von unserem Lager immer weiter entfernt. Dies aber hatte in Anbetracht unserer zusammengeschmolzenen Vorräthe seine grossen Bedenken. Sie waren nur auf eine zweitägige Abwesenheit berechnet und wir befanden uns am Ende des dritten Tages. Es war noch ein kleines Stückchen geräuchertes, steinhartes Rindfleisch vorhanden und nur für zwei Mahlzeiten Mehl. Unsere Lage war fast grausam zu nennen. Drei volle Tage waren wir schon auf der Suche nach einer gewissen Kalk-Formation; wir waren durch die entsetzlichsten Thujawälder geschritten, hatten die grössten Anstrengungen ertragen in der Hoffnung, am Ufer irgend eines Flusses, auf einem Seegestade oder an den Abhängen eines Hügels Spuren von dem unglückseligen Kalkfelsen zu entdecken. Alle Mühen waren vergeblich gewesen; wir hatten Nichts gefunden. Und nun, da wir glaubten, ihn entdeckt zu haben, wo er vor uns lag, am jenseitigen Flussufer, nun mussten wir gezwungener Weise wieder umkehren, ohne sein Vorhandensein zu constatiren, ohne die Genugthuung zu haben, ihn auf unseren Karten eintragen zu können. Es gab wohl eine Zeit, wo keine Rücksicht mich abgehalten, wo ich lieber das Unmögliche versucht hätte, als dass ich umgekehrt wäre. Das war in den Tagen der Jugend, wo ich voll Lebenskraft noch war und mein Ehrgeiz dahin ging, zu kennen und bekannt zu werden. Da war keine Alpenspitze zu hoch, keine Gletscherspalte zu tief. Aber wenn man den Vierzigen nahe ist, beginnt der jugendliche Eifer sich abzukühlen. Man lernt es allmählig, sich die Frage zu stellen: *cui bono*; und antwortet wie ein wahrer Yankee: „*It wo'nt*

pay“. Und ohne Zögern, wenn auch nicht ohne Bedauern, kehrten wir um.

Es war drei Uhr Nachmittags. Wir wussten nicht genau, wie weit wir noch von unserer Station am Monistique entfernt waren; aber wir hofften, vor einbrechender Nacht den Fluss zu erreichen und schritten tüchtig zu, da unser Weg uns durch eine schöne Savanne führte, auf die aber bald ein überaus dichter Thujawald folgte, welchen die Verwüstungen der Tornados noch unwegsamer gemacht hatten. Ohne Zweifel sind diese Stürme und ihre Verheerungen in den Prairien und Wäldern dieses Theiles von Amerika Niemandem unbekannt. Ihre Gewalt ist so gross, dass Nichts ihnen Stand zu halten vermag, und nicht selten stösst man mitten in den dichtesten Wäldern auf Stellen, wo alle Bäume entwurzelt sind und drunter und drüber liegen. Besonders gross ist der Wirrwarr im Thujawald, weil die Stämme dort gedrängter stehen als irgendwo anders, sie liegen oft fünfzehn bis zwanzig Fuss hoch übereinander; und da die Thuja's sich durch ihre Zähigkeit auszeichnen, wachsen sie auch auf der Erde liegend fort, die Aeste der gefallen Stämme erheben sich allmählig und werden ebenso viel neue Stämme, so dass der Wald nirgends undurchdringlicher ist als an einem *windfall*, wie der Amerikaner sagt, nämlich dort, wo der Orkan über ihn hingebraust ist.

Man stelle sich nun zwei ermüdete und in ihrer Erwartung betrogene Geologen vor, die genöthigt sind, durch ein solches Labyrinth sich einen Weg zu bahnen. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, dass wir mehrere Stunden lang unsere Wanderung mehr in der Luft als auf dem Boden fortsetzten, indem wir wie die Eichhörnchen von einem Baumstamm auf den andern sprangen.

Und wenn der Thujawald nur trocken gewesen wäre, aber es hatte am Morgen geregnet, und die Stämme waren äusserst schlüpfrig. Obwohl wir vorsichtiger Weise unsere Schuhe mit Nägeln beschlagen hatten, konnte dies uns vor häufigem Fallen nicht behüten. Jeden Augenblick verschwand einer von uns zwischen den Aesten.

Es würde mir schwer werden, genau die Ausdehnung dieses grausigen Thujawaldes anzugeben, ich glaube nicht, dass an der Stelle, wo wir ihn durchschritten, er sich mehr als eine englische Meile lang hinzog, und doch brauchten wir zwei Stunden, um diese zurückzulegen. Mit wirklicher Freude begrüsst wir daher die ersten Fichten, die uns ein Zeichen waren, dass wir bald auf trockenes Land kommen würden. Wir ruhten einen Augenblick unter dem ersten Baume, dem wir begegneten, und hielten Umschau unter den erlittenen Schäden; ich entdeckte, dass meine Uhr zerbrochen war, während mein Gefährte, noch bedauernswerdiger als ich, seine Mappe verloren hatte; glücklicherweise waren nur die Beobachtungen der letzten Tage darin aufgezeichnet, und da die meinigen ungefähr mit diesen übereinstimmten, liess sich der Verlust ohne grosse Schwierigkeit ausgleichen. Alles in Allem genommen, hatten wir trotz unserer vielen Beschwerden doch Glück gehabt; denn die Unfälle waren in Anbetracht des Charakters der Landschaft nur geringfügig gewesen. Augustin, der alte Reisende, der seit zwanzig Jahren durch die Urwälder streift, versicherte, dass er in seinem ganzen Leben nicht so unwegsame Thujawälder angetroffen habe. Ich dagegen konnte ein inneres Beben nicht unterdrücken bei dem Gedanken, dass ein einziger unglücklicher Fall mich zum Krüppel hätte machen können, und was wäre mitten im Walde, ohne Lebensmittel, ohne sichere Kenntniss des Weges, dann aus

uns geworden! Zum Glück kommt die Ueberlegung erst nach der Gefahr.

Eine Stunde Wegs durch den Hochwald brachte uns an den Monistique zurück, der hier zwischen steilen, sandigen Abhängen fließt. Da der Wald schön war, beschlossen wir am Rande der Terrasse Rast zu halten. Wir hatten uns in den Misserfolg unserer Expedition ergeben und jetzt nur ein Ziel vor Augen: auf dem kürzesten Wege den Lagerplatz zu erreichen, um nicht Hungers zu sterben. Es fehlte uns überdies nicht an triftigen Gründen, unseren Chefs zu beweisen, warum es uns nicht gelungen war, die Grenzen der silurischen Formationen zu ermitteln.

Während unsere Führer den Thee bereiteten und mein Reisegefährte mit seiner in Unordnung gerathenen Toilette beschäftigt war, stieg ich an den Fluss hinab, um meiner Gewohnheit nach die Bodenbeschaffenheit der Uferabhänge zu untersuchen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich, am Rande des Wassers angelangt, im Sande, an der Basis des Uferabsturzes, eine graue Kalksteinbank entdeckte. Zugleich erkannte ich mehrere Fossilien, die ihrem Aussehen nach derselben Formation angehören mussten, nach der wir so lange gesucht hatten. Ohne Zaudern, denn es fing an zu dunkeln, brach ich ein grosses Stück los und brachte es im Triumph Herrn Whitlesey. Er wollte seinen Augen kaum trauen; aber seine Zweifel schwanden bald, als nach genauer Prüfung der in dem Stück enthaltenen Fossilien wir mehrere für den Trentonkalk charakteristische Arten erkannten.

Auf die Gefahr hin, als ein Pedant zu erscheinen, kann ich nicht umhin, wenigstens zwei der wichtigsten zu erwähnen, nämlich die *Orthis testudinaria*, eine niedliche kleine Muschel mit doppelter Schale, von der Grösse eines

Zehnsousstücks, und die *Leptaena alternata*, eine grössere Muschel mit ungleichen gerippten Schalen. In den Augen jedes Paläontologen ist das Vorhandensein dieser beiden Muscheln genügend, um die Identität des sie aufweisenden Felsens festzustellen. Es brauchte nichts mehr, um unsere Beschwerden in Vergessenheit zu bringen. Unser Zweck war erreicht: wir hatten die Lagerung und wahrscheinlich die Grenze einer der wichtigsten silurischen Formationen entdeckt, und zwar in einer Gegend, wohin kein Geologe vor uns gedungen war.

Es liegt eine wirkliche Befriedigung in dem Gefühl, eine schwierige Aufgabe glücklich zu Ende geführt zu haben. Auch waren wir Alle in bester Stimmung. Wir schliefen am folgenden Morgen bis in den hellen Tag hinein und die Mittagsstunde kam heran, ehe wir unsere Vorbereitungen zur Rückfahrt beendet hatten. Es waren Notizen einzutragen, Skizzen zu vervollständigen, während unsere Begleiter mit der Ausbesserung unserer beschädigten Kleider beschäftigt waren, was ihre specielle Aufgabe ist.

Auf unserem Lagerplatz, den wir nach einigen Irrfahrten glücklich erreichten, fanden wir Zelte und Vorräthe in schönster Ordnung; es sind ja keine diebischen Menschenhände im Urwald zu befürchten und unsere Besorgniss hätte einzig darauf hinausgehen können, dass es vielleicht einem Bären eingefallen wäre, sich während unserer Abwesenheit unter unserem Schutzdach häuslich niederzulassen.

Den nächsten Tag schifften wir uns ein und so gelangten wir nach ziemlich leichter Fahrt wieder an die Sägemühle, wo Briefe unserer Collegen, die während unserer Expedition hier vorbeigekommen waren, uns erwarteten. Auch hatten sie uns einige Zeitungen zurückgelassen,

die uns Nachricht gaben von den Vorgängen in der civilisirten Welt. Nachdem wir unsere Vorbereitungen getroffen und uns mit Lebensmitteln versehen hatten, bestiegen wir von Neuem unser Boot, um die uns übertragenen Forschungen längs der nördlichen Küste des Michigansee's fortzusetzen.

---



3

Der  
**Spiritismus der Gegenwart.**

---

Von

**Dr. Ludw. Wille,**  
Professor der Psychiatrie in Basel.



---

**BASEL.**  
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Blechler.)  
1881.



~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Die Fortdauer des Menschen nach dem Tode ist eine Vorstellung, die die Menschen der frühesten Zeiten schon besaßen. Es entsprang dieselbe unschwer aus der Vergleichung, die der Mensch zwischen dem Schlafenden und dem Todten anstellte. Wie in den scheinbar leblosen Schlafenden allmählig das Leben wieder zurückkehrte, so glaubte der Mensch einer frühern Entwicklungszeit auch das Wiedererwachen des Gestorbenen erwarten zu dürfen. So galt denn auch den ältesten Menschen schon der Schlaf als Zwillingsbruder des Todes. Es stehen mit dieser Vorstellungsverbindung eine Menge von Sitten und Gebräuchen jener Zeit im Zusammenhang. So lässt sich ohne allen Zwang die Gewohnheit, den Abgestorbenen Lebensmittel, Waffen, Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände und anderes, von dem sie sich zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse umgeben zu sehen gewohnt waren, in's Grab mitzugeben, darauf zurückführen. Nicht weniger lassen sich die Erscheinungen des Thiercultus, des Anthropophagenthums, die damals eine so allgemeine Verbreitung gefunden hatten, davon ableiten. Es glaubte der Mensch, dass die Kräfte und Eigenschaften des Lebenden im Todten nur schlummerten wie im Schlafenden und im Leibe eines anderen Geschöpfes, Menschen oder Thieres, wieder erwachen und auf's neue sich wirksam zeigen könnten. Es beruhte auf dieser Vorstellung der hohe Werth, den die damaligen Menschen auf das Begraben legten, und aus ihr entwickelte sich überhaupt der Todten-cultus und was damit zusammenhängt.

Alle diese Vorstellungen konnten zu einer Zeit sich entwickeln, als der Mensch einer ausschliesslich materialistischen Anschauung und Auffassung der Dinge fähig, als überhaupt der Begriff einer Seele noch gar nicht zur Entwicklung gekommen war.

Wir sehen die gleichen Vorstellungen und davon abhängigen Sitten auch in der Gegenwart noch bei Menschen, die in einem ähnlichen Culturzustande sich befinden, wie ihn die Vorfahren der Culturvölker vor vielen Jahrhunderten hatten. Es berichten uns dies übereinstimmende Nachrichten von Reisenden, die verschiedene Völkerstämme des brasilianischen Amerika's, Südafrika's, des westlichen Australiens zu beobachten Gelegenheit hatten. Eine ungeheure Entwicklung mussten diese Vorstellungen erhalten, als allmählig im Verlaufe der Zeit die dualistische Weltanschauung, um mich kurz auszudrücken, immer mehr und mehr bei den Völkern Eingang fand und die frühere monistische verdrängte.

Die allmählig in's Bewusstsein der Menschheit dringende Vorstellung von der Seele und ihren Eigenschaften hat die bis dahin herrschenden Vorstellungen von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode und die damit zusammenhängenden Sitten und Gewohnheiten vielfach umgestaltet. Während man bisher alle leiblichen Eigenschaften und Kräfte beim wiedererwachenden Todten wieder aufleben liess, glaubte man jetzt an eine Vergänglichkeit des Leibes und liess nur die Seele weiter fortleben, nachdem sie ihre Hülle, den Körper, verlassen hatte. Von nun an bevölkerte sich das All mit den Seelen oder Geistern der Abgeschiedenen. In den Häusern und Bäumen, den Wäldern und Bergen trieben sie ihr Wesen und waren im Stande, im Guten und Bösen die Geschicke der Lebenden zu beein-

flussen. Die guten und die bösen Geister treten jetzt in's Leben der Menschheit ein. Besonders spielen die Seelen der Unbegrabenen eine grosse Rolle. Desgleichen bildeten sich jetzt die Vorstellungen von der Seelenwanderung und gelangten im geistigen Leben der Menschheit zu einer ungemein reichen phantastischen Gestaltung.

Ich kann die ferneren Umwandlungen und Erweiterungen dieser Begriffe im Bewusstseinsinhalt der Menschen und Völker nicht weiter verfolgen. Für meine heutige Aufgabe genügt es, nachzuweisen versucht zu haben, dass die Vorstellungen sowohl von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode als auch von einem Verkehr der Gestorbenen mit den Lebenden uralte sind. Diese Begriffe in ihrer spätern orientalisch-christlichen Erscheinungsform unter dem Bilde von Engeln und Teufeln, von Besessensein, von Hexen und Gespenstern waren theils einfache Ueberlieferungen der früher gültigen, theils Modificationen derselben, entsprechend dem Culturzustande der vergangenen Jahrhunderte. Erst mit der Erhöhung und Entwicklung der Cultur in der Neuzeit haben sie sich mehr und mehr verfeinert und vergeistigt. Sie culminiren gegenwärtig in den herrschenden Anschauungen der modernen christlichen Theologie.

In der geistigen Entwicklung der Völker sehen wir neben den bisher angeführten Vorstellungen und Begriffen noch eine Reihe anderer, mit den obigen in unmittelbarem Zusammenhang stehender mitauftreten. So vor allem glaubten die Menschen nicht nur, dass die Seelen Abgeschiedener von sich aus einen Einfluss auf ihre Geschicke übten und in Verbindung mit den Lebenden blieben, sondern sie glaubten auch, dass der Mensch hinwiederum einen Einfluss auf die Geisterwelt ausüben könne. Es galt diese Eigenschaft allerdings als keine allgemein der Menschheit zukommende,

sondern man hielt sie mehr für das Eigenthum einzelner Menschen, denen man daher auch in Folge dieser Begabung grosse Macht und grossen Einfluss zuschrieb, die man nach Umständen hoch verehrte oder sehr fürchtete. Wir finden sie in den ältesten Zeiten, wie auch später noch, besonders der Priesterclasse zugeschrieben; doch gab es auch stets ausserhalb dieser stehende Menschen, denen man diesen Einfluss zutraute, oder die sich desselben rühmten. Auch diese Vorstellungen modificirten sich im Verlaufe der Zeiten mannigfach.

Die Art der Zauberei, wie man die Ausübung dieser Kunst nannte, war eine verschiedene bei den einzelnen Völkern, wie in den verschiedenen Jahrhunderten. Auch hierin machte sich vorzugsweise der Einfluss der Cultur geltend, wie eine Vergleichung des uralten Schamanenthums und der uralten Magier, des rohen mittelalterlichen Zauberwesens und seiner brodelnden Hexenkessel mit dem Gespenstersehen einer späteren und den Geistererscheinungen der neuen Zeit satksam beweist. Die culturgeschichtliche Verfolgung dieses Gegenstandes scheint mir jedoch als sichere Thatsache festzustellen, dass alle diese Erscheinungen und ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen in ihrem Ursprunge und Wesen sich gleich sind. Dieselbe Idee verknüpft die Priester der Urzeit, die Zauberer des Alterthums und des Mittelalters, die Beschwörer und Exorcisten der spätern Zeit mit den Geisterbannern und Geistersehern der neueren Zeit und den Tischklopfern und Spiritisten der Gegenwart.

Damit bin ich angelangt bei dem Gegenstande, mit dem ich mich eigentlich beschäftigen will, nämlich dem Spiritismus. Ich glaube, dass man diesen Namen zur Bezeichnung der ganzen Erscheinung beibehalten soll, um so

mehr, als man von anderer Seite die Benennung Spiritualismus dafür einschmuggeln wollte. Es würde dieser letztere Name zu Missverständnissen Veranlassung geben, da er in seiner herkömmlichen Bedeutung mit dem Kerne der Sache, die der Spiritismus vertritt, sicher nichts zu schaffen hat.

Der Spiritualismus nimmt ein von der Körperwelt nicht nur unabhängiges, sondern sie erst bedingendes Gebiet, das des Geistes, an und beschäftigt sich mit seiner Untersuchung nach wissenschaftlichen Grundsätzen. Ganz andere sind jedoch die Zwecke und Ziele des Spiritismus, wenn auch beide Erscheinungen manche Vorstellungen gemeinsam haben. Der Spiritualismus ist ein wissenschaftliches System. Der Spiritismus ist eine Art Kunst oder Handwerk, das auch ohne alle und jede spiritualistische Idee ausgeübt werden kann, das überhaupt mit der Wissenschaft nichts zu thun hat. Der Spiritismus behauptet, dass die Geister der Verstorbenen sich den Lebenden unter besonderen Umständen offenbaren können. Es besteht nach ihm nicht nur ein Verkehr zwischen Lebenden und Todten in verschiedenen Formen, sondern derselbe kann von den Lebenden durch gewisse Vorkehrungen herbeigeführt werden. Durch diese Vorkehrungen können die Todten nicht nur vor die Schranken der Lebenden gefordert, ja gezwungen, sondern auch zum Reden, Schreiben, ja zur persönlichen Erscheinung gebracht werden. Also nicht die Untersuchung des Geistes oder die Unsterblichkeitsfrage und irgend eine Lösung derselben in philosophischer oder religiöser Richtung ist ihm die Hauptaufgabe, sondern der Verkehr mit den Geistern ist es, mit dem er sich abgibt. Also nicht mit dem Geiste, sondern mit den Geistern beschäftigt er sich.

Ich habe in der Einleitung zu zeigen versucht, dass

das Wesen des Spiritismus nichts neues, sondern etwas ist, das bis in die Urgeschichte der Menschheit zurückreicht. So wenig der Spiritismus als solcher etwas neues ist, ebenso wenig sind auch die Methode und die Mittel im allgemeinen etwas neues, deren er sich bedient, um seine Zwecke zu erreichen. Wie Tylor bemerkt,\*) ist der polternde und klopfende Elfe eine uralte Figur des Volksaberglaubens. Speciell spricht John Bale im 16. Jahrhundert von der Kunst, übernatürliche Bewegung von Stühlen und Töpfen hervorzurufen. Ebenso sind das Geisterschreiben wie das Tanzen und Fliegen der Tische den Chinesen wie andern mongolischen Völkern, aber auch den Hindus, längst bekannte Dinge. Dem in der Luft Schweben begegnet man in gleicher Weise bei den indischen Fakirs wie bei den französischen Inspirirten des 17. Jahrhunderts. Auch den Stämmen der nordamerikanischen Indianer sind ähnliche Gebräuche und Veranstaltungen eigenthümlich. Immerhin ist die spiritistische Methode in neuerer Zeit mehr ausgebildet und vervollkommenet worden. Insofern kann man von einem Beginne desselben, von einem modernen Spiritismus reden und denselben von dem 1847 im Staate New-York stattgefundenen Ereignisse seinen Ausgang nehmen lassen.

Bekanntlich soll daselbst der Geist eines vor Jahren in einem Hause ermordeten Mannes durch Klopfen zuerst dem Hausbesitzer, dann der durch diesen herbeigerufenen Familie eines Dr. Fox seine Ermordung angezeigt haben. Dieses Klopfen wurde als von dem Geiste des Ermordeten verursacht angenommen und seit dieser Zeit bildete dasselbe das Mittel, durch das sich die Geister verständlich machten. Man unterlegte der Anzahl der Klopflaute die Buch-

---

\*) In den „Anfängen der Cultur“.

staben des A B C und bildete dadurch wie beim Telegraphiren eine Art von Schriftsprache. Statt der Wände liess man den Geistern einen Tisch als Gegenstand zukommen, mittelst dessen sie sich deutlich machen konnten.

Um die Phänomene des Spiritismus hervorzurufen, gehören immer Persönlichkeiten dazu mit Eigenschaften, die die Geister zum Verkehr einladen, welche Persönlichkeiten man die Medien oder Mesiten nennt. Wie es demnach der Geisterwelt sympathische Menschen gibt, nehmen neben diesen die Spiritisten auch solche an, die derselben antipathisch sind, die ihren Verkehr mit den Menschen hindern können.

Während die Geister anfangs nur durch Klöpflaute Mittheilungen machten, liess man später dieselben auch schreiben, zeichnen, musiciren und sprechen, verschiedene Gegenstände in Bewegung versetzen. Sie erzeugten Lichtphänomene, brachten bei verschlossenen Thüren und Fenstern Gegenstände herbei aus anderen Räumen, als in denen man sich gerade befand. Ja den bevorzugtesten Medien gelang es schliesslich, selbst die Geister wenigstens für sich, manchmal auch für andere sichtbar zu machen.

Die Veranstaltungen, deren sich die Spiritisten bei ihren Manifestationen, wie sie ihre Vorstellungen heissen, bedienen, sind nicht ganz unverdächtig. Sie lassen nämlich die deutliche Absicht erkennen, es zu verhindern, dass der ganze Vorgang ordentlich beobachtet werden kann. Fast ausnahmslos brauchen die Medien für ihre Zwecke mehr oder weniger dunkle Zimmer. Die Zuschauer müssen sich, der Reihe nach ihre Hände aneinander legend, um einen Tisch setzen. Oftmals wird auch die Musik verwendet, um die richtige Stimmung bei den Anwesenden zu erwecken. Es wird dies ferner dadurch zu erreichen gesucht, dass durch äusserliche Veranstaltungen die Aufmerksamkeit der An-



wesenden nach Möglichkeit zerstreut wird und die Gemüther in eine gewisse Erregung versetzt werden. Für diesen Zweck müssen besonders Licht- und Schallerscheinungen mitwirken, wie auch regelmässige nervöse Zufälle der Medien der verschiedensten Art, die sie Inspirationen heissen, eine nicht geringe Rolle spielen. Es sind dies Zustände theils von geistiger Verzückung, sogenannter Ekstase, theils von allgemeiner geistiger Aufregung, die häufig noch von mehr oder weniger hochgradigen, selbst allgemeinen Krampfanfällen und Ohnmachtszuständen begleitet werden.

Wenn wir die bei den Sitzungen der Spiritisten zu Stande kommenden Erscheinungen betrachten, so müssen uns viele davon in hohem Grade als auffallend und ungewöhnlich vorkommen. Sie widersprechen ganz und gar dem, was wir tagtäglich um uns zu beobachten gewohnt sind. Während wir sonst in allen Vorkommnissen des practischen Lebens die Kräfte der Natur und ihre Gesetze zur Wirksamkeit gelangen sehen, sehen wir bei den Erscheinungen der Spiritisten Thatsachen, die gerade diesen Kräften und Gesetzen der Natur direct widersprechen, ja die dieselben eigentlich als aufgehoben, als ausser Wirksamkeit gesetzt erscheinen lassen. Es erscheinen Todte lebendig, Körper körperlos.

Wenn wir uns fragen, wie solche Erscheinungen möglich sind, wie sie überhaupt erklärt werden können, so kann es hierauf nur drei Antworten geben. Entweder kommen hier Kräfte der Natur zur Wirkung, die den Naturforschern bis jetzt entgangen, also denselben noch unbekannt sind. Oder es machen sich dabei ausser- und übernatürliche Einflüsse geltend. Oder endlich, es handelt sich dabei einfach um Mystification der Zuschauer, also um Betrügereien der Darstellenden. Andere Ursachen der Erscheinungen lassen sich, wie mir scheint, nicht denken. Insbesondere

führt die Verwerthung der uns bekannten geistigen und materiellen Kräfte zu keiner genügenden Aufklärung derselben. Mit der Annahme einer unbewussten und unwillkürlichen Muskelthätigkeit, wie sie seiner Zeit Chevreul, Arago und Faraday zur Erklärung des Tischrückens aufstellten, wie sie neuerdings zur Erklärung des Spiritismus benützt wird, kommen wir nicht aus. Ebenso wenig genügt dazu die Annahme einer unbewussten automatischen Hirnthätigkeit, wie sie Carpenter vermuthet, wenn auch letztere bei einer Reihe verwandter Vorgänge, z. B. beim Somnambulismus, eine grosse Rolle spielt. Auch die bis jetzt bekannten Thatsachen des sogenannten Vitalmagnetismus und des Hypnotismus reichen hiefür nicht aus. Man kann damit höchstens einzelne spiritistische Erscheinungen, nicht aber den Spiritismus überhaupt erklären. Ebenso wenig vermag dies die von Ulrici angenommene gesteigerte Willensfreiheit des Menschen zu thun, denn sie geht von dem Axiome der absoluten Freiheit des menschlichen Geistes aus. Menschliche Freiheit in diesem Sinne ist aber nur ein Traum speculativer Philosophen, der jeder Art empirischer Forschung direct widerspricht. Auch das Gebiet des Geistes, des allgemeinen wie des individuellen, ist kein Reich schrankenloser Willkür. In ihm herrschen die gleichen unabänderlichen und ewigen Gesetze, die den Kosmos gestalten und erhalten und ebenso wohl die Rahmen und Bahnen der Weltgeschichte fixiren, innerhalb deren die grossen geschichtlichen Ereignisse kommen und vergehen, als sie die Schranken festsetzen, die die individuellen Handlungen des Menschen bestimmen. Wenn auch die Gesetze der geistigen Bewegungen weniger klar und durchsichtig sind als die des Kosmos, so treten sie dem Denker in diesem Gebiete auf jedem Blatte der Geschichte der Menschheit

und des Menschen häufig genug mit ehernem Tritte entgegen. —

Was nun die Wirkung bisher unbekannter Naturkräfte betrifft, so hat diese Erklärung insofern eine Möglichkeit für sich, als ja die Kräfte der Natur und ihre Gesetze erst nach und nach entdeckt und erkannt wurden. Es ist nun wohl denkbar, dass wir auch jetzt noch nicht alle in der Natur wirkenden Kräfte, oder wenigstens nicht alle Wirkungen derselben kennen, und dass gerade bei den in Frage stehenden Erscheinungen solche von Einfluss sind. Haben ja auch Bulwer Lytton von unbekannten Wirkungen der atmosphärischen, andre von solchen der thierischen Electricität als Erklärungsmoment schon gesprochen, während Thury in Genf ein bisher unbekanntes natürliches Agens, das er Psychode nennt, aufgestellt hat. Wie sehr eine solche Annahme möglich erscheint, ebenso bestimmt ist sie wieder als unmöglich auszuschliessen. Das Grundgesetz alles natürlichen Geschehens, das Gesetz der Erhaltung der Kraft und der Verwandlungsfähigkeit der einzelnen Kräfte in einander, berechtigt uns, die Annahme des Auftretens neuer unbekannter Naturkräfte hier als wirksam zurückzuweisen. Wenn es auch noch unbekannte Naturkräfte geben mag, so dürfen und können sie nicht in ihren Wirkungen allen bis jetzt bekannten Kräften und Gesetzen widersprechen. Die seit Jahrtausenden bewährte Gesetzmässigkeit aller natürlichen Erscheinungen wäre dabei nicht denkbar. Sie wäre unmöglich. Also ihre Thatsächlichkeit und Wirklichkeit zwingt uns, mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Gründen die Wirkung derartiger Kräfte zurückzuweisen. Wir sind dazu um so mehr berechtigt, als die Wirkungen solcher unbekannter Kräfte anderweitig noch nie als vorhanden nachgewiesen werden konnten. Wenn

solche Erscheinungen je berichtet wurden und werden, so betrachtete man sie als Wunder, d. h. als Wirkungen übernatürlicher, dämonischer oder göttlicher, Kräfte. Nimmermehr aber liess man das Walten neuer Naturkräfte dabei gelten.

Es könnten auch die spiritistischen Manifestationen solche Wunder sein?

In der That behaupten ihre Veranlasser, dass es sich dabei um die Einwirkung über- und aussernatürlicher Kräfte handle und zwar speciell um die Wirkungen der Seelen, der Geister von Verstorbenen. Sie kommen zu diesem Schlusse theils durch die Erfahrung, da jederzeit solche Einflüsse stattgefunden hätten, theils durch die Unmöglichkeit, die Wirkungen anderweitig erklären zu können. Erst in zweiter Linie lassen sie dabei die Kräfte der Medien von Einfluss sein.

Ich gestehe offen, dass mir das Gebiet des Wunders ein derart fremdes und ungewohntes ist, dass ich mich nicht gerne auf demselben bewege. Wenn ich trotzdem dasselbe berühre, geschieht es, weil es mir scheint, dass auch von diesem Standpunkte aus einiges Licht zur Beleuchtung des uns beschäftigenden Gegenstandes gewonnen werden kann. Es geschieht aber vor allem deshalb, weil Zöllner in seinem neuesten Werke über den Spiritismus, den er Transcendentalphysik nennt, geradezu die Manifestationen der Spiritisten mit den Wundern Christi in Analogie bringt. Sollte es sich also um Wunder handeln, so werden solche meines Wissens entweder dem unmittelbaren Eingreifen des höchsten Wesens in den Gang der menschlichen und natürlichen Angelegenheiten zugeschrieben, oder sie werden als durch göttliche Gnade zugelassene Wirkungen einzelner besonders begnadigter Menschen angenommen.

Die von einzelnen Vertretern der Geistlichkeit behauptete

dämonomanische Natur der spiritistischen Erscheinungen will ich nur beiläufig erwähnen und ihren Urhebern selbst zur Vertheidigung überlassen. Auch mit der erstern Art von Wundern, den von Gott unmittelbar bewirkten, brauche ich mich hier nicht zu beschäftigen, da sie nicht in Frage kommen. Was die andere Art betrifft, so kommen sie mit den spiritistischen insoweit überein, als besonders begabte Menschen es sind, die sie veranlassen.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass die geschichtlich berichteten Wunder von solchen Menschen herrühren, die in Folge ihres ausgezeichneten Lebenswandels, ihrer vorzüglichen moralischen Eigenschaften aus der übrigen Menschheit begnadigt, von Gott gewissermassen auserwählt wurden, gottähnliche Thaten zu verrichten, d. h. unter Umständen den natürlichen Ablauf der Dinge zeitweilig zu unterbrechen. Vergleichen wir einmal diese Eigenschaft des Wunders mit den unter den Spiritisten als „Vermittler“, als „Medien“ geltenden Menschen.

Ich habe eine Reihe biographischer Notizen und Berichte über eine grössere Anzahl der hervorragendsten männlichen und weiblichen Medien durchgelesen. Ich fand darunter theils in intellectueller und moralischer Beziehung höchst gewöhnliche Menschen, der Mehrzahl amerikanischer oder englischer Abstammung, theils Leute, die sich neben ihrer geistigen Unbedeutendheit noch durch eine Menge abnormer nervöser und nicht selten auch psychischer Symptome bemerkbar machten. Nach Crookes sollen sie die fernere Eigenschaft haben, dass sie die Nähe einer wissenschaftlichen Beobachtung als eine Entweihung ihres Heiligthums halten. Eigenschaften irgend einer Art, die diese Leute Gott besonders hätten empfehlen können, um sie mit der Kraft zum Wunderwirken zu begnadigen, habe ich bei allen

insgesamt nicht eine entdecken können. Wenn sich also die spiritistischen Wunderthäter von den christlichen wie nicht christlichen Wunderthätern recht wesentlich unterscheiden, so möchte vielleicht in ihren beiderseitigen Werken sich Uebereinstimmung finden. Vergleichen wir die Wunder der Spiritisten mit den bekannten Wundern, den biblischen, so ergibt sich dabei der gleiche Unterschied. Er ist nicht geringer als der gerade zwischen den beiderseitigen Wunderthätern erwähnte. Während uns die biblischen Wunder meistens als grossartige, als ihrem Inhalte nach bedeutungsvolle Erscheinungen entgentreten, die das Geschick einzelner Menschen wie ganzer Völker beeinflussen, lassen die Spiritisten mit Vorliebe Stühle und Tische tanzen und schweben, doch auch andere Gegenstände sich heben und bewegen. Sie bringen Harmonika's und andere musikalische Instrumente zum Spielen. Sie lassen die verschiedensten Arten von Tönen und Geräuschen entstehen. Sie veranlassen Lichterscheinungen. Sie entfernen Gegenstände aus einem Zimmer, bringen hinwiederum solche aus andern Zimmern bei verschlossenen Thüren und Fenstern dahin. Sie zerreißen und zerfetzen Vorhänge und andere Gegenstände und dergleichen mehr.

Was sind nun alles dies für Wunderthaten? Verdienen diese Spielereien den hochtrabenden Namen der Immaterialisationen? Ist es nicht geradezu empörend, alle diese Gaukeleien als Wirkungen unsterblicher Geister auszugeben oder gar sie mit den biblischen Wundern zu identificiren? Hat doch selbst der alte ehrliche Fechner diesen Vergleich für eine Blasphemie erklärt.

Doch, die Geister schreiben und sprechen auch. Sie verkünden den Hörenden die Nachricht von einer höheren Welt, sprechen von der Zukunft, weissagen, eröffnen bis

dahin verborgene Geheimnisse etc. etc. Wer es über sich bringen kann, dicke Bücher, die alle diese und andere Dinge mehr enthalten, die man durch die Medien zu wissen bekommt, zu lesen, der staunt über das Unmaass von Trivialitäten, Bornirtheit und Rohheiten, die man darin gedruckt dem Leser aufzutischen sich erlaubt. Wahrlich es ist das Lesen eines solchen Buches eine Art geistiger Tortur, deren Qualen für einen einigermassen gebildeten und vernünftigen Menschen nicht geringer sind, als die mittelalterliche Tortur sie den Körpern der wirklichen und vermeintlichen Missethäter bereitet hat. Wenn wir uns durch Seiten, nein durch Bögen geistigen Wüstensandes mühsam hindurch gearbeitet haben, begegnet uns hie und da eine trockene, halb verdorrte, stachliche Wüstenpflanze. Eine geistige Oase zu finden, werden wir uns vergeblich bemühen. Wir werden unwillkürlich erinnert an die Mittheilungen der Bauchredner, an Scenen aus Vorstadttheatern, im günstigsten Falle an die Aeusserungen gewisser mittelalterlicher Scholastiker und späterer Mystiker. Ein Anklang an einen höheren Geist, als ihn eben die Medien in ihren Personen vertreten, ist nicht zu hören. Und dies sollen Mittheilungen von Geistern sein! Um dem Leser dies aber begreiflich zu machen, belehrt man ihn, dass der Mensch nach seinem Tode Jahre, ja Jahrhunderte hindurch in dem Zustand verbleiben müsse, in dem er während der letzten Zeit seines irdischen Daseins sich befand. Die Geister hätten die gleichen Eigenschaften und Leidenschaften wie die Lebenden, ja, wenn sie zur Erscheinung kämen, trügen sie die gleichen Gewänder wie im Leben und zeigten alle die früheren Merkmale ihres Körpers wieder. — Es bleibt allein noch als Rest von all' dem Wunderbaren, das uns in so reichlichem Maasse von den spiritistischen Schwärmern ver-

sprochen ist, die Behauptung, dass eben Geister, die Seelen der Verstorbenen, all' dieses thun und treiben. Es wäre dies allerdings noch wunderbar genug, wenn es sich so verhielte.

Betrachten wir einmal diese Angabe näher. Es war bisher allgemeine Vorstellung, dass der Mensch nach dem Tode körperlich verwese, geistig d. h. als Geist aber fortlebe. Wenn wir uns die Wirkungen des Geistes vorzustellen uns bemühen, so denken wir an das Walten einer höheren, über allem Irdischen stehenden Macht, die unsichtbar und unhörbar, unsern Sinnen unverständlich, nur für unser Denken ahnbar, die Geschieke der Menschheit im allgemeinen, wie des einzelnen Menschen im besonderen, lenkt. Sie führt einen allmäligen Fortschritt der Menschheit herbei, indem das Gute gefördert, das Schlechte bestraft und gehemmt wird. Wie in den Geschicken der Menschheit sieht der Gläubige auch in der Gesetzmässigkeit des Naturgeschehens dieses höhere geistige Walten ausgedrückt. Aber auch da ist es das Gesetz, der geistige Inhalt der natürlichen Vorgänge, auf den vor allem Gewicht gelegt wird. Wer will es wagen, in all' den spiritistischen Erscheinungen einen Ausfluss, eine Wirkung, einen Theil jenes göttlichen Geistes, jener göttlichen Kraft zu sehen, die aller Dinge Anfang war. Was gibt es Entwürdigenderes für das Wesen und den Begriff des Geistes, als ihm zuzumuthen, zu klopfen, Lärm zu machen, zu musiciren, Vorhänge und Kleidungsstücke zu zerreißen, alberne Mittheilungen den Zuhörern zu machen, kurz, um Taschenspieler- und Jahrmarktscenen aufzuführen! Wahrlich man muss sich durch solche Behauptungen zurückversetzt fühlen in die Zeit der Abenteuer der hellenischen Götterwelt! Es muss den Gehirnen der spiritistischen Schriftsteller diese Consequenz selbst vorge-



schwebt sein, als sie so kühn in ihrer Behauptung waren, dass diese Geister nicht reine Geister, sondern halb Geist halb Körper wären und deshalb diese sonderbaren Liebhabereien besässen. Ein anderer Schriftsteller in diesem Gebiete behauptet, dass, weil bei Gott kein Ding unmöglich ist, er sich auch solcher Mittel zur Bekehrung der Menschen habe bedienen können. Nicht weniger geistreich ist die Behauptung, dass bei der Neuheit des Spiritismus die Geister noch nicht vollkommen genug gebildet für höhere Productionen wären, dass eine spätere Zeit grössere Leistungen verspreche. Man sollte doch wohl denken, dass der Geist des Solon, um nur ein Beispiel zu wählen, genügend Zeit gehabt hätte, sich für Höheres vorzubereiten.

Doch genug dieses traurigen Scherzes! Ich denke, dass auch der Rest des Wunderbaren, nämlich der Einfluss der Geister Verstorbener bei diesen Dingen auf den gleich schwachen Füßen steht.

Es bleibt nur noch die dritte Erklärung für diese Erscheinungen übrig, nämlich sie für Mystificationen der Zuschauer zu halten. Es ist zweifellos, dass ein grosser Theil der angeführten Manifestationen von den spiritistischen Sitzungen Beiwohnenden wirklich beobachtet werden kann. Ich sage, ein grosser Theil, da von Beobachtern auch bestimmte Angaben vorhanden sind, dass sie diese und jene Erscheinung nicht gesehen, diese und jene Empfindung nicht gehabt, diesen oder jenen Ton nicht gehört hätten, von denen das Medium sprach. Es spricht schon dieser Umstand dafür, wie viel die Subjectivität des Beobachters maassgebend für die Art und die Summe der zu machenden Erfahrungen ist. Doch ist immerhin die Thatsächlichkeit einer Reihe von Vorcommnissen von den zuverlässigsten Beobachtern anerkannt worden.

Wenn man mit Ruhe und Objectivität nach den spiritistischen Erscheinungen ähnlichen Vorkommnissen sucht, um sie mit ihnen vergleichen zu können, so ist es unmöglich, dass man nicht zunächst an die Kunststücke der Professoren der natürlichen Magie denkt. Es hat sich ein solcher Vergleich zwischen dem Spiritismus und der natürlichen Magie noch jedem unbefangenen Beobachter und Beurtheiler dieser Erscheinungen aufgedrängt. Es besteht nicht nur eine überraschende Aehnlichkeit der beiderseitigen Experimente an sich, sondern auch zwischen den beiderseitigen Vorbereitungen dazu. Hier wie dort sucht man die Aufmerksamkeit vom Experimentator auf Nebendinge zu lenken, hier wie dort sucht man den Besucher in eine Art von Erregung zu versetzen. Derselbe ist beim Spiritisten insofern noch in einer ungünstigeren Lage, als er gezwungen ist, sich um einen Tisch zu setzen und auf denselben seine Hände zu legen. Die vorgestellten Experimente des natürlichen Magikers sind für den Uneingeweihten gewiss nicht weniger überraschend als die meisten spiritistischen Manifestationen. Einzelne der letztern, wie sie bei amerikanischen Sitzungen vorgekommen sein sollen, sind allerdings auch merkwürdig genug, aber gerade diese letztern entbehren der glaubwürdigen Zeugen. Ich möchte übrigens, was die Grossartigkeit der Leistungen in diesem Gebiete betrifft, an die an's Fabelhafte grenzenden Kunststücke der orientalischen, besonders der indischen und japanesischen Gaukler und Zauberer erinnern, denen gegenüber die Productionen unserer Magiker und Spiritisten nur schwer Stand halten können.

Es sprechen für diese Auffassung nicht nur diese äusseren Gründe, sondern vor allem auch der Umstand, dass ein Theil dieser spiritistischen Experimente von dem Assistenten am physiologischen Institute in Berlin, Dr. Christiani, be-

kanntlich nachgemacht wurde, der ihr Hervorbringen selbst als eine Escamotage erklärt. Auch die Erklärung des Berliner Hofmagikers Bellachini, dass er die Experimente der Spiritisten unter Umständen alle nachmachen könne, ist in dieser Beziehung von nicht geringer Beweiskraft.

Wenn einer der neuesten Schriftsteller über Spiritismus die Identität zwischen den spiritistischen und Christiani's Experimenten nicht anerkennt, weil letzterer die Methode seines Experimentirens nicht genau mitgetheilt habe, warum ist er denn diesen unbekannten Medien gegenüber so gläubig, die ja gar nichts davon wissen lassen, wie sie ihre Manifestationen hervorbringen?

Für diese Auffassung spricht ferner der Charakter derselben. Sie sind alle Erscheinungen von einer absoluten Zwecklosigkeit und Sinnlosigkeit, reine Spielereien und Tändeleien. Dafür spricht endlich der Umstand, dass beide Arten von Experimenten, die magischen wie die spiritistischen, nur gewissen Personen gelingen, nur solchen Leuten, die die specielle Kenntniss und Uebung besitzen; jeder Andere aber unfähig ist, dieselben nachzumachen.

Es kann nicht wohl der Einwand gemacht werden, dass, wenn es sich um Kunststücke handelte, sie Jedermann als solche erkennen müsste. Wer ist im Stande, den Escamoteuren die für ihre überraschenden Aufführungen nöthigen Handgriffe und sonstigen Veranstaltungen abzusehen? Obwohl wir im Allgemeinen wissen, dass ihr Verfahren nur auf Täuschungen beruht, so erkennen wir mit aller Aufmerksamkeit das für jedes einzelne Experiment besondere Verfahren doch nicht. Obwohl wir wissen, dass alles dabei auf natürlichem Wege zugeht, trotz dieser unserer festen Ueberzeugung können wir es doch nicht verhindern, dass bei gewissen Experimenten uns eine Gänsehaut überläuft.

Gerade so verhält es sich mit den Manifestationen. Wir können mit unsern Sinnen die Art und Weise des Zustandekommens derselben nicht erkennen. Wir werden in gleicher Weise durch das Ueberraschende der Erscheinungen, wie durch die besonderen Umstände, unter denen sie stattfinden, überrumpelt und gefangen. Nun geht es eben doch nicht allen Menschen gleich. Die spiritistische Litteratur ist selbst reich genug an Fällen, bei denen der Betrug der Medien von den Anwesenden erkannt wurde.

Auch der Einwand ist nicht stichhaltig, dass, wenn es einfache Taschenspielerkunststücke wären, jeder Escamoteur den Spiritisten sie müsste nachmachen können. Wie nicht jeder derartige Künstler die Stücke der übrigen nachmachen kann — welcher grosse Unterschied ist nicht zwischen einem Boudin, Agoston, Melides, Bosko und einem gewöhnlichen Jahrmarktsdarsteller in Bezug auf ihre Experimente? — ebenso wenig kann ein gewöhnlicher Escamoteur die Stücke der Spiritisten ohne weiteres wiederholen. Es ist dies eine amerikanische Specialität, die sich im Verlaufe der letzten 30 Jahre von den einfachen Klopfereien der Tische und Stühle zu den gegenwärtigen Leistungen des Tanzens derselben und den übrigen Virtuositäten entwickelte. Uebrigens ist es eine unbestreitbare Thatsache, dass auch in der Leistungsfähigkeit der einzelnen spiritistischen Medien beträchtliche Unterschiede bestehen. —

Wenn ich also im Allgemeinen, das heisst die einer physiologischen oder physikalischen Erklärung zugänglichen einzelnen spiritistischen Erscheinungen abgerechnet, das bei den übrigen Manifestationen vorkommende Verfahren für einen Betrug, die Gläubigen des Spiritismus für Betrogene erkläre, möchte ich trotzdem nicht behaupten, dass alle Spiritisten in gleicher Weise Lügner und Betrüger seien.

Bei Vielen ist dies zweifellos der Fall. Der Spiritismus ist für sie die Falle, mit der sie die Leichtgläubigen fangen. Er ist ihnen Gewerbe, Geschäft, wie dem Jahrmarktdarsteller seine Kunst; solche betrügen mit Absicht und Raffinement.

Andere der Spiritisten gehören nicht in diese Classe. Sie sind krankhafte Geschöpfe, Menschen von abnormer nervöser und geistiger Richtung und Stimmung, wie wir sie besonders unter denen beobachten, die, ohne gerade geisteskrank zu sein, doch nicht geistig gesund sind. Sie sind Menschen, die unter aufregenden Verhältnissen Sinnes-täuschungen und Krämpfe haben, dabei an Zuständen von Bewusstseinsstörung und des Deliriums leiden, die nicht betrügen, um zu betrügen, sondern absichts- und widerstandslos selbst ein Spiel krankhafter Vorgänge sind.

Wieder andere sind ehrliche Enthusiasten, leichtgläubige Menschen, die, in die Sache verrannt, ohne weiteres Nachdenken dieselbe mitmachen.

Manche der Spiritisten sind unklare, verworrene und starrsinnige Köpfe, die, nachdem sie einmal durch äussere und innere Verhältnisse gedrängt sich der Sache angenommen haben, nicht mehr zurücktreten können und wollen. Oder es sind schwache und eitle Menschen, die sich wichtig machen wollen; endlich auch leichtfertige Menschen, die sich auf diesem Wege ihren Scherz mit ihren Mitmenschen zu treiben erlauben.

Es dürfte nun wohl einem solchen Schlusse gegenüber die Frage aufgeworfen werden, wie kann man einer Angelegenheit, die so ganz des inneren Werthes zu entbehren, die im Grossen und Ganzen amerikanischer Humbug zu sein scheint, so grosse Bedeutung einräumen? Wie rechtfertigt es sich, gerade in solchen Kreisen eine so unsaubere Geschichte vorzubringen?

Die Antwort auf diese Frage ist, dass die Angelegenheit ausser ihrer mehr komisch wirkenden Seite, auch dem Beobachter und Denker eine sehr ernste Seite darbietet. Sie ist nicht eine wissenschaftliche Frage im Sinne Ulrici's, aber sie hat eine nicht unwichtige culturgeschichtliche Bedeutung, die ihre Behandlung durchaus rechtfertigt. Sie ist ferner eine der gegenwärtigen Tagesfragen.

Dass die Angelegenheit wichtig genug ist, dies zeigt zunächst ihre ungemeine Verbreitung. Wenn auch die vielen Millionen, mit denen die spiritistischen Schriftsteller umherwerfen, die die Lehren des Spiritismus theilen sollen, etwas übertrieben sein mögen, so ist es zweifellos, dass die Anhänger desselben in Nordamerika und England sehr zahlreich sind. Nicht weniger sicher ist es, dass der Spiritismus in der letzten Zeit auch in den übrigen Staaten Europa's eine grössere Verbreitung zu gewinnen begonnen hat. Eine Menge Zeitschriften, Bücher und Schriften werden unter das Publicum geworfen, das in diesen Fragen wenig Kritik, um so mehr aber die Neigung besitzt, dem Eindrücke des Ungewöhnlichen, Geheimnissvollen und Wunderbaren sich hinzugeben. Doch würde die Anzahl der Spiritisten eine doppelt so grosse sein, als sie es wirklich ist, so würde dies weit weniger Bedenken erregen, als gerade die Qualität eines Theiles ihrer Anhänger, und zwar ihrer feurigsten Anhänger, dies thun muss. Wenn man bedenkt, dass Männer, die ein langes Leben reiner wissenschaftlicher, von bedeutenden Erfolgen begleiteter Forschung hinter sich haben, die noch dazu in einem wissenschaftlichen Gebiete sich bewegten, das sonst zu objectiver Beobachtung vorzugsweise befähigt, Anhänger des Spiritismus geworden sind, so ist dies an sich ein Ereigniss, das unser Erstaunen hervorruft. Man traut seinen Sinnen

nicht, Namen wie die eines Wallace, Crookes, Lindsay, eines Zöllner, Weber und Fechner und ähnlicher mehr unter den feurigen Verkündern und Vertheidigern des Spiritismus zu lesen. Es ist diese Erscheinung so auffallend, dass sie an sich schon uns zum Nachdenken nöthigt, dem wir uns um so lieber überlassen, als das Ergebniss desselben uns ja überhaupt eine Erklärung der ganzen Erscheinung oder, wenn wir z. B. Nordamerika im Auge haben, der ganzen Bewegung verspricht.

Ich gehe dabei von dem Satze aus, dass das geistige Leben der Menschheit im Ganzen wie der einzelnen Menschen ganz wesentlich von sogenannten unbewussten Vorstellungen beeinflusst wird. Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier diesen Satz näher zu begründen und weiter auszuführen. Ich begnüge mich, auf die Einleitung meines Vortrags hinzuweisen, um daran zu zeigen, wie sich solche Vorstellungen entwickeln und zu bleibenden wirksamen Factoren des menschlichen Geisteslebens gestalten können. Die verschiedenartige Beschaffenheit der Volksseele wie der individuellen Seele bewirken in gleicher Weise wie äussere Verhältnisse, dass solche Vorstellungen oft lange Zeit nur geringen Einfluss im Gebiete des unbewussten Geisteslebens ausüben, während sie zu anderer Zeit eine geradezu gestaltende Kraft auf den Inhalt des Bewusstseins gewinnen.

Wenn ich diese Sätze auf unsern Gegenstand anwende, so glaube ich, dass in erster Linie der Nachdruck darauf zu legen ist, dass die Vorstellung von der individuellen Fortdauer des Menschen nach dem Tode eine allen Menschen eingewohnte ist. Sie ist eine im naturwissenschaftlichen Sinne gewissermaassen angeborene Vorstellung. Der denkende Mensch hat sonach ein zwingendes Bedürfniss, sich mit

dieser Vorstellung in's Klare zu bringen, d. h. sie in irgend einem Sinne seiner sonstigen geistigen Individualität, seinem sonstigen Bewusstseinsinhalte anzupassen. Da der specielle Inhalt der Lösung dieser Frage je nach den geistigen Entwicklungsphasen des Menschen verschieden ausfällt, so besteht immer die Neigung, bei neuen anderweitigen Lösungsversuchen seine nicht fixen Denkergebnisse zu modificiren, neue Associationen sich bilden zu lassen. Zu dieser angeborenen Vorstellung kommt in zweiter Linie ein Hang des Menschen zum Geheimnissvollen, Unbekannten und Geisterhaften, kurz zum Wunderbaren. Auch diese Seite des menschlichen Gemüths ist nicht weniger in der menschlichen Natur begründet und eingelebt, als die Vorstellung von der individuellen Fortdauer des Menschen. Immer noch, wenn uns etwas im gegebenen Augenblicke Unbegreifliches, für unsere Sinne und Erfahrungen Unverständliches und Unfassbares aufstösst, regt sich in uns wie in Hamlet unter lebhafter Gemüthsregung die Vorstellung:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel wie auf Erden,

Als unsre Schulweisheit sich träumt.“

Es steckt dieser Hang noch viel tiefer im Bewusstsein des Menschen, er ist viel verbreiteter, als man es zugibt. Ja, er ist in gewisser Beschränkung auch in der Gegenwart noch allgemein. Auch der vorurtheilsloseste, verstandeschärfste, besonnenste, nervenstarke Mensch wird in gewissen Lagen seinem Einflusse nicht entgehen, wie das alte Märchen vom „Gruseln“ es so reizend ausdrückt. Welche Herrschaft derselbe aber über den gewöhnlichen Alltagsmenschen ausübt, darüber können wir uns im alltäglichen Leben hinlänglich überzeugen.

Es ist kaum fraglich, dass gerade die Vorstellungen von der Wirkung geheimer übernatürlicher Kräfte, von der



Existenz von spukenden Geistern und Gespenstern weit mächtiger noch als die von der Unsterblichkeit der Seele sind. Der Mensch bedarf nun einmal der Zeichen und Wunder, um glauben zu können. Er kommt ihnen ahnend, mit offenem Gemüthe, sie erwartend und verlangend, entgegen. Es bedarf nur der begünstigenden Einwirkung äusserer und innerer Momente, dass die unklare dämmernde Vorstellung die Kraft absoluter Wahrheit rasch gewinnt. Oder wie Walter Scott treffend sagt: „Es geschieht oft, so gross ist unsere angestammte Vorliebe zum Wunderbaren, dass wir willig dazu beitragen, mit eigener Anstrengung unsere bessere Urtheilskraft zu täuschen und zu hintergehen.“ Es gibt in dieser Beziehung nichts lehrreicher, als sich in die Zeit zurück zu erinnern, in der das Tischrücken und Tischklopfen den Gegenstand der Unterhaltung unzähliger Menschen bildeten. Welche merkwürdigen Erscheinungen, welche abenteuerlichen Vorstellungen sind durch die in künstliche Erregung versetzten Nerven und Muskeln in uns nicht hervor gerufen worden! Welche kühnen Experimente sind den Darstellern nicht gelungen, die auch bei ernsten Männern den Gedanken an Ueberwältigung der Schwerkraft durch neue unbekannte Kräfte aufkommen liessen! Electricität und Magnetismus schienen in ihren Aeusserungen bisher unbekannte Wege eingeschlagen zu haben!

Sollten aber auch für den Mann der Wissenschaft die gleichen Motive maassgebend sein wie für den gewöhnlichen Menschen?

Ich glaube in dieser Beziehung die Frage bejahen zu dürfen. Es sind dies Dinge, denen gegenüber der Gelehrte in keinem anderen Verhältnisse steht als ein anderes mehr oder weniger verständiges Menschenkind. Es handelt sich hier um Angelegenheiten des Gemüthes, einer theils ange-

borenen, theils erworbenen nervösen und gemüthlichen Reactionssphäre, die neben dem grössten umfassendsten Forschergeiste wie neben den bescheidensten intellectuellen Anlagen gleich stark entwickelt bestehen kann. Es handelt sich hier mit einem Worte um Fragen des Glaubens oder Nichtglaubens.

Es gab und es gibt bedeutende Naturforscher, die eine naiv kindliche oder eine tief ernste Gläubigkeit als hervorragende Eigenschaft ihres Gemüthes besitzen. Gerade für diese mag diese Sachlage am gefährlichsten sein, indem sie einestheils sich klar sind hinsichtlich der äussersten Consequenzen, die die Principien der modernen Naturforschung in sich bergen; andernteils von um so grösserer Besorgniss erfüllt sein müssen hinsichtlich der Folgen, die das Verallgemeinern solcher Lehren für das grosse Publicum mit sich bringen muss. Ich kann mir wohl denken, dass solche Menschen in einem Momente innerer Beunruhigung und weitreichender Befürchtung nicht zurückschrecken vor den drastischsten Hilfsmitteln gegenüber solchen Bestrebungen selbst in der Form crassen niedrigen Geisterglaubens. Sie sehen darin vor allem den Zweck, die Ideen der Unsterblichkeit, der geistigen Natur des Menschen aufrecht zu erhalten. Sodann ist es ja eine bekannte Thatsache, wie alle Erscheinungen, die ihre feste Wurzel und ihren innigen Zusammenhang mit unserm gemüthlichen Leben haben, wie im Sturme den ganzen Menschen erobern, während reine abstracte Wahrheiten, und seien sie von noch so hoher Bedeutung, nur langsam und unter schweren Kämpfen sich ihren Weg in den Inhalt des menschlichen Bewusstseins bahnen. Die Geschichte aller Wissenschaften lehrt dies zur Genüge.

Von solchen Grundlagen ausgehend werden wir auch jene Männer, die in den Bann der sonderbaren Bewegung,

herab von der Höhe streng wissenschaftlichen Denkens hineingezogen wurden, milder beurtheilen müssen. Es hat sich bei ihnen nicht um Fragen des Verstandes und Wissens, sondern um solche des gemüthlichen Bedürfnisses gehandelt. Darin war für sie die Gefahr des Irrthums, der Selbsttäuschung nicht weniger gross als für jeden andern gläubigen Menschen; denn wenn das Herz vor dem Verstande zufährt, so erspart es der Urtheilskraft unglaublich viele Mühe, wie schon der alte Yorick schreibt. Dazu kommt, dass die beobachteten Erscheinungen ihnen so fremd, neu und unverständlich in ihrer Entstehungsweise waren, wie jedem andern. Es handelt sich ja dabei nicht um Experimente, wie sie der Naturforscher zu beobachten und zu machen gewohnt ist, wie Wundt schon betonte, sondern im Gegentheil um solche, die allen Gewohnheiten des Naturforschers widersprechen. Da sich ihr Zustandekommen scheinbar nach natürlichen Gesetzen nicht erklären lässt, was liegt näher, als sie übernatürlichen Kräften zuzuschreiben. Es ging dies um so leichter, da diese Erklärung schon an sich einem gemüthlichen Bedürfnisse entsprang, während sie wiederum einem zwingenden Causalitätstriebe, also einem intellectuellen Bedürfnisse, entgegenkam. Schliesslich dürfen wir es als durch die Erfahrung genügend begründet halten, dass auch die Wissenschaft den Menschen nicht vor allem Irrthum zu bewahren vermag. Es lehrt die Culturgeschichte, dass zu allen Zeiten auch hervorragende Vertreter der Wissenschaft von dem Einflusse gewisser, wenn auch noch so abnormer Strömungen des Zeitgeistes sich nicht frei halten konnten.

Die Angelegenheit hat jedoch nicht nur wegen der Menge und Beschaffenheit ihrer Anhänger ihre ernste Bedeutung, sie hat sie vor allem auch wegen ihres eigenen

Charakters, oder wie Ulrici sich ausdrückt, wegen ihrer philosophischen Consequenzen. Ich halte sie für geradezu gefährlich, da eine aus unlautern und unmoralischen Motiven entsprungene Sache unter dem Deckmantel der innern Wahrheit und Berechtigung auftritt. Sie ist doppelt gefährlich, da sie durch ihre Wirkungen ein verderblicher Betrug wird. Der Spiritismus ist nicht harmlos wie die natürliche Magie, sondern er wirkt vergiftend auf das geistige Leben seiner Zeit. Er thut dies in viererlei Richtungen.

Der Spiritismus ist erstens gefährlich in sanitärischer Beziehung. Wie er selbst in zahlreichen Fällen als Ausfluss einer krankhaften Geistesrichtung und Geistesbeschaffenheit angesehen werden muss, so haben wiederum amerikanische wie englische Aerzte schon auf ihn als eine Quelle der Zerrüttung des Nervensystems und der Erzeugung von Geisteskrankheiten aufmerksam gemacht. Er bewirkt durch krankhafte Steigerung des Sinnen- und Gemüthslebens auf Kosten ruhiger Ueberlegung und objectiver Beurtheilung Erscheinungen krankhaften Geisteslebens, wie wir ihnen zu allen Zeiten als Folgen des Aberglaubens, des Mysticismus, der Schwärmerei und des Fanatismus in der Geschichte häufig genug selbst in epidemischer Verbreitung begegnen. Es ist eine Thatsache der Erfahrung, dass gerade in den Zeiten unsicherer socialer Verhältnisse und materieller Nothzustände solche abnorme Erscheinungen am meisten verderblich auf das geistige Leben des Volkes einwirken. Wer kann es läugnen, dass gerade die unmittelbare Gegenwart genügend vorbereitete Grundlagen dafür darbietet?

Er wirft zweitens in intellectueller Beziehung seine Anhänger auf eine geistige Culturstufe zurück, die für die Gegenwart schon lange ein überwundener Standpunct sein und es auch bleiben sollte. Es sind rohe mittelalterliche

Vorstellungen, die hier wieder auferstehen und ihren Triumph feiern. Je tiefer sie eingreifen, je mehr sie sich verbreiten, desto entschiedener werden sie auch das übrige geistige Leben beeinflussen. Es ist damit dem Gespensterglauben, also dem rohen Aberglauben, die Pforte geöffnet, der Gelegenheit hat, die Gemüther zu erregen, sie in Spannung und Verwirrung zu erhalten. Eine Reihe mühsam errungener intellectueller Erfahrungen werden wieder in Frage gestellt, langjähriger Arbeit mühsames Ergebniss mit roher Hand vernichtet. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für diese Behauptung als die Publicationen der Spiritisten zum Zwecke der Vertheidigung ihrer Sache.

Es wird drittens das religiöse Bewusstsein der Gegenwart dadurch geschädigt. Es gewinnt nämlich die Frage von der Fortdauer der Seele durch die spiritistische Form der Lösung einen rohen Charakter und Inhalt. Es werden dadurch die in religiöser Beziehung Schwankenden und Unsicheren, insoweit sie gebildete und denkende Menschen sind, gewaltsam in's Lager der Irreligiosität oder wenigstens des Indifferentismus gedrängt. Es ist keinem Gebildeten zuzumuthen, daran Theil zu nehmen, wie der Gespensterglauben, also die roheste Form des Aberglaubens, zum Cultus erhoben wird. Wenn das Gemüth des Gebildeten religiöse Befriedigung finden soll, so kann es wohl nur durch die Vergeistigung der religiösen Anschauungen und durch die Betonung der practischen Moral, des practischen Christenthums, geschehen. Je reiner, erhabener und absichtsloser dieselben hervortreten, um so mehr werden sie das Interesse und Verständniss, aber auch die Theilnahme und Unterstützung der gebildeten Menschenclasse gewinnen. Aber auch das religiöse Leben der grossen Menge wird dadurch auf eine niedrigere Stufe herabsinken. Wird ja doch Christus

für einen Spiritisten erklärt, der seine Wunder durch Vermittlung einzelner Jünger als Medien verrichtete. Es wird für beide Theile die Reaction nicht ausbleiben. Es ist vom Aberglauben bis zum Unglauben kein weiter Schritt. Wenn wir die Form der göttlichen Einwirkung uns in der Art gewöhnlicher Taschenspielerkunststücke und burlesker Jahrmarktsphrasen, oder in der Form des uralten Fetischismus denken sollen, die bei ihrer Plumpheit auf die Dauer auch den grossen Haufen nicht mehr täuschen können, so ziehen wir einfach das Göttliche in den Staub und früh genug wird der wieder nüchtern gewordene Volksgeist aus Scham und Verdruss über sich selbst seine Götzen selbst zertrümmern, mit den falschen aber auch die wahren Götter über Bord werfen.

Dieses Treiben schädigt endlich in practischer Richtung. Es ist unzweifelhaft, dass die bedeutenden Fortschritte, wie sie die Wissenschaft und die Praxis der Jetztzeit aufzuweisen haben, wesentlich der Anwendung und consequenten Verfolgung des Causalitätsprincipes zu verdanken sind. Wir haben dadurch die Erscheinungen in der organischen und unorganischen Natur auf ihre Quellen, auf die ihnen zu Grunde liegenden Kräfte zurückzuführen, ihren gesetzmässigen Zusammenhang, ihre Abhängigkeit von einander zu erkennen gelernt. Es ist in gleicher Weise dadurch die theoretische Erkenntniss der Dinge wie ihre Verwendung für die Praxis, das Leben, gefördert worden. Man mag in der allgemeinen Auffassung von den Bedürfnissen unseres Lebens einen beliebigen Standpunct einnehmen, in jedem Falle muss der unparteiische Beobachter zugeben, dass die Verallgemeinerung dieser naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise einen grossen Antheil an dem Fortschreiten der Menschheit hat. Der Standpunct der menschlichen Cultur ist durch

die Verfolgung der naturwissenschaftlichen Methode um eine Stufe vorwärts gerückt. Ganz abgesehen von den rein practischen Erfolgen, also der Förderung des Utilitätsprinzips, begegnen wir nicht weniger einem entschiedenen Fortschritte in rein wissenschaftlicher Beziehung und, was wohl das Wichtigste ist, im Gebiete der Humanität. Wenn auch alle diese Erfolge bei ihrem etwas überstürzten Eintritte in das Leben ihre unläugbaren Schattenseiten darbieten, wie sie ja jeder Uebergangsperiode eigen waren und sind, so dürfen wir doch die lichten Seiten dieser Verhältnisse nicht verkennen.

Es liegt nahe genug, um voraussehen zu können, wie alle diese Fortschritte durch eine Verallgemeinerung des gedankenlosen Gespensterglaubens, wie ihn der Spiritismus erzeugt, in Frage kommen müssten. An die Stelle eines gesetzmässigen Zusammenhanges der Dinge tritt regellos waltende Willkür; an die Stelle wissenschaftlicher ernster Forschung kindische Spielerei und gedankenloser Aberglaube; an die Stelle des Fortschritts auf allen Culturgebieten die Herrschaft von Vorstellungen, die weit abgelegenen Culturperioden angehören.

Es lässt sich nicht denken, dass in der Gegenwart solches Treiben alles gesunde Geistesleben überwuchernd andauern könnte. Gerade die Naturwissenschaft ist es, die rechtzeitig eine Grenze des Rückschritts zeichnen wird. Sie ist es auch, die am wenigsten Nachtheil dadurch erfahren wird. Um so mehr scheinen mir jedoch die philosophische Forschung und das religiöse Leben der Gegenwart gefährdet, wenn sie an dem spiritistischen Treiben Antheil nehmen.

Es ist durchaus eine unbegründete Behauptung von Seiten der spiritistischen Schriftsteller, dass die Naturwissenschaft dem Gespensterwesen gegenüber tritt, weil sie in ihm

einen wirksamen Damm gegen die materialistische Auffassung erblickt, indem die spiritistische Theorie eine Stütze der spiritualistischen Weltanschauung sei. Gerade im Gegentheil sieht sie den Materialismus, wie ich es oben darzustellen versucht habe, dadurch nur gefördert. Der Naturforschung und der darauf beruhenden empiristischen Theorie sind Materialismus und Spiritualismus zwei ganz gleichwerthige Erscheinungen. Beide sind eben speculativ-philosophische Systeme, die eine Menge von Verhältnissen als bekannt und bewiesen voraussetzen, an deren Erkenntniss die Naturforschung gerade erst herantritt. Ihr ist alles noch Problem, dessen Lösung sie an die Hand nimmt, insofern der Gegenstand einer naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethode zugänglich ist. Jeden anders gearteten Gegenstand sieht sie ausserhalb des Bereichs ihrer Aufgabe liegend an. Es ist daher ein durchaus oberflächliches Urtheil, Naturforschung und Materialismus identificiren zu wollen. Der Naturforschung kann es keinen Eintrag thun, dass neben ihr das Gebiet des Geistes in philosophischer und religiöser Richtung cultivirt wird. Mögen nur die Führer dieser Bestrebungen wenigstens dessen stets eingedenk sein, dass auch die rein empiristische Art des Forschens ihre volle Berechtigung hat. Mögen sie aber vor allem dafür sorgen, dass ihr Gebiet auf rein wissenschaftlichen Bahnen sich erhalte, dann wird immer wieder die Zeit kommen, in der die beiden Wege der Forschung sich wieder begegnen müssen.

Die Naturwissenschaft begibt sich auf den Kampfplatz, weil sie das wissenschaftliche Leben überhaupt, die Wahrheit und Lauterkeit der Forschung durch den Spiritismus in Gefahr sieht. Sie sieht darin eine Gefahr für jeden, der die Wahrheit und die Wissenschaft in Ehren



hält und deshalb ladet sie die Vertreter der Wissenschaft überhaupt zu gemeinsamem Vorgehen ein, dem Unfuge ein Halt zu gebieten. Es gilt einen gemeinsamen Gegner zu bekämpfen, eine gemeinsame Gefahr abzuwenden und gemeinsam die Ehre der Wissenschaft aufrecht zu erhalten. Es erscheint dies um so nothwendiger, weil es sich nicht nur um die Wissenschaft handelt, sondern weil durch den Spiritismus auch das sittliche und leibliche Volkswohl Schaden zu erleiden bedroht wird. Es verlangt die Wohlfahrt des Volkes, hier abwehrend und vorbeugend einzutreten, ehe die ungesunden Erscheinungen festen Fuss fassen und sich ausbreiten können.

Basel, Anfang December 1879.

---

# Francis Bret Harte.

---

VORTRAG

VON

J. J. Honegger.



---

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1881.

.....  
Schweighauserische Buchdruckerei.

### Hochgeehrte Versammlung!

Unter den hervorragendsten Gestalten der Litteratur unseres Jahrhunderts sind es dreie, welche ich die genialsten Skizzenzeichner und Erzähler nennen möchte: der um eine Generation ältere Engländer Charles Dickens oder Boz, der bis in unsere Tage hinein thätig fortwirkende Russe Iwan Turgénjew, und der jüngste von ihnen ist unser Amerikaner, der ingeniose Schilderer Californiens.

Zwischen Dickens und Bret Harte besteht die zweifelloseste Verwandtschaft des Talents. Ob der Amerikaner sich an dem meisterhaften Vorbilde des Engländers geschult hat, weiss ich nicht; wohl aber ist bewiesen, dass jener dem unvergleichlichen britischen Novellisten hohe Verehrung zollte; bei dessen Tod (1870) hat er ihm einen innig rührenden dichterischen Nachruf gewidmet. An erstaunlicher Schärfe und Genauigkeit der Beobachtung, die den Menschen und Dingen augenblicklich die wesentlichsten Eigenschaften absieht und diese in gedrungener Kürze mit den lebendigst anschaulichen Farben, mit überraschend markanten Strichen hinmalt, kommen die beiden sich gleich. Es ist jene zwingende Macht des äussern und innern Blickes, ein bewältigender Realismus, der uns momentan mit der Gewissheit von der vollen Naturwahrheit trifft. Aber nicht weniger genial ist Iwan Turgénjew, der grösste Schriftsteller der Russen. — Die drei Namen nennen ein leuchtendes Dreigestirn, und eine vergleichende Monographie über



sie, trotz der ungeheuren Differenzen, die in den Bildungseinflüssen, den Naturbedingungen, den himmelweit verschiedenen Landes- und Volksportraits liegen, wäre sehr wohl begründet, eine prachtvoll anziehende Arbeit, die noch zu machen ist. Sie alle treten auf zwei Gebieten auf: es ist das kleine Genre der Novelle und Erzählung bis zur blossen Federzeichnung, und da ruht ihre bezaubernd an's Herz greifende Gewalt. Sie haben daneben auch den weiter gespannten Roman versucht, der Amerikaner hat gar ein Stück dramatisirt; aber da geht es ihnen wieder gleich: in der grossen Composition werden sie schwächer, das Talent fällt ab.

Bret Harte's Roman „Gabriel Conroy“ wird uns im Verlauf einen Augenblick beschäftigen; sein dramatisirtes Stück aber, „Die beiden Männer von Sandy-Bar“, lose und leicht gebaut, verdient kaum Erwähnung; es ist blos erweitert eine seiner Erzählungen, die sich als Erzählung viel besser macht und dann nach einer Laune dialogisirt wurde.

Alle drei Autoren sind uns gleich leicht zugänglich, weil in's Deutsche übertragen, Einzelnes von ihnen sogar zwei- und dreifach.

Bret Harte ist eine kräftige Originalität, gleich ausgezeichnet, ob er den komischen Humor oder die ergreifende Tragik in's Spiel bringt. Sein absolut eigenartiges und eng begrenztes Gebiet, das Ansiedlerleben in Californien, abenteuerreich, aufregend, beherrscht er in allen Tonarten, und das Bewundernswerthe ist das nie nachlassende kraftvolle Festhalten der Localfarbe und der ganz eigenen Stimmung, die er wie einen Zauber über alle seine Gemälde ausgiesst. Die Natur, die Charaktere, die Gemüthsbewegungen — er nimmt sie auf frisch, energisch, und seine Liebe, die intime

Vertiefung gibt ihnen allen jenen abgeklärten Reflex, der uns selbst das Rohe und Wilde vergeistigt nahelegt und unser Gefühl bewältigt. Zum kraftvoll erfassten Realismus tritt hinzu ein hoch poetischer, ein geradezu idealisirender Zug. Begründet liegt er in der gesammten Auffassung vom Wesen des Menschen, von seiner Lebenshaltung; und seinen seltenen, aber ungemein sympathischen Ausdruck nimmt er in den kurz aufblitzenden, aber innigen und energischen Reflexen eines tiefgehenden subjectiven Gefühls: Sie bestechen uns, diese rasch vorüberziehenden, aber intensiven Lichtreflexe, sie greifen in unser Gemüth herein und halten es fest, sie gewinnen all' unsere Liebe.

Bret Harte hat aber vor seinen zwei grossen Genossen entschieden noch einen besonderen Vorzug voraus, das ist die grössere Einfachheit und Natürlichkeit, etwas mehr primitiv und naiv Gebliebenes in seinem Wesen. Der Engländer und der Russe sind künstlichere Naturen; der Amerikaner ist ungemein einfach geblieben, er fühlt und schreibt gleich natürlich, herzwinnend.

Ueber sein Leben. Es gilt heute noch, dass wir Europäer von den äussern Lebensverhältnissen des berühmten Zeichners ungemein wenig wissen. Francis Bret Harte ist Sohn eines Mädchenschullehrers aus Albany, der politischen Hauptstadt des Staates New-York, geboren 1839. Anno 1854, sehr jung, wanderte er als Goldsucher nach Californien aus, das entschied über seine Lebensbestimmung. Er führte da mehrere Jahre ein sehr unstätes Leben; aber gerade die ungemein wechsellvollen Anregungen der zerfahrenen Existenzen des verlockenden Goldlandes sowie die Eindrücke einer grossartigen Natur zeitigten rasch sein eigenthümliches Talent. An die Oeffentlichkeit trat er, Schriftsetzer geworden, zuerst 1868 als Mitherausgeber der Zeitschrift

„The Overland Monthly“ in San Francisco, welche einige seiner Gedichte und der allerbesten Novellen aus seiner Feder brachte und den durchschlagendsten Erfolg gewann. 1864—1870 war er Secretär des Münzamtes daselbst, gegen das Ende auch Professor der neueren Litteraturen an der dortigen Universität. 1871 ging er nach dem Osten der Union zurück, und da kommt wieder die Unsicherheit; die encyclopädischen Angaben sagen nach New-York, ein deutscher Uebersetzer gibt Boston an, den geistig strebsamen litterarischen Centralpunkt der Union, wo er Redactor der Zeitschrift „The Atlantic Monthly“ ward. Das Richtige ist, dass er abwechselnd in beiden Städten lebte. Seither haben wir ihn auch in Deutschland gesehen, fungirte er doch eine Zeit lang als Consul in Düsseldorf. Ob er sich aber in Europa nicht acclimatisiren wollte oder nicht konnte, kurz, er hielt nicht lange aus und ging wieder nach Amerika zurück. Aus privaten Mittheilungen, die ich von Amerikanern und Amerikanerinnen hoher Kreise zog, so von Mitgliedern einer der bedeutendsten Familien der Union, die in Boston residirt, habe ich wunderliche Dinge über seine Erscheinung und seine Lebenshaltung vernommen, manches Widersprechende. Ob das Vornehm-Rückhaltende seines gesellschaftlichen Auftretens, das bis zum Schüchternen gehen könne, ob in andern Beziehungen das Nachlässig-Gleichgültige Eigenheiten seines Genie's sind, oder bloß da und dort vorübergehend angenommene Formen und Launen, ich bin darüber nicht genügend informirt. Alle Achtung vor meinen Autoritäten; aber sie mögen doch bloß nach subjectiven Beobachtungen gesprochen haben. Uebrigens ist uns das ziemlich gleichgültig; wir stellen auf ein Geistesbild aus seinen Schriften ab, und da ist Alles klar.

Die Stoffe. Der Autor hat das prächtigste hochroman-

tische und durchaus jungfräuliche Beobachtungsfeld auf dem californischen Boden; er darf blos mit kecker Hand hineinlangen in's Leben von Land und Volk, um ein Stück ächte Poesie herauszugreifen; der Boden legt auch für den Dichter und Maler seine Goldkörner blos. Und es geht wie beim materiellen Goldsuchen. Wer Glück d. h. hier Blick und Talent hat, braucht sich blos zu bücken, um sie aufzulesen, sonst aber muss man in tiefen Schachten nach ihnen graben. Sie sind manchmal ganz einzig und ausserordentlich glücklich gewählt, seine Stoffe; nicht blos für den Europäer, selbst für den der europäischen Civilisation ungemein näher stehenden und schon tausendfach von ihren Vorzügen und Lastern beleckten Osten der Union steht dieser äusserste Westen als ein ganz neues Phänomen da, voll der mannigfachsten und interessantesten Erscheinungen. Ein deutscher Uebersetzer sagt dazu ganz gut: „Ein frischer Boden, umduftet von dem balsamischen Harzgeruch der Riesenwaldungen des Westens, und auf diesem Boden eine neu sich entwickelnde Menschenwelt, ein Volksleben, eine Gesellschaft, ein Staat im ersten Werden. Die Enthüllung und anschauliche Klarlegung dieser Verhältnisse ist von höchstem historischem Interesse. Der durch den Gründungsprocess der werdenden Civilisation auf die Oberfläche getriebene und ausgestossene Abhub, Vagabunden von allen Enden der Welt, durch Golddurst zusammengeführt, werden durch den Drang der Verhältnisse vor unsern Augen als gemacht einer menschlichen und menschenwürdigen Existenz wiedergewonnen. So sehen wir im hellen Lichte der Gegenwart historische Entwicklungen sich vollziehen, die, wenn sie aus sagenhafter Vorzeit uns überliefert wären, durch eine superkluge Kritik in das Reich der Fabel verwiesen würden. Wir begreifen, wie Rom aus einem Asyl von Räubern



und Desperados zu einem geordneten Gemeinwesen und endlich zur weltbeherrschenden Stadt herauswachsen konnte.“

Kurz, wir haben eine mächtige sittengeschichtliche Entwicklungslinie als Horizont vor uns; von aller chaotischen Wildheit, Sittenlosigkeit und absoluten Willkür bis zum Einfügen in geordnete Ganze; hart neben dem ungerächten Verbrechen auch die kraftvoll schaffende Energie und die kluge Uebersicht und Weltkenntniss von Leuten, die Alles durch sich selber werden und sich im Kampfe wirrer Elemente Tag um Tag behaupten müssen. So überrascht uns mitten in der Uncultur ein frappantester Wesenszug: das gesunde Urtheil, der Scharfblick, die Wucht des Strebens und Schaffens, wie sie nur bei neuen Volksconglomeraten so durchgreifend auftreten. Daher auch die mächtig beschleunigte Entwicklung und die Leichtigkeit, mit welcher sich diese halbfertigen Gebilde in das grossartige Staatsgetriebe der Union einfügen und so die weitesten politisch-socialen Gesichtspunkte eröffnen, durch welche wiederum das Streben der Einzelnen den höheren Zielen assimilirt, veredelt und getragen wird. Das Bild wird nur bunter und bewegter durch den grossen Rassen Gegensatz der Angelsachsen gegen die älteren spanischen Colonisten und die indianischen Ureinwohner. Kurz, es ist ein Werdeprocess farbigster und kraftvollster Art, ein politisch-historischer Schöpfungsprocess, der alsgemach die ungefügten Urwelt-elemente auswirft und die brauchbaren abschleift, bis sie in einen lebensvollen Organismus sich fügen. — Die längste seiner Erzählungen, „Die Geschichte einer Mine“, hat die frappante Besonderheit, dass sie in einem ziemlich langen Exposé auf die Gesetzgeber, Volksvertreter und Staatsdiener der Union eintritt und von ihnen ein allerschlechtestes Bild entwirft; wohl selten haben die Zustände im weissen Hause

zu Washington und das Parteitreiben im ganzen grossen Staatswesen einen unerbittlicheren Zeichner gefunden.

Zu der ungemein reichen und wechsellvollen, an Originalen und Charaktergestalten fast unerschöpflichen Gesellschaftswelt tritt die grandios übermächtige Natur des üppig reichen, des wahrhaft majestätischen Landes. Im Allgemeinen hält sich der Autor in seinen Naturzeichnungen kurz abgebrochen, präcis und knapp bestimmt, was ihnen an lebensvoller Anschaulichkeit durchaus Nichts benimmt. Wer ein grösseres Gemälde dieser Art sich will abrollen sehen, für den hebe ich aus dem Anfang des dritten Buches („Die Sturmfluth“) jenes herzbewegend trübselige Bild eines weiten öden Moores heraus, das so anhebt: „Wenn die Fluth sich verlaufen hat, zeigt das Moor von Dedlow sich in seiner ganzen trübseligen Nacktheit. Vor uns liegt eine niedrige, schwammartige Oberfläche mit trägen, pechschwarzen Sümpfen und Kolken, woraus das schlammige Wasser in schlangenartigen Windungen sich langsam einen schleimigen, schlüpfrigen Weg bahnt nach der weiten offenen Bucht des stillen Oceans . . .“ u. s. w. u. s. w. Im Verlaufe über die Physiognomie der Vögel, die es besuchen oder bewohnen; in der Schlusspartie über den Gesamteindruck, den der traurige Fleck Erde auf's menschliche Gemüth macht; kurz, das Bild ist im höchsten Grade charakteristisch, lebensvoll, farbenkräftig; es ist unmöglich, dass es seinen Eindruck verfehle; da liegt etwas von jener die Seele der Landschaft wiedergebenden Gewalt, mit welcher Jensen seine wundervollen Naturbilder hinwirft; man möchte sagen: es ist Psyche darin!

Bret Harte hat seine entschiedene Stärke in Schilderung der Halbculturzustände des Colonistenlebens; er wird schwächer, steht nicht mehr auf seinem natürlichen Boden,

sobald er in's civilisirte Speculations- und Betrugsleben hineingreift. So hat er's im Roman „Gabriel Conroy“ allzu sehr gethan und im Ganzen doch bloß ein künstlich gezogenes Effectstück geschaffen.

Gleich nach den unvergleichlichen, erschütternd frappanten Einleitungscapiteln fallen Ton und Inhalt mit einander ab und nehmen eine Färbung an, die dann unverändert bis zum Schlusse stehen bleibt und weniger anspricht. Mit dem Augenblicke, wo wir den Fuß in die hauptstädtische Culturwelt hineinstellen, auf das Pflaster von San Francisco, wird die Haltung eine total verschiedene; wir würden glauben, einen andern Autor vor uns zu haben. Von der zweiten Hälfte des ersten Bandes an und durch die zwei noch folgenden wickelt sich das reine Intriguenstück ab, und darnach ist der Ton. Alle Personen sind von da an Spieler in der vornehmen Welt, der in der hohen Kaufmanns- und Finanzwelt von San Francisco aufgewühlte Schaum der Gesellschaft, reich gewordene Leute von Lebensart, von Geist und Manieren, alle mit einem exquisiten Talent ausgestattet, um Geld zu machen, ohne von zartem Gewissen belästigt zu werden. Kurz, wir bewegen uns in der ausgewähltesten hauptstädtischen Gesellschaft des Goldlandes: Land- und Bergwerksspeculanten, die es verstehen, ihre Actien in die Höhe zu treiben und dann loszuschlagen; Professionsspieler, tadellos sauber an den Händen, in der Wäsche; hochnasige und redegewandte Advocaten für alle Rechtsfälle und alle Parteien; Urkundenfälscher und Scribenten, alle im eleganten Frack, weltgewandt, fein und klug; dazu zweideutige Weiber in modischem Costüm. Kurz, es ist Crème der Gesellschaft. Wir könnten uns, in dem Cercle rund herum schauend, ganz gut einbilden, dass wir in jenen Pariser oder Londoner Kreisen stünden, welche

die modernen Franzosen und Engländer in ihren chargirten Effectromanen vorführen. Nur das Einzige rechnen wir dem Amerikaner zum Verdienst an, dass er wesentlich gemässigter ist, wenigstens sind Gräuel und Morde nicht gehäuft wie bei jenen. Uebrigens ist die Verwicklung so gross, dass die Geschichte entschieden unklar wird. Der ganze Inhalt dreht sich um die Usurpation von falschen Familiennamen, um Rechts- und Landansprüche, Documentenprüfung, Gerichtswesen und Lynchscenen, die Machinationen, Minen und Gegenminen der berechnenden Speculanten; hie und da auch ein kleiner Mord, obgleich es nicht gerade blutig hergeht. Dieser Philipp Ashley von der Hungerexpedition, der sich hernach als gut situirter Advocat Arthur Prinsett entlarvt; der die Schutzbefohlene, mit welcher er flüchtet, sitzen lässt und sie am Schlusse, da sie eine reiche Erbin geworden, recht bereitwillig heirathet; dieser Peter Dumphy von der gleichen Expedition, im Verlauf ein grosser Capitalist und Börsenmann; dieser Grace Conroy, der einem andern den Namen raubt; dieser Spieler Hamlin, der doch eine gutmüthige Seele ist, und alle die andern, wie sie nur heissen: welche Charaktercuriosa, welche Metamorphosen, Ver- und Entpuppungen!

Es ist im Ganzen eine faule und falsche, halt- und bandlose, geschraubte und gekünstelte Welt, die von der Civilisation nur die schlechtesten Kunstgriffe entlehnt hat, viel Disparates und Unklares. Viel lieber folgen wir dem Verfasser auf seinen prachtvollen Naturbildern oder in den eindringlichen Federzeichnungen und Genrebildern seiner Novellen.

Aber wundervoll ist der Anfang des Romans, in origineller, überraschender Tonweise gehalten. Alle Schilderungskraft des im Naturbilde so mächtig eindringlichen, so

meisterhaften Autors, um so spannender, als sie in einer für uns Europäer ganz fremdartigen Welt sich ergeht, ist aufgewendet, um ein Tableau zuwege zu bringen, das uns vollständig absorbiert; wir sind gefesselt, hingerissen, bewältigt. Hören Sie jenen Anfang: „Schnee weit und breit. Ueberall, wohin das Auge reichen konnte — fünfzig Meilen weit, vom höchsten schneebedeckten Gipfel aus südwärts blickend, Schluchten und Gerinne füllend und im Herabfallen von den Wänden der Cañons weite, leichentuchähnliche Wehen bildend; den thaldurchschneidenden Bergrücken zu einem ungeheuren Grabhügel gestaltend, den Fuss der Fichtenriesen einhüllend und die jungen Tannen und Lärchen gänzlich überdeckend, die schüsselgleichen Gestade der stillen ruhigen Seen wie mit Porzellan einfassend und in bewegungslosen weissen Wellen zum Saum des fernen Horizontes wogend. Schnee weit und breit lagerte über Californiens Sierra am 15. Märztag des Jahres 1848 und fiel noch immer. Zehn Tage lang hatte es geschneit, geschneit in feinem körnigem Pulver, in feuchten schwammigen Flocken, in dünnen federigen Flammen; geschneit vom bleigrauen Himmel herab, ununterbrochen und grimmig; wie ausgeschüttet aus violettdunkeln Wolken in weisse flockige Massen; wie herabstürzend in langen, schnurgeraden, weissen Lanzen gleichenden Linien aus geborstenen, einsturzdrohenden Himmeln . . . Doch immer ruhig, ruhig! Die Wälder waren so erstickt mit Schnee; die Zweige so überladen mit Schnee; der Schnee hatte Erde und Himmel so durchdrungen und erfüllt und so gänzlich von ihnen Besitz genommen; der Schnee hatte die echotönenden Felsen und Hügel so weich gepolstert und über und über verhüllt, dass jedweder Laut erstarben war. Der stärkste Sturm, der jähste Windstoss erweckten weder Seufzer noch Klage aus den schneebedeckten Wälder-

reihen. Da war kein Krachen der Aeste, kein Brechen des Unterholzes zu hören; die überladenen Tannen- und Fichtenzweige bogen sich und brachen ohne einen Laut . . . . . Das Schweigen war unendlich, unbegrenzt, vollständig.“

Und so geht es weiter. Das ist ergreifende, innerlichst fassende Zeichnungsmanier. Und dann in dieser aussergewöhnlich furchtbaren Oede, im Schneegrab das rettungslos verlorene Menschenleben. Es ist der Auswandererzug, im Schnee verirrt, in den Cañons d. h. den bergumschlossenen, nur von einer Seite zugänglichen, schluchtenartigen Bergthälern der Rocky-Mountains verloren, verhungert. Das Gemälde, das sich da in den zwei ersten Capiteln abwickelt, ist von furchtbar sprechender Realität, von erschreckender Gewalt und Frische des Tons, von einer innern und äussern Intimität, ich möchte sagen Sättigung der specifischen Farbe, wie sie zu den Seltenheiten zählt. Unbedenklich geht es in's Grauenhafte und Schreckliche über, und selten mögen wir mit gleich furchtbarer Nacktheit die bekannte Regel *ad oculos demonstrare* sehen, dass der Mensch zur Bestie wird, wenn alles Andere in ihm ausgetrocknet worden als der bloss animalische Instinct zu leben; und dazu kommt es leicht, wenn er nicht mehr zu essen hat, verhungert und erfriert. Dieser Dumphy und sein Weib, halb Wolf, halb Tiger, beide verständnissinnig sich ansehend mit dem schauderhaften Gedanken: wir wollen den und den unserer Leidensgenossen fertig machen, um ihn aufzufressen, — die fallen allerdings in's Capitel des abstossend Grässlichen, des Cannibalismus. Noch ein ganz kleiner Schritt weiter, und die Sache schlug um, wir ständen vor der Carricatur. Dürfen solche Scenen und Figuren überhaupt noch Gegenstand der bildenden oder schildernden Kunst sein? Aber — die Berechtigung

auch nur halb zugegeben — so hat Bret Harte mit Meisterhand gemalt. Alle die Jammergestalten sind nach Körper und Geist in sprechendster, lebensvoller Anschaulichkeit gehalten, die Scenerie von ergreifendem Realismus. Ich möchte sagen: da ist in Worten ein Seitenstück zu des grossen französischen Malers Géricault berühmtem Schiffbruchbilde: *le radeau de la Méduse*.

Zurück zu seinen kleinen californischen Sittenbildern.

Ich trete genau zerlegend, nach seiten der psychischen Eigenart des Aufbaues, der Sprachhaltung, Charakterdarstellung und Szenenzeichnung auf zwei Nummern ein, zwei Novelletten ganz geringen Umfanges, an denen wir aber füglich die volle charakteristische Eigenart des Autors abmessen können. Die beiden entfalten alle Vorzüge seiner schriftstellerischen Individualität.

Mit der einen hebt nach glücklicher Wahl die in zehn kleinen Bändchen erschienene deutsche Uebertragung seiner „Californischen Erzählungen“ an; eine bessere Einführung war kaum zu finden. Man hat sich so sehr gewöhnt „Das Glück von Roaring-Camp“, eine Erzählung, die wenig über einen Bogen stark ist, als die Perle seiner Geschichten aus dem Colonistenleben des merkwürdigen Goldlandes zu erklären, dass die Anschauung fast sanctionirte Form angenommen hat, öffentliche Meinung geworden ist. Sie hat vollen Grund, sofern sie nur nicht so weit geht, nun weiter gar keiner von seinen übrigen Productionen gleichen Schlags erlauben zu wollen, dass sie jener, die ohnehin zu den frühesten, schon im „Overland Monthly“ edirten des Autors zählt, an die Seite trete.

Wenn ich mich bei diesem Stück durch die begründet erfundene allgemeine Anschauung bestimmen liess, so bin ich umgekehrt in der zweiten Wahl ausschliesslich meiner indivi-

duellen Neigung gefolgt. Ich habe eine Nummer herausgesucht, die viel weniger von sich hat reden und schreiben machen. „Eine Christnacht im Sacramentothal“, wenig länger, verliert sich im neunten Buche unter den andern Skizzen, verdient aber vollkommen ebenso stark markirt zu werden wie Nummer Eins, entfaltet zumal allen psychologisch fesselnden Zauber.

Was in beiden Nummern thatsächlich vorgeht, ist nicht eben viel. „Das Glück von Roaring-Camp“ ist ein kleines Kind, das erste im wilden Goldgräberlager geborne, welches vermöge eines phantastisch - abergläubigen Vorstellungsprocesses, der sich in jenen ungeschulten Seelen vollzieht, zum Symbol des Glückes für die junge Colonie erhoben und das Instrument einer nach und nach fast instinctiv sich vollziehenden physischen und moralischen Reform wird, bis das Kind in einer grossen Fluth ertrinkt und sein besonderer Pflegevater beim fruchtlosen Rettungsversuch mit umkommt. Agens ist hier sonach die im primitiven Culturleben der Menschheit auftretende und bei diesen chaotischen Colonistenzuständen ganz gewöhnlich sich repetirende Phase, dass das Neugeborne eigentlich als Kind des Stammes gilt und in seine Gesamtpflege übertritt, zumal wenn wie hier keine Aeltern da sind. Die Mutter, das einzige Weib in dieser wunderlich aus dem Abhub aller Länder zusammengewürfelten Goldgräbergesellschaft, hatte wahrscheinlich den Vater ihres Kindes selbst nicht gekannt und war im Wochenbette verschieden.

Eigentlich weniger noch erzählt die zweite Nummer meiner Wahl. Es ist die Nacht vor dem Christtage; die Colonisten aus ihren weit zerstreuten Wohnungen haben sich zusammengefunden und bereden sich, einen Nachbar zu besuchen, der ein böses Weib und einen kranken Knaben



hat; und da kommen sie still unter einander überein, dass der Kräftigste unter ihnen einen geradezu verwegenen Ritt macht, auf dem er zu Pferd einen ausgetretenen Strom durchschwimmen und einen Raubanfall pariren wird, um dem kleinen Knaben ein Spielzeug einzukaufen und am Morgen des Christtages zu überbringen. Also eine Christfestfeier, wie sie immer an unser Herz spricht und wie auch Boz ein prächtiges Bildchen aus solcher gemacht hat.

Aus diesen einfachen Materien hat der Autor Alles gemacht, was ein Künstler ersten Ranges nur machen kann.

Nehmen wir gleich den Anfang von Nummer Eins. „In Roaring-Camp war grosse Aufregung. Eine Prügelei konnte die Ursache nicht sein; denn im Jahre 1850 war so etwas nicht neu genug, um die ganze Ansiedelung auf die Beine zu bringen. Nicht blos die Gräben und Goldwäschereien waren verlassen, sondern auch Tuttle's Schenkwirtschaft hatte ihre Spielteufel beigesteuert, die, wie man sich erinnert, ruhig ihr Spiel fortsetzten an dem Tage, wo French Pete und Kanaka Joe sich über den Schenktisch im Vorderzimmer gegenseitig eine Kugel durch den Kopf jagten. Das ganze Lager war vor einer rohen Hütte am äussersten Raum der Rodung versammelt. Man unterhielt sich in leisem Tone, aber der Name eines Frauenzimmers ward häufig genannt. Es war ein im Lager genugsam bekannter Name — „Cherokesen-Sally“. — Und in dem Styl weiter. Es ist ein volles Culturbild eigenster Sorte, lauter rohe und verwegene Gesellen, von einem unbekannten Etwas, gleichsam von der in dieser wilden Sippschaft noch nie erfahrenen Scheu vor einem neuen Leben erfasst, das da in ihre Kreise treten will, flüsternd und rathend in Gruppen vor der Thür der elenden Hütte herumstehend, in welcher die sündige Sally ihrer schweren

Stunde entgegenharrt, und nicht recht wissend, was thun oder reden. Sie lösen aber das Dilemma, wie natürlich von solchen Leuten, in categorisch practischem Sinn: „Geh' du doch 'mal hinein, Stumpy“, wandte sich an einen der Herumlungernden ein hervorragender Bürger des Lagers, der unter dem Namen „Kentuck“ bekannt war. „Geh' du 'mal hinein und sieh', was du thun kannst. Du hast Erfahrung in solchen Dingen.“ Vielleicht war die Wahl nicht schlecht getroffen. War doch Stumpy unter einem andern Himmelsstrich das muthmaassliche Haupt zweier Familien gewesen . . . Die Menge genehmigte die Wahl, und Stumpy war weise genug, sich der Majorität zu fügen. Die Thüre schloss sich hinter der improvisirten Wickelfrau, und das Lager liess sich draussen nieder, schmauchte seine Pfeife und erwartete den Ausgang.“ Die Scene, halb komisch, halb ergreifend, hat in ihrer unnachahmlichen Sonderheit einen seltenen Reichthum von Gemüth. Und vollends der Augenblick der Geburt eines Wesens, an dem ja doch Niemand ein besonderes Interesse haben musste: „Inmitten einer lebhaften Discussion kam ein Ausruf aus der Gruppe derer, die der Thür zunächst standen, und das Lager verstummte, um zu lauschen. Ueber dem Wiegen und Aechzen der Fichtenbäume, dem eiligen Rauschen des Flusses und dem Prasseln des Feuers hatte man einen scharfen, klagenden Schrei vernommen, — einen Schrei, wie er bisher im Lager noch nicht gehört worden. Die Fichten hörten auf zu ächzen, der Fluss liess nach zu rauschen, das Feuer zu prasseln, und es schien, als ob selbst die Natur ihre Thätigkeit unterbrochen hätte, um gleichfalls zu lauschen. Das Lager sprang auf die Füße wie ein Mann.“ Wie einfach und wie bewältigend! In den wenigen, aber voll aus der Natur und dem Herzen herausgelangten Strichen liegt eine

Art Grösse und Weihe, die Feier des Lebenden, der erwachten Menschenseele. — Und wie dann die ganze unbeholfene Gesellschaft in nicht geringerer Verlegenheit als zuvor, was nun mit dem noch unbeholfeneren neuen Weltbürger anfangen? wie ihn aufziehen? auf den wieder recht practischen Rath verfällt, zu dem einzigen weiblichen Wesen in der Colonie Zuflucht zu nehmen, zu einer Eselin nämlich, damit sie das Kindlein säuge; wie sie Queue machen, im Gänsemarsch eintreten, an der Lichterschachtel, in welcher das kleine neugeborne Ding eingepackt ist, vorbeidefiliren, ihre mehr oder weniger feinen Bemerkungen über das der Colonie zugefallene unscheinbare Geschenk machen, aber trotz Allem wiederum practisch nicht unterlassen, ihre Beiträge für die Waise in den nebenan gestellten Hut zu werfen, ja wieder mit der gleichen Scheu, fast Ehrfurcht dem Beispiel des Ersten in der Reihe folgend, der unbewusst bei seiner Reverenz vor dem kleinen neuen Leben den Hut abzieht: das ist Alles wieder so kennzeichnend, so lebenvoll und so intim! Die Bemerkungen und die Gaben, die da entfallen, sind gleich charakteristisch.

Uebrigens ist die ganze Gesellschaft zu interessant, als dass sie nicht vor unsern Augen Revue passiren sollte. Die kraftvoll anschauungsreiche Zeichnung, die unvergesslich dem Gedächtniss sich einprägende Typen zu schaffen versteht, malt die Leute folgendermaassen: „Die Gesellschaft zählte etwa 100 Männer. Einige von ihnen waren thatsächlich Flüchtlinge vor der Gerechtigkeit, ein paar Verbrecher, alle aber Menschen, die weder Grundsätze noch Gefahren kannten. In physischer Hinsicht deutete nichts von ihnen auf ihren Charakter und früheren Lebenswandel hin. Der grösste Gauner hatte ein Raphaelsgesicht mit einer Fülle blonder Locken. Oakhurst der Spieler zeigte

die melancholische, tiefsinnig träumerische Physiognomie eines Hamlet. Der kaltblütigste und muthigste Mann war kaum fünf Fuss hoch, hatte eine sanfte Stimme und schüchterne, verlegene Manieren. Der Ausdruck „brutale Kerle“, den man auf sie anwandte, war mehr eine Distinction als eine Definition. In kleineren Einzelheiten, wie Finger, Ohren, Zehen u. s. w. mag das Lager immerhin mangelhaft gewesen sein; aber diese geringfügigen Defecte thaten der gemeinsamen Kraft keinen Abbruch. Der stärkste Mann hatte nur drei Finger an seiner rechten Hand, der beste Schütze nur ein Auge.\* Das ist die Gesellschaft eines ursprünglichen Goldgräberlagers in den Bergen von Californien.

Und nun die hochinteressante psychische Entwicklung, in dieser befremdenden Welt wieder ein Räthsel zu den andern hinzu. Als Kentuck an die Schachtel tritt, wendet sich das Kind und greift nach seinem tappenden Finger. „Kentuck machte ein einfältiges und verlegenes Gesicht, und etwas wie Röthe suchte auf seinen wettergebräunten Wangen sich bemerkbar zu machen. „Die verdammte kleine Krabbe!“ sagte er, als er seinen Finger befreite, mit mehr Zärtlichkeit und Vorsicht vielleicht, als man ihn zu zeigen für fähig gehalten hätte. Er hielt den betreffenden Finger beim Hinausgehen ein wenig ab von den andern und betrachtete ihn aufmerksam. Diese Betrachtung rief dieselbe originelle Bemerkung in Bezug auf das Kind hervor. Es schien ihm Vergnügen zu machen, sie zu wiederholen. „Er krabbelte an meinem Finger,“ bemerkte er gegen Tipton, indem er das Glied emporhielt: „die verdammte kleine Krabbe!“ Und man beachte wohl: der Mann, der seinem ungewohnten, ihn selber einfältig verlegen machenden Zärtlichkeitsgefühl keinen feineren Aus-

druck zu geben weiss, tritt von dem Augenblick an, wo die Krabbe seinen Finger gepackt, in einen fast geheimnissvollen seelischen Rapport zu ihr, wird ihr Pfleger und Schützer mit einer auch wieder scheu und ungelenk sich versteckenden, aber geradezu mütterlichen Sorgfalt, wacht über das unschuldige Geschöpf Tag und Nacht und geht, als ob er nicht mehr ohne dasselbe leben möge, mit ihm, dem „Glück von Roaring-Camp“, in der Fluth unter. Ein Seelenzug von merkwürdiger Eindringlichkeit! Welch' tiefen Blick in's Gemüths- und Geistesleben einer eigenen Welt und Gesellschaft von unberechenbaren Nüancen eröffnet uns das Gebahren dieses Colonisten Kentuck: wie er in der ersten Nacht nicht schlafen kann, offenbar in Gedanken ununterbrochen bei dem jungen hilflosen Wesen, am Fluss auf und ab spaziert; mit affectirter Gleichgültigkeit ein Lied pfeifend, damit ja Niemand etwas von Empfindsamkeit an ihm herausspüre, wiederholt an der Hütte vorbeispaziert, endlich den Stumpy herausklopft, um ihn mit möglichst gleichgültiger Miene zu fragen, wie es geht, und auf die Antwort, es sei Alles in Ordnung, vor lauter Verlegenheit Nichts zu sagen weiss. „Eine Pause — eine verlegene Pause trat ein, während welcher Stumpy noch immer die Thüre festhielt. Dann nahm Kentuck seine Zuflucht zu seinem Finger, den er Stumpy unter die Nase hielt. „Krabbelte daran — die verdammte kleine Krabbe!“ sagte er. Darauf zog er sich zurück.“

Und nun fast ebenso wunderbar, wie die ganze Gesellschaft sich des armen Kleinen annimmt, ihn förmlich aufpäppelt, wartet und schmückt; wie vom ersten Momente dieser ungewohnten Thätigkeit und Sorge an eine unbewusste moralische Umwandlung, läuternd und zähmend, in diesen Urweltköpfen und -herzen sich vollzieht; wie die

rohen Gesellen, die bis dahin den Namen Gottes nie anders als profanirend genannt und sich darauf vorgesehen hatten, auch den Taufact des Kindes als Posse zu feiern, wieder fast unbewusst die Sache ernst und würdig nehmen und ihr „Tommy Glück“ (so heissen sie das Kind, und ein Glück wird es für sie) als geweihte Person ansehen; wie man anfängt erst die Hütte des kleinen Tommy eleganter auszustaffiren und dann an sich selber herumzulaboriren, die Hütten wohnlicher, Gesichter und Körper sauberer zu machen; wie der äussere Reinigungsprocess einen innern nach sich zieht, die Gefühle verfeinert, das Denken veredelt; wie das Schreien und Toben und rohe Reden nach und nach aufhören; wie mit den Blumen und Quarzstückchen und andern natürlichen Spiel- und Schmucksachen, die man dem Kinde bringt, ein vorher ganz ungeahnter Sinn für das Schöne und die Natur in die kindlich empfänglichen Herzen einzieht; wie auch die Arbeit doppelten Segen hat und reichlich lohnt, kurz, blühende Zeiten für Roaring-Camp anbrechen. Da kommt das Ende, und dazu lässt sich vollends Nichts sagen; wir müssen's mit den Worten des Autors wiederholen. Eine mächtige Wasserfluth ist hereingebrochen und hat auch die Hütte mit dem „Glück“ weggeschwemmt, und eben wollen die Colonisten beklommenen Herzens nach ihrem Liebling suchen, als ein Ruf vom Ufer sie zurückhält. „Es war ein Rettungsboot, welches stromaufwärts gerudert kam. Etwa zwei Meilen thalabwärts, erzählten die Leute, hätten sie einen Mann mit einem Kinde, beide fast völlig erschöpft, aufgelesen. Ob Jemand sie kenne, und ob sie hieher gehörten?

Es bedurfte nur eines Blickes, um ihnen zu zeigen, dass Kentuck da vor ihnen lag — grausam zerquetscht und zerschlagen, aber noch immer das Glück des Lagers

in den Armen haltend. Als sie sich über dieses seltsam geeinte Paar niederbeugten, sahen sie, dass das Kind kalt war und sein Puls aufgehört hatte zu schlagen.

Es ist todt, sagte Einer. Kentuck schlug die Augen auf. Todt? wiederholte er mit schwacher Stimme.

Ja, mein Junge, und auch du bist am Sterben.

Ein Lächeln erhellte die Augen des in den letzten Zügen liegenden Kentuck.

Am Sterben, wiederholte er, er nimmt mich mit sich, . . . . . sagt den Jungens, dass ich jetzt auf immer das Glück bei mir habe.

Und der starke Mann, sich anklammernd an das schwache Kind wie ein Ertrinkender an einen Strohhalme, trieb hinaus in jenes schattige Gewässer, das ewig dem unbekannten Ocean entgegenströmt.“

Das ist von bewältigender Einfachheit.

Ueber das zweite gewählte Beispiel darf ich nun etwas kürzer sein.

Wieder die gleiche feine Eindringlichkeit der Striche. Der Anfang führt uns das ganze Gebiet des Sacramentothals in einem alle Flüsse über die Ufer treibenden, Arbeit und Gewinn absolut hemmenden Winter vor; und die Ansiedlergesellschaft, die sich da am heiligen Abend des Jahres 1862 in Thompsons Schenkladen zu Simpson-Bar zusammengefunden, offenbar weil Keiner etwas Besseres auszusinnen wusste als hier mit einander zu rauchen und zu duseln, ist das lebendigste Bild des Taurig-Langweiligen, ungefähr gerade so bezeichnend, nur weniger betrübend, als wie Turgénjew seine Porträtköpfe aus dem Capitel des unsäglich Verkommenen und Verkümmerten herausgeschnitten hat. Das letzte Hülfsmittel der Unterhaltung ist allerdings mager genug, aber echt amerikanisch: „Glücklicherweise

war der grösste Theil der Bevölkerung in Thompsons Schenkladen vereinigt, wo die Anwesenden sich um einen glühendrothen Kachelofen drängten, an welchen sie schweigend spuckten — was vielleicht infolge einer abgeschlossenen Uebereinkunft geschah und eine Art gesellschaftlicher Unterhaltung war, die möglicherweise jeden Wortwechsel überflüssig machte.“ Aber furchtbare, tödtliche Langeweile! Selber der Professionsspieler Hamlin, eine bei Bret Harte beliebte und für die Gesellschaftselemente, mit denen er verkehrt, wesentlich charakteristische Figur, findet das Nest, in dem er durch glückliche Ausübung seines schweren Berufes bloß noch 50 Dollars gewonnen, im Grund unausstehlich: „Wenn man mich aufforderte, ein gemüthliches Landstädtchen anzugeben, wo ein Mann, der sich von der Welt zurückzuziehen wünscht und auf Geld nicht zu hohen Werth legt, seine Hand in Uebung halten könnte, so würde ich sofort Simpsons-Bar nennen. Aber für einen jungen Mann, der eine grosse Familie zu ernähren hat und ganz auf die Früchte seiner Arbeit angewiesen ist, lohnt es sich hier am Orte nicht.“ Des ehrenwerthen Herrn Hamlin Familie bestand nun allerdings durchweg aus Frauenzimmern, die über das Kindesalter hinaus waren.

Es ist eine Partie von urgemüthlich patriarchalischem Styl, wie der Alte (er heisst Dick Bullen) in die vom verschlafenen Gähnen müde Gesellschaft eintritt und sie zu einem Abendbesuch in seinem Haus einladet, und was da für Ueberlegungen und Manipulationen angebracht werden, bis der grosse Entschluss ausgeführt ist. Er ist offenbar ein Bischen beduselt, der gute Alte, sonst hätte er die Schrecken nicht vergessen, die sein geiziger Hausdrache bereit hält, wenn er Gesellschaft heimbringt. Auch ist das Intérieurbildchen, das sich da in der Küche zwischen den



zweiten abspielt, nachdem er seine Gäste vorsichtshalber vor der Hütte draussen hat warten lassen, eines der allerergötzlichsten. Wozu ein bedrängter Familienvater seiner schönern Hälfte gegenüber greift, wenn er keine neuen Rechts- und Entschuldigungsgründe mehr findet, bezeugt folgende liebenswürdige Erklärung des in die Enge getriebenen Mannes über seine geladenen Gäste: „Gewiss, Kind, du hast Recht! . . . Ja wohl, so ist es . . . natürlich sind sie das: eine Bande fauler, versoffener Tagediebe, und der Dick Bullen, das ist der ärgste von ihnen . . . Ein solcher Einfall, in ein Haus zu kommen, wo Krankheit herrscht und nichts zu essen ist . . . Das sagt' ich auch zu ihm — Bullen, sagt' ich, du musst sinnlos betrunken oder verrückt sein, dass du an so was nur denken kannst! . . . Staples, sagt' ich, ist denn das 'ne Manier, Staples! Sei doch vernünftig, komm doch nicht, um Lärm in einem Hause zu machen, wo kranke Leute d'rin sind! . . . Aber sie wollten absolut hieher . . . ganz absolut! . . . Aber kann man auch von solchem Gesindel etwas Anderes erwarten?“ — Die Sache wird um so ergötzlicher, als die lieben Gäste, die unterdess von dem kranken Söhnchen ganz still in's Haus eingelassen und mit dem Wenigen, was da ist, liberal bewirthet worden sind, die Liebenswürdigkeiten hören; die Antwort ist ein schallendes Gelächter. Offenbar aber erweist sich das drastische Mittel als das wirksamste, um den leidigen Knoten zu zerhauen; denn von dem Hausdrachen hören wir diesen Abend nicht mehr; er hat für gut gefunden, das Feld zu räumen und sich zu einer verwandten schönen Seele in der Nachbarschaft zurückzuziehen, gewiss um über die heillose Männerwelt loszuziehen.

In der Zeichnung des kleinen kranken Johnny und seines echt emancipirt selbstbewussten Gebahrens, das sich



auch aus der keifenden Alten gar nichts macht, hat der Autor wieder einmal die ganze Feinheit und zugleich Sicherheit einer mitten in's Seelenleben hineingreifenden Feder entwickelt. Er ist eine eigenthümliche Figur, dieser vorzeitig reif gewordene Junge, dessen Stimme schon frappirt: „Es war die Stimme eines kleinen Knaben, deren ursprünglicher feiner Klang durch die unnatürliche Heiserkeit ruinirt worden war, welche nur ein in zartem Alter begonnenes Landstreicherleben und die damit in Verbindung stehende Nothwendigkeit, vor der Zeit in Allem selbstständig aufzutreten, verleihen kann. Es war das Antlitz eines kleinen Knaben, welches zu ihnen emporblickte — ein Antlitz, welches hübsch, ja sogar schön und edel hätte sein können, wenn es etwas sauberer, kindlicher und weniger leidend gewesen wäre.“

Die Situation, wie der alte halb whisky- und halb schlafrunkene Vater doch sorgend am Bette seines Söhnchens sitzt, das nicht einschlafen kann, ohne seine Hand festzuhalten; wie er sich nicht zu rühren wagt, um den kleinen Kranken nicht zu stören; und wie die andern scheinbar rohen Gesellen nicht blos mit einer Feinfühligkeit, die oft in unsern raffinirten Culturländern nicht getroffen wird, in aller Stille vom lärmenden Gelage sich wegschleichen, sondern eine schöne That verabreden: das Alles hat etwas ungemein Rührendes. — Der Ritt auf der tollen Stute, über den zum Strom angeschwellenen Klapperschlangenfluss und zurück, als Episode das Abenteuer mit einem Strassenräuber, der dem hochherzigen Reiter den rechten Arm zerschmettert, hat etwas geradezu Heroisches; er erinnert stark an Schillers berühmte Ballade „Die Bürgschaft“. Das Ende ist ergreifend; wie am Christsonntagmorgen Dick triefend, halb nackt und halb ohnmächtig, mit zerschossenem Arm

und seinem geretteten Spielzeug eintritt, den Knaben und den Alten noch schlafend findet und seine Siebensachen auskramt: „Da ist etwas in dem Packet für Johnny,“ sagte er mit schwacher Stimme. „Nimm's, ich kann nicht . . .“

Der Alte schnallte ihm das Packet ab und legte es vor den erschöpften Mann.

„Mach' auf, schnell, schnell!“

Er that es; aber die Finger zitterten ihm. Es enthielt nur etwas armseliges Spielzeug — alles wohlfeil und plump, aber strahlend von Flitter und hellen Farben. Eines von ihnen war zerbrochen; ein anderes war, fürcht' ich, durch Wasser unheilbar beschädigt; und auf dem dritten, ach, auf dem dritten befand sich ein grausamer Blutfleck!

„Sehr glänzend nimmt es sich gerade nicht aus, he?“ stotterte er kleinmüthig. „Aber es ist das Beste, was wir finden konnten . . . Nimm den Kram, Alter, und steck ihn ihm in die Strümpfe und sag' ihm' . . . sag' ihm . . . du weisst ja . . . Halt mich fest, Alter!“

Der alte Mann griff nach der erschöpften Gestalt, welche langsam zu Boden sank.

„Sag' ihm,“ sprach Dick mit schwachem Lächeln, „sag' ihm, Sante Klaus sei hier gewesen.“

. . . Und so kam Sante Klaus, mit Schmutz und Blut befleckt, zerlumpt, ungekämmt und mit einem zerschossenen Arme nach Simpsons-Bar, um auf der Schwelle des ersten Hauses ohnmächtig niederzusinken.

Die Morgensonne des Weihnachtstages folgte langsam nach, die fernen Bergzinnen mit rosenfarbener, unendlich liebevoller Wärme berührend. Und sie schaute so zärtlich auf Simpsons-Bar herab, dass der ganze Berg, als wäre er bei einer edlen That überrascht worden, bis zu dem höchsten Gipfel erröthete.“

Das sind Züge des Menschenherzens, die man nicht vergisst; das ist gross und so einfach wahr; Erfahrungen dieser Art mögen über viel Trauriges und Kleinliches, das unserer Rasse anklebt, tröstend herausheben.

In die schwer ernsten Striche hinein wirft Bret Harte mit Vorliebe, wie das jeder echte Menschenzeichner thut, die komisch-satyrischen; und auch da trifft er mit kurzen Worten den Nagel auf den Kopf. Dahin zählen die doppelten Ehestandserfahrungen des Alten, die nicht besonders ermunternder Natur sind. Mit einem ersten Weibchen, das zart, hübsch und klein war, hat er insofern Pech gehabt, als sie auch Andern und Andere ihr gefallen; und die zweite, die seine Köchin gewesen, treu, robust und kampf-lustig, tyrannisirt ihn. Es ist ungemein tragi-komisch, wie ihm jenes feine Ding mitgespielt, bis er einmal die ganze Gemeinde einladet, um sich von der Untreue seiner Schönen zu überzeugen. Und nun: „Die Gesellschaft kam, fand jedoch das verschämte kleine Weibchen still und ruhig mit seinen häuslichen Pflichten beschäftigt, weshalb man beschämt und verwirrt wieder abziehen musste. Aber das feinfühlende Frauchen hatte Mühe die Erschütterung zu verwinden, in welche sie diese brutale Beschimpfung gebracht hatte. Nur sehr schwer gewann sie so weit ihre Fassung wieder, um ihrem Liebhaber aus dem Schranke herauszuhelfen, in welchen sie ihn versteckt hatte, und dann mit ihm davonzulaufen. Als Tröstung hinterliess sie dem verlassenen Gatten einen dreijährigen Knaben . . . .“ Es scheint mir, die Situation sei so einfach als möglich und ganz nett gezeichnet. — Aehnlich in andern Stücken andere Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse, wie etwa des Vaters zu dem misstrathenen Sohn, mit höchst charakteristischer Komik und prächtigem Humor. Es ist das

Leben, wie sich's leibhaftig macht. Es ist ein so intensives Spiel der Leidenschaften und Gemüthsbewegungen in diesen seltsamen, man möchte sagen elementaren Naturen, dass wir unwillkürlich frappirt, angezogen und auch erschüttert werden. Wunderliche Leute, fast unerklärliche Regungen der Menschennatur! Man nehme unter Dutzenden etwa eine Gestalt wie die, welche da unter der ganz passenden unpersönlichen Bezeichnung „Tennessee's Compagnon“ aufgeführt ist. Eine Freundschaft, von deren Motiven und deren Macht wir auch kaum die blasse Ahnung haben. Auch als Tennessee seinem gutmüthigen Gefährten die Frau entführt und nach einiger Zeit ohne dieselbe, die wieder einem Andern zugelächelt hat, zurückkehrt, beeinträchtigt das die Freundschaft in keiner Weise; und als dann Tennessee, ein Spieler und Dieb, gehängt wird, fängt der treue Genosse an hinzusiechen und stirbt bald, als habe er mit jenem Gefährten seine Lebenswurzeln verloren. — Oder man nehme in einer andern Nummer jene Mutter, eine Verlorene, Prostituirte, die ein reines Mädchen, welches Lehrerin ist, knieend um Aufnahme und Erziehung ihres Kindes bittet und dabei offen sagt: „Ich weiss, was ich bin; aus dem Sumpfe kann ich nicht mehr heraus; bei mir würde mein Kind nichts Gutes hören noch sehen, aber es muss gerettet werden. Nimm es, du Reine, und sei seine Mutter! Geld hab' ich genug, und es soll dein sein!“ Bei Gott! auch in diesem Vorgehen liegt eine Grösse, der wir uns beugen, wir müssen es. Das ist kein gewöhnlich Thun, keine alltägliche Geisteshaltung! — Ein drittes Beispiel: Jene Kokette („Miggles“), die einem tollen Lebemann all' sein Geld abgenommen. Da wird er eines Tages zu ihr gebracht, vom Schlage getroffen oder sonstwie eingesunken, zusammengeschrumpft, ein Geschöpf ohne alle

Kraft der freien Bewegung und des Lebens, ganz genau eine Gestalt, wie Turgénjew eine ähnliche geschaffen unter dem auf's Wort passenden Titel: „Eine lebende Mumie“. Und was thut jene leichtfertige Sünderin, das verlorene Weib? Sie verkauft für den armen Jim (so heisst der Unglückliche) ihr Geld bringendes Geschäft, legt ihr ganzes auf krummen und geraden Wegen zusammengescharstes Hab und Gut in ein einsames Gehöft hinein, zieht sich dahin zurück, gänzlich von der Welt abgeschieden, und lebt da lange, lange Jahre als Samariterin, bis an seinen Tod mit rührender Sorgfalt den Unglücklichen pflegend.

Miggles ist eine der eigenartigsten, seltsamsten Productionen des Autors, ein bis zum Bizarren hinüberstreichendes Gebilde. Die ganze Scenerie ist so charakteristisch: wie die achtköpfige Postgesellschaft sammt Kutscher und Conductor, da sie wegen überschwemmter Strasse nicht weiter kann, an einem einsamen verrammelten Gehöfte Halt macht, um ein Unterkommen für die Nacht zu suchen, auf den um Einlass bittenden, in allen Tonarten und Varianten repetirten Ruf „Miggles“ nichts als das höhnende Echo zur Antwort bekommt, dann aber mit Gewalt eindringt und nun in einem wunderlichen halb erleuchteten Gemach auf eine noch wunderlichere Gestalt stösst, ein höchstens halb-lebendiges Wesen, ein Unicum. Nicht minder überraschend ist die kecke und gerade Art, wie die rückgekehrte Herrin des Gehöftes, ein noch schönes junges Weib, sich der fremden Gesellschaft präsentirt; es sieht Alles so halb und halb wie eine verzauberte Welt aus: die Mumie, ihre grossmüthige Pflegerin, der halberwachsene Bär als Wachthund und die Elster als Rhetor, — und alles das so weltabgeschieden, so im eigenen stillen Seelenfrieden ruhend — ein in seiner Art einziges Idyll.

Man nehme endlich „Die Verstossenen von Poker-Flat“ — Es ist eine Anzahl Männer und Weiber, der Ausschuss aus dem Ausschusse der menschlichen Gesellschaft, Personen, die selbst in jenen rohen Zuständen eines gährenden Chaos zu wild, zu verderblich, zu corrumpirend erscheinen und deshalb hinausgestossen worden sind: Diebe, Spieler, unter Umständen Mörder, verworfene Weiber! Und gleichwohl als die eine Woche oder länger ohne Obdach Umherirrenden im furchtbaren Schneesturm begraben liegen und darin umkommen, wie treu, wie gemüthvoll, wie aufopfernd schliessen sie sich zusammen! Gross, ruhig und einfach gehen sie unter! Schaut nur auf das leichtfertige Weib, das aber hier, in seinen letzten Lebenstagen, die letzten Bissen Brod sich abspart und weglegt, um ein reines Mädchen an ihrer Seite zu erhalten! Unter ganz denselben Umständen das erhebende psychische Gegenstück der oben berührten gleichartigen Anfangsscene aus „Gabriel Conroy“, die Hoheit in der untergehenden Menschennatur!

Und gross, zum Bewundern ist die Feinheit der seelischen Zeichnung. Geradezu rührend, von feierlicher Ergriffenheit die ganze Geschichte von Roaring-Camp, die ich oben berührt habe. — Und kurzweg gemüthlich bewältigend jene oben ebenfalls näher angeführte Scene, wie ein Colonist den fast lebensgefährlichen Ritt in die ferne Marktstadt wagt, nur um dem kranken Söhnchen des Nachbarn als Festgeschenk ein paar elende Spielsächelchen heimzubringen.

So ist's allgemein eine ganz unberechenbare Welt, Kreise und Charaktere und Erscheinungen; eine Welt, für die unsere kühl geregelte Organisationsform uns keinen Begriff mehr zu geben vermag. Wir müssen all' unsere gewohnten Civilisationsvorstellungen und die Abschwächung, die nothwendig mit dieser verfeinerten Cultur in's Leben

und die Gemüther hereintritt, vollständig ablegen, vergessen, um jene fremdartig urweltlichen Naturen zu begreifen. Eine ungemein reiche Reihe der unberechenbarsten Charaktere; Gemüthsentwickelungen, für die wir geordnet eingeschachtelten Menschen gar kein Maass haben. Es ist ein buntfarbigstes Kaleidoscop, immer wechselnd und doch von imposant einheitlicher Grösse des Eindrucks. — Eine einzige Figur ist bei ihm förmlich stehend, durch fast alle Geschichten: der bramarbasirende Oberst Starbottle, ein Held im Frieden, ziemlich stark aufschneidend und nicht übel eingebildet, im Uebrigen gutmüthig und unschädlich.

Compositions- und Ausdrucksweise des Amerikaners sind plastisch packend, fest, bestimmt, kurz, einfach, in scharfen Strichen abgemessen, eindringlich wie nur etwas sein kann, immer das sagend und treffend, was er gerade will, mitten in's Wesen, in's Herz der Dinge hineinlangend, sei's die eigen bewegte Menschenseele, sei's die wilde und milde Natur in ihren grossartigen und lieblichen Scenerien. Nicht die Spur von jenen langweiligen Einleitungen, die sich sonst bei den grössten Häuptern des Fachs, selbst bei W. Scott ermüdend hinschleppen. Wenn irgend Einer, so wirft uns Bret Harte gleich mit dem ersten Strich mitten in's Getriebe der Handlung hinein, markant und genial. — So hebt die eine seiner Skizzen an wie folgt: „Sein Name war Fogg, David Fogg. — Er kam im Jahre 1852 im „Fliegenden Kakadu“ mit uns nach Californien. Ich glaube nicht, dass es aus Lust an Abenteuern geschah. Wahrscheinlich wusste er nicht, wohin er sonst gehen sollte.“ — Eine zweite mit folgenden Worten: „Zeit: das Jahr des Heils 1799. Ort: Morristown in Jersey. — Es war bitterlich kalt. Der vom Morgenthau gebildete Schmutz war von dem Nordostwind verhärtet worden, so dass man in



seiner Kruste die Geschichte des Tagesverkehrs lesen konnte: Hufspuren der Cavallerie, tiefe Furchen der Gepäckwagen, und noch tiefere, von der Artillerie herrührend. Alles lag steif und starr im scheidenden Licht eines Apriltages.“ — Oder eine dritte: „Er hat immer geglaubt, dass es Schicksal gewesen sei. Jedenfalls hätte nichts so unvereinbar mit seinen Gewohnheiten sein können, als an jenem Mitsommern morgen bereits um sieben Uhr auf die Plaza hinaus zu gehen. In dieser Jahreszeit — und überhaupt in jeder Jahreszeit — bekam man sein farbloses Gesicht vor zwei Uhr Nachmittags nur selten auf einem öffentlichen Platz in Sacramento zu sehen. Wenn er in spätern Jahren auf die Ereignisse seiner wechselvollen Lebensperiode zurückblickte, gelangte er mit der charakteristischen Philosophie seines Gewerbes (der so Eingeführte ist Professionsspieler) stets zu dem Schlusse, dass es Schicksal gewesen sein müsse.“ —

So geht es fort, dutzendfach, in überraschendster Eigenart, mit immer andern, markanten, lebenvoll springenden Varianten. Das einmal führt er uns das Innere einer Postkutsche mit ihren verschiedenen Insassen vor; das anderemal eine trostlos verschlafen dreinschauende Schänke im traurigsten Anblick, nämlich im dämmernden Lichte des Tagesgrauens; oder ein Telegraphen- und Postbüro, ein Redaktionszimmer; alles Orte, wo man von den Leuten, ihren Manieren, unter Umständen auch ihren Geheimnissen hört und sieht. Mit Vorliebe wirft er gleich in den ersten knappen Strichen eine ganze Charakterzeichnung der Hauptperson hin, vom blossen Namen, der Kleidung, den Gebräuchen oder einem hervorragenden Zuge der Vergangenheit seiner Personen abgeleitet; oder er wirft uns mitten in die belebte Action hinein. Es genügt schon, wenn er nur etwa so anfängt:

„Sandy hatte stark getrunken. Er lag unter einem Azaleenstrauch ganz in derselben Verfassung, in welcher er vor einigen Stunden dort hingesunken war.“ Und es ist ganz gewiss ingeniös, wenn er die amüsante Geschichte eines jungen Bären so anhebt: „Es war in einem kleinen Goldgräberlager der californischen Sierra's, wo ich ihn zuerst in seiner ganzen grotesken Lieblichkeit kennen lernte.“ Oft und gern stellt er auf recht eigenthümliche Geisteszustände ab, Sonderbarkeiten, Narrheiten, eigensinniges Gebahren; er hat deren recht interessante Beispiele und seltsame Exemplare von Geschöpfen Gottes (man sehe „Mliss“, „Der Mann am Strande“, „Prinzessin Bob“ und Andere).

Zuweilen befällt ihn die Laune, die bizarrsten Erfindungen und Compositionen aufzuführen, und er bemeistert sie. Eine Nummer bringt die auf's Ende des Jahrhunderts verlegte Vision vom Untergang der Stadt San Francisco und dem, was im Meergrund unten von ihr aufgefunden worden, mit stark schalkhaftem Humor. Noch launiger die andere Phantasie, wie ein Makler, den der Teufel gefangen und auf Abrede hin eine Zeit lang freigibt, nun umgekehrt pfffig den Teufel fängt, und zwar — es ist begreiflich, dass da auch der Teufel anbeisst! — mit dem unwiderstehlichsten Lockmittel der Welt — einem Gründungsproject. Der Schelm und Schalk guckt da dem Autor aus jeder Ritze heraus, wenn er das prächtige Phantasiestück in's Mittelalter versetzt. Wohl das höchst Excentrische nach dieser Richtung ist der Traum von einem nebelhaften Geisterschiff; er macht einen nicht weniger abenteuerlichen Eindruck als Turgénjews ganz unerklärliches Seitenstück „Visionen“. Wir können nur die fast grotesken Phantasiesprünge bewundern. — Wieder eine andere Façon in der Skizze „Sylvesters Kindchen“; das Kindchen ist nichts Anderes

als ein gezähmter junger Bär, der allerlei Spektakel und Unfug anstellt. — Dann und wann fällt es ihm ein, gerade wie dem grossen russischen Meister, kurzweg Geschichten ohne Inhalt hinzumalen, blosse Bilder und Federzeichnungen. So „Einsame Fahrt“ oder „Mein Freund der Landstreicher“. In letzterem Stück spielt ein liebenswürdiger Taugenichts, der vollständig des Pinsels eines Murillo würdig wäre. — Dafür wirft er uns dann anderemale in gewaltsam springende Handlung von raschester Entwicklung hinein. Das Eine passt ihm wie das Andere — sein Genie ist in alle Sättel gerecht.

Verehrteste! Es gibt Zeiten, gibt Stimmungen des Herzens, wo es uns treibt weit, weit hinaus in unbekannte Fernen. Wie wir von Zeit zu Zeit den Wanderstab ergreifen müssen, um neue Naturgebilde, andere Menschen und Culturformen zu sehen, so will auch die Phantasie ihr Recht; sie fängt an zu träumen, sie schweift hinaus in's Unbegrenzte, Unbekannte. Wenn dieses Sehnen in Ihnen aufsteigt, wenn es Sie drängt, wenn Sie sich bedrückt fühlen von den engen Schranken des Alltagslebens und ihnen entfliehen wollen: dann mögen Sie sich Bilder holen aus jenen seltsamen, mit wunderlichem Zauber umwobenen Regionen, die selbst der Neu-Engländer als den fernen Westen (the far-west) bezeichnet und die nach den physischen wie psychischen Lebenserscheinungen uns fast wie ein Wunderland entgegentreten; dann lesen Sie Bret Harte! —

---

# Beaumarchais.



VORTRAG,

gehalten im Bernoullianum in Basel,

von

**Dr. Stephan Born,**

Professor an der Universität Basel.



**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1881.

.....  
**Schweighauserische Buchdruckerei.**

Im neunzehnten Buch von „Wahrheit und Dichtung“ erzählt Göthe die Geschichte seines Trauerspiels Clavigo. Es war im Sommer 1774. In den geselligen Zusammenkünften seiner Frankfurter Freunde und Freundinnen wurde beschlossen, es solle alle acht Tage geloost werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wunderbarer Weise fiel Göthe dreimal nach einander dasselbe Mädchen Anna Sibylla Münch als Frau zu. Es wurde in der Gesellschaft jedesmal etwas vorgelesen.

Einmal las Göthe das vierte *Mémoire* Beaumarchais' gegen Goezmann, worin seine Begegnung mit Clavigo erzählt wird. Da meinte seine liebe Partnerin, wenn sie seine Gebieterin und nicht seine Frau wäre, so würde sie ihn ersuchen, dieses *Mémoire* in ein Schauspiel zu verwandeln. „Damit du siehst, meine Liebe,“ antwortete er, „dass Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt sein können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen.“

Und er hielt Wort. Sein Stück gewann nicht nur den Beifall seiner angeloosten Frau, die niemals seine wirkliche Frau werden sollte, es erhielt sich auch bis auf den heutigen Tag auf dem deutschen Theater. Beaumarchais wurde damit eine Bühnenfigur, die uns allen bekannt ist. Der Dichter stellte ihn uns dar, wie sich der heissblütige Franzose selbst in seinem *Mémoire* gegeben. Zu der grossen



Scene zwischen dem rächenden Bruder und dem schwachherzigen Clavigo hat er fast wörtlich Beaumarchais' Erzählung benutzt.

Zwölf Jahre später schuf Mozart die „Hochzeit des Figaro“, noch später entzückte uns Rossini mit dem „Barbier von Sevilla“. Der Name Beaumarchais ist der Unsterblichkeit gesichert, auch wenn die beiden Lustspiele, die zu den eben genannten komischen Opern den Text geliefert, von der französischen Bühne einmal verschwinden, was so bald nicht zu befürchten ist.

In der Geschichte der Weltliteratur nimmt der Dichter des „Barbier“ und der „Hochzeit des Figaro“ einen dauernden Platz ein, denn er hat unvergängliche Typen geschaffen: Figaro, Bartolo, Basilio sind Figuren, die ganze Menschenklassen kennzeichnen und doch nirgends einen Doppelgänger antreffen. Ein Jeder von uns ist ihnen im Leben begegnet und Niemand kann sagen, es sei dieser oder jener von den Menschen, die wir kennen.

Aber Beaumarchais ist eine Erscheinung, die nicht nur den Litterarhistoriker interessirt, sondern den auch kein Geschichtsschreiber des achtzehnten Jahrhunderts ignoriren darf. Er verkörpert in sich allein einen wesentlichen Theil des Lebens seines Zeitalters, seine Geschichte ist ein grosses Stück der Geschichte seiner Nation, er ist selber ein so ausgesprochener Typus wie sein „Figaro“; einfach in den Grundlinien und zugleich durch tausend und tausend kleine Züge eine so scharf ausgeprägte Persönlichkeit, dass das Studium seines Charakters uns ewig durch neue Seiten überrascht.

War Beaumarchais ein Dichter? Wer wollte es leugnen? Sein Leben aber ist nichts weniger als das eines Dichters. Das Aufregendste und Ergreifendste, dessen wir

uns aus den Biographien unserer geplagtesten deutschen Poeten erinnern, ist, wie Heine sagen würde, nur „der Morgentraum einer Operntänzerin“ im Vergleich zu dem, was Beaumarchais erlebte. Er war eben nicht bloß ein Dichter. Er war Uhrenmacher, Harfenspieler, Musiklehrer, geheimer Agent, Höfling, schwindelhafter Projectenmacher und Speculant, Richter, Schiffsrheder, Kriegs-Lieferant, Politiker, Pamphletist, der Autor von Rührstücken und von den ausgelassensten Comödien, ein Processirer vom Knabenalter bis in den Tod, heute vielfacher Millionär, morgen ein Bettler, aller Ehren verlustig erklärt, und von Prinzen und Prinzessinnen, von der Königin und dem König bevorzugt und beschirmt, rücksichtslos gegen seine Feinde, das beste, das aufopferndste Herz nicht nur seinen nächsten Verwandten, auch Fremden gegenüber, in tausend colossale Unternehmungen verwickelt und ewig heiter, ewig sorglos; während er einen Contract mit einem Kriegslieferanten unterzeichnet, mit dem Dichten eines Liebeslieds beschäftigt; ein Mensch, dem die Empfindung des Verzagens oder Verzweifeln in den allerkritischsten Augenblicken seines vielgewürfelten Daseins fremd geblieben; ein Abenteurer, ein Streber, ein Gründer in der verwegensten Bedeutung des Wortes und dabei doch stets ein Gentilhomme.

Ich sagte ein Gründer. Dem Wort wird wohl mit Unrecht eine unliebsame Bedeutung beigelegt. Gar selten ist ein Poet ein Gründer; ein wahrer Gründer aber ist immer ein Poet, denn ohne schaffende Phantasie bleibt er nur ein armseliger Speculant. War Beaumarchais ein Poet, weil er ein Gründer war, ein Gründer, von dem ein Strousberg noch Vieles lernen könnte? Vielleicht. Immerhin war er eine reiche, kräftige Natur, ein Mann, der wie selten Einer sich niemals durch den Willen Anderer bestimmen liess,



der sein Leben stets selber gestaltete. Das war es auch, wodurch er seinen Zeitgenossen imponirte. An Genie waren ihm Manche überlegen, an Willensstärke und Ausdauer wenige. So bleibt er auch uns noch bedeutend.

Am 24. Januar 1732 wurde er in Paris geboren. Sein Vater André-Charles Caron hatte in Folge der Revocation des Edictes von Nantes dem Protestantismus entsagt. Er war Uhrenmacher und erzog seinen einzigen Sohn Pierre-Augustin Caron wie seine fünf Töchter im Catholicismus. Es hatte sich aber etwas vom alten unabhängigen Geiste der Hugenotten auf diese Familie vererbt. Charakteristisch für alle Mitglieder derselben ist ein ungestümer Drang, die engen Schranken kleinbürgerlichen Daseins zu durchbrechen, sich über die gemeine Mittelmässigkeit zu erheben, sich auszuzeichnen. Der Bildungsgrad der Familie steht hoch über dem Niveau bürgerlicher Familien jener und selbst unserer Zeit. Die Briefe des Vaters, der Töchter, der jüngsten besonders, welche Julie hiess, überraschen durch einen Reichthum des Inhalts, eine Anmuth der Form, eine Weite des geistigen Horizonts, die aus ihrer gesellschaftlichen Stellung sich nicht erklären lässt.

Im Alter von 13 bis 18 Jahren erscheint uns Beaumarchais als ein Milchbruder des schelmischen Pagen, den er in der Hochzeit des Figaro uns vorgeführt. „Die schönen Frauen,“ schreibt der frühreife Knabe an eine seiner Schwestern, „verursachen mir so viele Leiden.“ Der Vater hatte ihn aus dem Hause schicken müssen und er nahm ihn nur unter der Bedingung wieder auf, dass er schriftlich erklärte, eine Reihe ihm auferlegter Pflichten pünktlich erfüllen zu wollen. „Er sollte die ihm von Gott verliehenen Gaben,“ gebot ihm der Vater, „dazu verwenden, dass er ein berühmter Uhrenmacher würde und die unnütze Musik für immer aufgeben.“

Gerade die Musik, eine der vielen Leidenschaften des Jünglings, sollte ihm bald darauf zu seinem Glücke verhelfen. Für's Erste warf er sich jedoch mit Eifer auf die Uhrenmacherkunst und im Alter von 20 Jahren hatte er ein neues Echappement erfunden. Ein damals berühmter Uhrenmacher wollte die Erfindung des jungen Beaumarchais, der ihm sein Werk gezeigt, sich aneignen. Dieser verklagte ihn bei der Academie der Wissenschaften und gewann seinen Process. Damit hatte er die öffentliche Aufmerksamkeit rühmlichst auf sich gelenkt. Er wurde Uhrenmacher des Königs, Hoflieferant, machte eine Uhr für einen Ring der Frau von Pompadour, andere für die Töchter des Königs.

Wie es kam, dass nun eine schöne Frau ihn in ihren Zauberkreis zog, das brauche ich hier nicht zu erzählen. Als sie ein Jahr darauf ihren alten Mann verlor, vermählte sie sich mit dem jungen Caron und kaufte ihm ein Hofamt, welches darin bestand, dass ihr angebeteter Gatte mit dem Degen an der Seite an Seiner Majestät Ludwigs XV. Tafel das Fleisch auftrug.

Erst fünf Jahre später, im Jahre 1761, hatte es der junge Caron so weit gebracht, dass er für die Summe von 85,000 Franken sich den Titel eines Secretärs des Königs kaufen konnte. Mit diesem Titel war aber der persönliche Adel verbunden, so dass er von nun an seinen Namen Caron mit dem des Lehengutes seiner Frau verbinden und sich mit vollem Rechte Caron de Beaumarchais nennen durfte.

So tief war die französische Monarchie damals gesunken, dass sie, um ihre leeren Cassen zu füllen, auf die Eitelkeit der Menschen speculirte, mit einem leeren Hofamt das Adelsdiplom verkaufte. Bei Caron de Beaumarchais war es nicht gerade Eitelkeit, die ihn veranlasste, sich einen

aristokratischen Titel zu erwerben; er wollte steigen auf der gesellschaftlichen Leiter, etwas bedeuten in dieser Narrenwelt, es sollte ihm Niemand den Weg verlegen können zu Reichthum, zu Ehren und Anerkennung. Um im Leben sich leichter durchschlagen zu können, erwarb er sich die Waffen, ohne die im achtzehnten Jahrhundert ein Sieg auf der grossen Rennbahn der Kämpfenden nicht leicht zu erreichen war, er erwarb sich den Adel. Dass er sich durch sein Diplom für etwas mehr gehalten hätte als andere Sterbliche, dazu besass er zu viel Geist. Als ihn zwölf Jahre später der Richter Goezmann höhnisch auf seine bürgerliche Herkunft hinwies, antwortete er ihm scherzend: „Mein Adel ist mein Eigenthum, ich habe ihn daheim auf gutem Pergament, mit dem grossen gelben Staatssiegel darauf, er beruht nicht wie der Adel anderer Leute nur auf einer mündlichen Zusage, einem hohen Versprechen; mein Adel ist unbestreitbar, ich kann die Quittung darüber vorweisen!“

Er verlor seine Frau nach einjähriger Ehe. Der Umstand, dass sie ihrem ersten Manne, einem Greis, so schnell in's Grab gefolgt, war an sich nicht auffällig und wurde deshalb Anfangs kaum beachtet. Als sich aber Beaumarchais später von einer Schaar Neider verfolgt sah, da zischelte man von Vergiftung, im achtzehnten Jahrhundert etwas Alltäglichem; und als er nun gar durch ein unglückseliges Verhängniss auch seine zweite Frau verlor, sah er sich Feinden gegenüber, die das Heiligste nicht achteten; ja die Verläumdungen nahmen eine so ernste Maske an, dass er sich zu einer öffentlichen Vertheidigung genöthigt sah und dabei das Zeugniss anrief der vier Aerzte, die seine erste Frau, und der fünf Aerzte, die seine zweite Frau behandelt hatten. Es wurde ihm zugleich der Nachweis nicht schwer,

dass beide Ehen, anstatt ihn zu bereichern, ihn vielmehr ruinirt hatten.

„Die Verleumdung,“ sagt Basilio; „o Ihr wisst nicht, was sie vermag. Ich habe die redlichsten Leute gekannt, die schmachvoll von ihr erdrückt wurden. Die platteste Bosheit, das Entsetzlichste wie das Dümme glauben Euch die Müssiggänger einer grossen Stadt, wenn Ihr die Sache nur recht anfangt. Erst ein leises Gerücht, das wie die Schwalbe vor dem Gewitter am Boden hinstreift, *pianissimo* murmelt und zischelt und forteilt und überall auf seinem Wege ein vergiftetes Wort fallen lässt. Der eine Mund liest es auf und *piano* raunt er es Dir geschickt in's Ohr. Das Uebel ist gethan, es keimt, es kriecht, es wandert und *rinforzando* geht es von Mund zu Mund und rennt jetzt wie der Teufel. Dann plötzlich, man weiss nicht wie, richtet die Verleumdung sich empor, bläht sich auf, schwillt an, eh' Ihr Euch dessen verseht. Sie schwingt sich auf, fliegt hierhin, dorthin, umwirbelt, umfasst Euch, reisst Euch mit fort, brüllt donnernd los und wird mit des Himmels Beistand zu einem Allerweltsgeschrei, einem öffentlichen *crescendo*, einem allgemeinen Chorus des Hasses und der Verachtung. Wer Teufel mag dem widerstehen?“

Der Tod einer jeden seiner zwei Frauen verwickelte ihn in lange Processe. Ueber einen derselben werden wir noch sprechen müssen.

Doch wie war er zu seinem grossen Reichthum gekommen? Nicht durch die Freigebigkeit der Töchter Ludwigs XV., *mesdames de France*, wie sie genannt wurden. Sie hatten erfahren, dass der junge Beaumarchais vortrefflich die Harfe spielte und die armen Prinzessinnen, die am Hofe ihres sittenlosen Vaters sich mit kirchlichen und musikalischen Uebungen die Zeit vertrieben, liessen den jungen

Beaumarchais kommen. Prinzessin Adelaide spielte sämtliche Instrumente, sogar das Waldhorn und die Maultrommel; das hinderte nicht, dass sie und ihre Schwestern sich königlich langweilten. Beaumarchais hatte ihr in früheren Tagen eine Uhr gemacht, jetzt war er bei Hofe, trug auf silberner Schüssel das Fleisch an Seiner Majestät Tafel auf, und benahm sich dabei wie ein geborner Cavalier. Aber, wie gesagt, er spielte auch die Harfe und er musste nun den Prinzessinnen Unterricht auf diesem Instrument geben. Er gefiel, machte sich unentbehrlich, organisirte die wöchentlichen kleinen Familienconcerte der hohen Damen, wobei der König, der Dauphin, die Königin Maria Leszczyńska erschienen.

In diesem Kreise natürlich hütete sich Beaumarchais — die Prinzessinnen und ihre Mutter, im Gegensatz zum ganzen Hofe, waren sehr tugendhaft — die Rolle des Chérubin zu spielen; er schickte sich in die Verhältnisse, beobachtete sich, nahm höfische Umgangsformen an und wuchs in der Gunst seiner Beschützerinnen und natürlich auch im Hass seiner Neider. Bezahlt wurde er für seinen Unterricht nicht, ja er hatte Mühe, die nicht unbeträchtlichen Auslagen für den Ankauf von Instrumenten und andern Dingen zurückerstattet zu erhalten — seinen Opfern sollte indessen die Belohnung nicht fehlen.

Albrecht von Haller sagt in einer Vorrede zu seinen Gedichten: Man solle sie nicht zu streng beurtheilen; er habe Anderes zu thun als Verse zu machen; seine ernstere Beschäftigung sei die Naturwissenschaft. Beaumarchais hatte auch in seiner Jugend Verse gemacht, seine ernstere Beschäftigung jedoch war die, reich zu werden. Er dachte wie Voltaire, dass die Poesie wohl die schönste der Künste, aber die letzte der Erwerbsquellen sei, und man weiss auch,

dass Voltaire sein Vermögen nicht der Litteratur, sondern einem grossen Finanzmann, Namens Paris du Verney, verdankte, der ihm einen beträchtlichen Antheil an einem Lieferungsgeschäft während des Krieges von 1741 überlassen hatte.

Demselben Paris du Verney verdankte Beaumarchais sein Glück. Vier Brüder Paris, Söhne eines Gastwirths in der Provinz, waren durch ihr Finanzgenie vornehme Herren geworden; am weitesten hatte es der jüngste, Paris du Verney gebracht, er hatte sich grossen Einfluss bei und durch Madame de Pompadour erworben; der Marschall de Noailles nannte ihn zwar einmal den Mehlgeneral, der Marschall von Sachsen meinte aber, er verstehe mehr vom Kriege als jener alte Höfling. In der That durfte du Verney sich erlauben, dem Könige einen Feldzugsplan zu überreichen, der viele Anerkennung fand. Auf seine Empfehlung erhielt der Herzog von Richelieu ein Armeecommando.

Und dieser allmächtige Armeelieferant du Verney bedurfte eines Tages des Fürwortes unseres jungen Harfenspieters. Sowie man die Hofgeschichten des achtzehnten Jahrhunderts berührt, steht man mitten in der Comödie. Paris du Verney wollte seinen Namen durch ein bleibendes Werk auf die Nachwelt bringen. Er erlangte bei der Pompadour das Versprechen, dass sie eine Militärschule unter ihr Patronat nehmen werde, die er auf seine Kosten herstellen wollte. Sie rang dem Könige die Einwilligung zur Ausführung dieses Gedankens ab. Der Bau der Anstalt aber nahm viele Jahre fort, während deren in Folge der Schlacht bei Rossbach und anderer Wandlungen des Geschickes Frau von Pompadour ihren Einfluss bei Hofe verlor, wo du Verney vergebens sich bemühte, den König zu einem officiellen Besuch seiner Militärschule zu bewegen.

Die Prinzessinnen besonders hielten ihren Vater von diesem Schritte ab, weil sie erfahren hatten, dass Paris du Verney ein Freund der Pompadour gewesen. Paris du Verney aber wusste, dass Beaumarchais Vieles über die Prinzessinnen vermochte und deshalb wandte er sich an ihn. Dieser erreichte, was man von ihm erwartete, die königlichen Töchter selbst besuchten ihrem Schützling zu Liebe die Militärschule und einige Tage darauf liess Ludwig XV. sich von ihnen bewegen, die Wünsche des alten du Verney zu erfüllen. Er beehrte die Officierschule mit seinem lang ersehnten Besuch.

Von diesem Augenblick an gab der dankbare Finanzmann dem vielversprechenden Jüngling einen Antheil an mehreren seiner Geschäfte, legte er den Grund zu dessen späterem Reichthum. Von diesem Augenblicke an war der Sohn des Ehrenmachers ein Speculant in grossem und grösstem Styl.

Der Reichthum, wie wir schon erwähnt, war für Beaumarchais nicht blosser Zweck; er war ihm vorzugsweise Mittel, die höheren Stufen in der Rangordnung der Aristokratie zu erklimmen. Für eine halbe Million war das durch Todesfall erledigte hohe Amt eines Grossmeisters der königlichen Waldungen und Gewässer zu kaufen. Paris du Verney streckte ihm diese Summe vor und wenn er auch wegen der Intriguen seiner Feinde, die stets Beaumarchais' niederen Herkunft vorschoben, diesmal die Zustimmung des Königs nicht erlangen konnte, so wurde sie ihm wenige Monate später zu Theil, als er durch die Fürsprache der Prinzessinnen sich das noch aristokratischere Amt eines Oberjägersmeisters seiner Majestät erwarb. Als solcher war Beaumarchais eine Magistratsperson, er hatte über die im Umkreise von mehreren Stunden von Paris in den königlichen Forsten begangenen Jagdfrevel als Richter zu entscheiden.

Dieses Amt versah er mit Gewissenhaftigkeit nicht weniger als 22 Jahre, wenn er nicht auf Reisen oder, was auch hie und da vorkam, im Gefängniss war. Man denke sich den Autor des „Barbier von Sevilla“ allwöchentlich einmal im langen richterlichen Gewande mit ernstestem Gesicht einen armen Landmann, der sich ein Häslein abgefangen oder ohne hohe Erlaubniss einen neuen Zaun um seinen Garten angelegt, zu elendem Kerker verdammen und man hat wiederum ein Bild aus der schönen alten Zeit. Die ganze Jagdgerichtsbarkeit wurde als mit den verhasstesten königlichen Privilegien zusammenhängend 1789 sofort abgeschafft. Beaumarchais, dies müssen wir zu seinem Ruhme erwähnen, schickte sich mit Humor in den Wegfall seines Feudalamtes, obschon er es im Jahre 1763 für hohen Preis erkaufte hatte. Damals lag ihm die Ahnung fern, dass die Revolution diese mittelalterliche Einrichtung, wie so viele andere, mit einem Federstrich vernichten sollte.

Ein Jahr später, 1764, hatte er sein Abenteuer mit Clavigo. Zehn Jahre später erzählte er dasselbe in einem *Mémoire*, welches ganz Europa ergötzte. Da Göthe bis zum Schluss des vierten Actes seines allgemein bekannten Trauerspiels Beaumarchais' Darstellung gewissenhaft folgte, so brauche ich mit Rücksicht auf die mir kurz zugemessene Zeit dieses Ereigniss nur mit wenigen Worten zu skizziren. Zwei Schwestern Beaumarchais' lebten in Madrid. Die ältere war mit einem Architekten verheirathet, die jüngere wurde von einem spanischen Schriftsteller, Namens Clavigo geliebt. Er hatte versprochen, sie zum Altare zu führen, sobald er ein Amt erlangt hätte, um das er sich bewarb. Seine Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt, er erhielt die gewünschte Anstellung und verlobte sich nun mit seiner Geliebten. Da, als schon das öffentliche Aufgebot statt-



gefunden, will er sein Wort nicht mehr halten und wirft damit einen Schatten auf den guten Ruf seiner Braut. Beaumarchais kommt nach Paris, sucht den Treulosen auf und zwingt ihm eine Erklärung ab, durch welche, da Clavigo sein Unrecht eingesteht, der Ehre der beleidigten Dame Genugthuung geleistet wird. Bald darauf sucht er um eine Versöhnung mit seiner Braut nach, Beaumarchais bietet seine Hand dazu, erfährt aber, dass der Spanier, während Alles zu seiner Vermählung vorbereitet wird, auf neue Treulosigkeit gegen seine Braut sinnt und gegen ihn, den Bruder, einen Haft- und Ausweisungsbefehl zu erlangen gewusst hat. Beaumarchais, auf das Tiefste erbittert, eilt zu den Ministern, selbst zum König, rechtfertigt sich, und sein ehrloser Gegner verliert sein Amt und wird vom Hofe verjagt.

Clavigo übrigens errang sich später eine angesehenere Stellung als Schriftsteller und starb erst 1806, während Goethe ihn dreissig Jahre vorher ein tragisches Ende finden lässt.

Diese Angelegenheit nahm Beaumarchais nur wenig Wochen in Anspruch, aber er blieb ein ganzes Jahr in Madrid. Was er während dieses Jahres hier that? Der Kopf voller Projecte, in der Tasche Wechsel im Werthe von 200,000 Franken, wirft er sich sofort nach seiner Ankunft in eine Unzahl von industriellen Unternehmungen, ohne dabei der Galanterie, den Festen und Zerstreungen der Musik und der Liederdichtung zu entsagen.

Er war damals 32 Jahre alt und stand in der Blüthe seiner Kraft. Seine Pläne? Er will nach dem Muster der Indischen Compagnie eine französische Handelsgesellschaft gründen und bewirbt sich für dieselbe um das ausschliessliche Privileg für die Ausbeutung der Colonie Louisiana.

Dann verlangt er von der Regierung mit der Lieferung der Neger für sämtliche spanische Colonien betraut zu werden. Das hindert nicht, dass er als Schriftsteller für die Freiheit schwärmt; die Speculation lebt bei Beaumarchais nicht immer in Eintracht mit der Philosophie.

Das dritte Project, das Beaumarchais zwischen einem Concert und einem Diner in Madrid entwirft, ist die Colonisation der Sierra Morena. Alle diese Pläne werden der Regierung in eingehenden Abhandlungen zur Annahme vorgelegt. Dann kommen verschiedene Arbeiten über die Mittel, Ackerbau, Handel und Gewerbe zur schönsten Blüthe zu bringen; endlich ein neuer Plan, der nichts weniger bezweckte als die Lieferung sämtlicher Lebensmittel für die spanische Armee. Es handelt sich um ein Geschäft von 20 Millionen jährlich. Die Actiengesellschaft ist schon gegründet, die nöthigen Beamten sind angestellt, vier Schiffsladungen Getreide sind von Neu-England unterwegs — zuletzt bleibt die ganze Unternehmung was sie gewesen: die Ausgeburt einer erfinderischen Phantasie.

Beaumarchais hat in Spanien keine anderen Schätze als litterarische gesammelt. Er wurde sich dieser Reichtümer aber erst mehrere Jahre später bewusst, als er die Gestalten eines Figaro, Bartolo, Basilio, Almaviva und Rosinens auf's Theater brachte.

Zwei Jahre nach der spanischen Reise, 1767, trat Beaumarchais als dramatischer Schriftsteller auf, doch nicht sogleich mit den Figaro-Lustspielen. Der heiterste und witzigste Kopf des damaligen Paris suchte sonderbarer Weise den Ruhm in einer Gattung, die seinem Wesen fremd war: im Rührstück, im bürgerlichen Trauerspiel. Lezteres Wort rührt von Diderot her, der diese Gattung auf der französischen Bühne einführte und damit

in gewissem Sinne ein Vorläufer der modernen Romantik wurde.

Im Jahrhundert der Classicität sah man nur Könige und Helden auf der französischen Bühne. Beaumarchais behauptete, dass sie unser menschliches Interesse nicht erregen können, weil ihre Ausnahmsschicksale unser Gemüth nicht in Bewegung setzen können; das Publicum nehme lebhafteren Antheil an den Schicksalen der Menschen, die ihm nahe stehen und bekannt sind. „Eugénie“, das erste Drama, mit welchem Beaumarchais in die Oeffentlichkeit trat, wurde von der Kritik sehr ungünstig beurtheilt, vom Publicum jedoch mit Beifall aufgenommen. In England brachte es Garrick auf die Bühne und es gefiel. Dieser Erfolg bestimmte den Dichter zu einem zweiten Versuch, der indessen vollständig missglückte. Sein Schauspiel „Die beiden Freunde“ befriedigte weder die Kritik noch das Publicum. Wir können uns füglich jedes Eingehens auf die genannten beiden Stücke enthalten.

„. . . . Uns selbst und unsre guten Bekannten,  
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.  
Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche,  
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend  
zu Tisch.“

Im Jahre 1770, wo sein zweites Drama durchfiel, tröstete sich Beaumarchais mit dem Glück, das ihm in der Ehe mit einer jungen, schönen und reichen Wittwe, Madame l'Evêque, erblühte. Vom Staate hatte er eine große Waldung gekauft, deren Ausbeutung seine Zeit lange in Anspruch nahm und ihm viel Geld einbrachte. Schon nach drei Jahren traf ihn der Schmerz, seine zweite Frau und nach wiederum zwei Jahren seinen Sohn zu verlieren und

zugleich einen beträchtlichen Theil seines Vermögens. Und als ob das Schicksal seine ganze Widerstandskraft erproben wollte, entriss es ihm auch seinen getreuen Gönner, Paris du Verney, und verwickelte ihn in einen Process, wobei sein Gegner es auf seine Ehre und seinen völligen Ruin abgesehen hatte, einen Process, der Beaumarchais vernichten sollte, ihm aber Gelegenheit gab, alle seine Geistesgaben, seinen scharfen Verstand, seinen zündenden Witz, seine fesselnde Beredsamkeit auf das Günstigste zu entfalten, ihm nicht nur seine verlorenen Reichthümer wieder einzubringen, sondern ihn zum berühmtesten und populärsten Manne Frankreichs, ja der ganzen damaligen gebildeten Welt zu machen.

Beaumarchais hatte während zehn Jahren in Gemeinschaft mit Paris du Verney die mannigfaltigsten industriellen Unternehmungen durchgeführt und seinen Freund, dessen hohes Alter einen baldigen Tod befürchten liess, kurz vor dem Verscheiden zu einer Abrechnung bewogen, die beiderseits in aller Form Rechtens unterzeichnet und besiegelt war. Paris du Verney starb im Alter von 87 Jahren und hinterliess anderthalb Millionen. Sein Universalerbe, der Graf la Blache, ein geschworener Feind Beaumarchais', wollte aber jene zwischen seinem Oheim und dessen Freunde geschehene Abrechnung nicht anerkennen; er behauptete vielmehr, die Unterschrift Paris du Verney's sei nicht echt; er deutete sogar an, diese Unterschrift sei von Beaumarchais selbst gefälscht worden. Dies der Process, bei dem es sich für den Dichter des „Figaro“ um Ehre und Vermögen handelte. Beaumarchais gewann den Process in erster Instanz. Der Graf la Blache appellirte vor dem Gerichtshof des Parlaments. Von diesem Augenblick an gewinnt der Process ein dramatisches Interesse und wird zu einer Sache des ganzen Landes.

Adel, Geistlichkeit und Parlamente waren in Frankreich die drei Gewalten, die seit Jahrhunderten im Kampfe um den obersten Einfluss im Staate sich gegenüberstanden. Ihre gegenseitige Rivalität erleichterte es Ludwig XIV., sich zum unbeschränkten Herrn Frankreichs zu machen. Die Nation, müde der ewigen Unordnungen unter den früheren Monarchen, hatte sich gehorsam unter sein glorreiches Scepter gebeugt. Sowie dieses Scepter aber in die Hände eines Menschen wie Ludwig XV. gefallen war, der sich von niedrigen Weibern und verächtlichen Hofcreaturen leiten liess, da fühlte sich die Nation gedemüthigt. Wo irgend die Gelegenheit sich darbot, wurde einem solchen König Widerstand geleistet. Die Parlamente, eine Körperschaft, deren nächste Aufgabe stets gewesen, das Recht zu verwalten, die sich jedoch stets als politische Macht gefühlt, deren Aufgabe es in allen Jahrhunderten gewesen, im Namen der Nation die Acte des Königthums zu controliren; die französischen Parlamente, trotz der unglaublichen Missbräuche, deren sie sich als oberste Rechtsinstanz des Landes schuldig gemacht, trotz ihres verknöcherten Formalismus, ihres Widerstandes gegen jede vernünftige Reform, hatten im Kampfe gegen das absolute Königthum Ludwigs XV. die öffentliche Meinung für sich.

Madame du Barry, dem Herzog von Aiguillon zu Liebe, der vom Pariser Parlament gebrandmarkt worden war, und zugleich um den Kanzler Maupeou zu unterstützen, entriess dem schwachen Ludwig XV. im December 1770 seine Zustimmung zu einem Edict, welches die Organisation der Parlamente von Grund aus veränderte. Das Pariser Parlament protestirt, es wird aufgelöst, die Mitglieder werden verbannt oder eingekerkert, und Maupeou setzt seine Creaturen in ihre Stellen ein. Ein Jahr lang wollte kein Advocat,

kein Procurator vor diesem Maupeou-Parlament erscheinen; allmählig aber fügten sie sich, der Nation jedoch blieb dieser neue Gerichtshof ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung. Vor dieses Maupeou-Parlament gelangte der Process zwischen Beaumarchais und dem Grafen la Blache in zweiter Instanz.

Nun war es zu jener Zeit Sitte, dass die Parteien sich bei den Richtern Privataudienzen erbaten, wobei sie dann mit klingenden Gründen ihre Sache auseinandersetzten und vertheidigten. Beaumarchais' Process lag in den Händen des neuen Parlamentsraths Goezmann und dieser hatte eine junge kokette Frau, welche sich offen dahin ausgesprochen, es wäre unmöglich, mit der richterlichen Besoldung anständig auszukommen, wenn man nicht die Kunst besässe, das Huhn zu rupfen, ohne dass es schreie. Ein Buchhändler, in dessen Laden diese interessante Frau schon manchmal dergleichen Reden hatte fallen lassen, erfuhr, dass Beaumarchais daran verzweifelte, bei ihrem Manne Zutritt zu erlangen und liess ihm sagen, es gäbe nur ein Mittel, seinen Zweck zu erreichen, er müsse der Frau des Herrn Goezmann ein Geschenk von 200 Louis machen. Beaumarchais gab 100 Louis und eine mit Diamanten geschmückte Uhr von gleichem Werthe. Madame Goezmann aber verlangte noch 15 Louis, die dem Secretär ihres Mannes zukommen sollten. Die 15 Louis wurden ihr zugesandt und die Dame erklärte dem Buchhändler, dass Beaumarchais, wenn er seinen Process verlöre, Alles wieder haben solle mit Ausnahme der für den Schreiber bestimmten 15 Louis. Am nächsten Tage hatte Beaumarchais die ersehnte Audienz bei Goezmann und zwei Tage darauf entschied dieser gegen ihn, Beaumarchais verlor seinen Process. Madame Goezmann sandte getreulich die 100 Louis und die Uhr zurück. Beau-

marchais aber, der sich beim Secretär, dem er schon 10 Louis gegeben, erkundigte, ob er die 15 Louis von jener Dame erhalten hatte, erfuhr, dass sie dem Secretär nichts gegeben und das Geld in ihrer Tasche behalten hatte. Schon genugsam erbittert über den Verlust seines Processes, von dem Ehre und Vermögen für ihn abhing, forderte er von Madame Goezmann die 15 Louisdor zurück. Ueberzeugt, dass er seinen Process nur verloren, weil der Graf la Blache eine höhere Summe geopfert als er, hoffte er, den Richter der Käuflichkeit überführen zu können und so die Cassation des Urtheils zu erlangen. Madame Goezmann erklärte nun, dass man ihr von Seiten Beaumarchais' Geschenke angeboten, um ihren Mann zu bestechen, dass sie aber dieses verbrecherische Anerbieten mit Entrüstung von sich gewiesen. Sie leugnete den Empfang der 15 Louis. Goezmann verklagte sogar Beaumarchais beim Parlament wegen eines Bestechungsversuchs, den er ihm gegenüber durch Vermittlung seiner Frau unternommen habe.

Beaumarchais' Lage war nun eine geradezu verzweifelte. Das auf Goezmanns Berichterstattung im Process la Blache gegen ihn gefällte Urtheil hatte ihm Ehre und Vermögen geraubt. Jetzt sah er sich noch criminell verfolgt, und der neue Process, der gegen ihn von einem Mitglied des Parlaments Maupeou erhoben wurde, konnte bei diesem Gerichtshof nur mit seiner Verurtheilung enden. Liess er dem Process seinen regelmässigen Lauf, so war er vernichtet; eine einzige Möglichkeit des Erfolges winkte ihm, wenn er die öffentliche Meinung für sich gewann. Kein Advocat wagt es, seine Sache gegen Goezmann zu führen, er will sein eigener Advocat sein: Was gelten ihm alle Reglemente, nach denen die Criminalprocesse der Oeffentlichkeit entzogen waren? Während man Alles vorbereitet, um ihn im

Geheimen zu ersticken, reisst er Thüren und Fenster auf und ruft die Welt zu seiner Hülfe an. Wenn diese ihm Beistehen soll, das weiss er wohl, so muss er es verstehen, sie zu sich heranzuziehen, die Leser zu fesseln, zu erhitzen, Entrüstung und Mitleid bei ihnen zu erwecken und sie zugleich zu erheitern. Er ist, weil Alles für ihn auf dem Spiele steht, genöthigt, in einer an sich uninteressanten Sache seinen ganzen Geist zu entfalten und ihr das Interesse einer Tragödie, einer Comödie und zugleich eines Romans zu verleihen.

So entstanden die berühmten *Mémoires Beaumarchais* gegen Goezmann. Sie erfüllten die ganze lesende Welt mit Staunen, Bewunderung und Jubel. Der Richter behauptete, es sei augenscheinlich, dass Jemand, der ihm eine Summe von 215 Louis, mehr als 5000 Franken, anbiete, unter dem Vorwande, eine Audienz bei ihm zu erlangen, augenscheinlich die Absicht hatte, ihn zu bestechen. Beaumarchais antwortete, dass er nichts angeboten, dass Alles von ihm gefordert worden sei, dass zwischen ihm und Madame Goezmann nie von etwas Anderem als von Audienzen die Rede gewesen sei, dass das Gesetz nur Thatsachen, keine Wahrscheinlichkeiten kenne. Dann wendet er die Waffe der Wahrscheinlichkeiten mit wunderbarer Geschicklichkeit gegen seinen Ankläger, er stellt ihn als Mitschuldigen seiner Frau dar, als höchst verdächtig, die Gerechtigkeit an den Meistbietenden verkauft zu haben und begierig, denjenigen, den er vor seinem Richterstuhl geopfert, zum Schweigen zu bringen und ihn vollends zu vernichten. Und als er nun die Beweise lieferte, dass er weder Frau Goezmann noch den Buchhändler, der in ihrem Namen gesprochen, vorher gekannt, als er die bestochenen oder eingeschüchterten Zeugen zwang, die Wahrheit einzugestehen,



als es ihm gelang, die ganze schmutzige Angelegenheit an's Licht zu ziehen, als es unleugbar war, dass die Frau eines Raths am neuen Parlament eine elende Summe von 15 Louis unterschlagen hatte, die für einen Schreiber bestimmt waren, und dass ihr Mann, um diese Unterschlagung zu vertuschen, denjenigen, der seine 15 Louis zurückforderte, auf Tod und Leben anklagte, da kannte die Entrüstung des Publicums gegen Goezmann keine Grenzen mehr und der Mann war moralisch vernichtet.

Die Polemik Beaumarchais' gegen Goezmann war das grosse litterarische Ereigniss jener Epoche. Wir machen uns heute, wo die Gerichte öffentlich verhandeln und die Zeitungen alle Vorfälle der Tribunale dem Publicum vermitteln, keine Vorstellung von der ungeheuren Wirkung jener Mémoires auf die damalige Gesellschaft. Und dabei existirte eine Ordonnanz von 1769, die den Autor aufregender Schriften einfach mit der Todesstrafe bedrohte. Gesetze aber, die im Widerspruch zu den Anschauungen und Sitten eines Volkes stehen, sind nichts als leere Worte. Keine Seele kümmert sich um sie.

Der Geheimnissthuerei der Behörden trat man mit Streitschriften entgegen, man zog das Verborgenste an die Oeffentlichkeit, man zwang die Gerichte, mit denselben Waffen zu antworten und so wurde aus einem Process ein litterarischer Zweikampf, in dem der Gewandteste, der Scharfsinnigste, der Witzigste den Sieg errang. Stylistisch gehören die Mémoires gegen Goezmann zu dem Bedeutendsten, was Beaumarchais geschrieben. Manches darin ist geradezu vollendet und man weiss, welchen Zauber der Styl auf seine Landsleute ausübt.

„Jene eigenthümliche Kunst der Beredsamkeit vor Gericht,“ sagt Villemain, „wie die Alten sie gerühmt und

geübt, jene Kunst, in die unschuldigsten Dinge einen Tropfen Gift zu träufeln, ein scheinbar harmloses Geschichtchen, eine kleine Verleumdung hineinzumischen, mit Anmuth zu lästern, mit Treuherzigkeit zu beschimpfen, ironisch, beissend, unbarmherzig zu sein, in die blutende Wunde noch den Dolch des Sarcasmus zu stossen. dann sich wiederum ernst, gewissenhaft, zurückhaltend zu zeigen, um bald darauf einen Brand der schlimmsten Leidenschaften zum Nutzen der eigenen Sache zu entflammen, der Eigenliebe, dem Neid zu schmeicheln, die Schadenfreude zu wecken, Angst zu erregen, den Richter vor der Zuhörerschaft zu verdächtigen, mit der Zuhörerschaft den Richter zu schrecken, die Kunst zu demüthigen und zu verführen, zu drohen und zu flehen; die Kunst vor Allem, seine Gegner lächerlich zu machen, so dass es geradezu unmöglich ist, zu glauben, dass so komische Personen überhaupt einmal Recht haben können, diese ganze Rüstkammer von Bosheit und Beredsamkeit, von Geist und Leidenschaft, von Witz und Hohn, dies Alles ist in den Mémoires Beaumarchais' enthalten.“ \*)

Nur eine kleine Probe in einer vielleicht misslungenen Uebersetzung. Goezmann hatte auf des Dichters bürgerliche Herkunft und das Handwerk seines Vaters angespielt. Beaumarchais antwortet ihm:

„Sie beginnen Ihr Meisterwerk damit, dass Sie mir den Stand meiner Ahnen zum Vorwurf machen! Ach, leider ist es nur zu wahr, dass der letzte derselben mit der Ausübung mehrerer Handelsgeschäfte eine ziemlich grosse Berühmtheit in der Uhrenmacherkunst verband. Da ich nun einmal nicht anders kann, so gestehe ich mit tiefem Schmerz, dass Nichts mich von Ihrem gerechten

---

\*) Villemain, Cours de littér. fr., tableau du 18ième siècle.

Vorwurf reinigen kann, der Sohn meines Vaters zu sein . . . Aber ich halte inne, denn ich spüre ihn hinter mir, wie er mir zuschaut, während ich schreibe, und lächelt, und mich küsst. — Sie werfen mir meinen Vater vor? O Sie haben keine Ahnung von seinem herrlichen Herzen. Offen gestanden, abgesehen von seiner Uhrenmacherkunst, ich kenne keinen, gegen den ich ihn vertauschen möchte; aber ich kenne nur zu wohl den Werth der Zeit, die er mich messen gelehrt, um sie in Beantwortung solcher Thorheiten zu vergeuden.“

In England und in Deutschland war die Wirkung dieser *Mémoires* fast so gross wie in Frankreich. Am stärksten war ihre Wirkung natürlich in Paris. Ihr Autor hatte die Jugend, die Frauen, die Rätke des alten Parlaments für sich. Der leichtsinnige Ludwig XV. ergötzte sich an ihnen und Madame du Barry lachte wie toll und liess sich in ihren Salons improvisirte Scenen zwischen Madame Goezmann und Beaumarchais aufführen.

Das Ende dieser grossen Justizcomödie war der Ruin beider Parteien. Madame Goezmann wurde zu öffentlicher Rüge, ihr Mann zum Verlust seines Amtes, Beaumarchais ebenfalls zu öffentlicher Rüge verurtheilt. Diese Strafe war entehrend, denn sie zog den Verlust der bürgerlicher Rechte nach sich.

Die Richter, als sie ihr Urtheil gesprochen, musster sich vor der Volkswuth durch eine Hinterthür retten. Beaumarchais' Haus aber wurde in den nächsten Tagen von Besuchern aus allen Kreisen der Pariser Gesellschaft bestürmt die ihm ihre Theilnahme und Hochachtung ausdrückten.

Immerhin hatte er zwei Processe auf einmal verloren. Der Eine raubte ihm Ehre und Vermögen, der Andere erhöhte ihn wohl in der öffentlichen Achtung, aber vernichtete

ihn factisch. Seine Aufgabe war es nun, eine Revision dieser beiden Processe durchzusetzen und zum Glück für Beaumarchais sollte der König selber, der jetzt seine Gewandtheit kennen gelernt, ihn aufsuchen, um ihn zu persönlichen Dienstleistungen zu verwenden. So war Hoffnung vorhanden, dass der mit Schmach Beladene sich wieder von seinem unverdienten Fall erheben würde.

Es wäre wohl interessant, alle Schleichwege zu verfolgen, die damals ein ungerecht Verurtheilter einschlagen musste, um zu seiner Ehrenrettung durch die Gerichte zu gelangen; zu sehen, wie derselbe Mensch, der aller bürgerlichen Rechte verlustig erklärt worden, der vertraute Agent zweier Könige wurde und nach und nach, indem er sich durch diplomatische Kunstgriffe und Gewandtheit nützlich machte, nicht nur seine verlorene Stellung wieder erlangte, sondern auch eine grosse Angelegenheit, die Befreiung der amerikanischen Colonie, eine seiner Intelligenz entsprechende Angelegenheit in seine Hände bekam und im Geheimen einen bedeutenden Einfluss auf die auswärtige Politik seines Landes erlangte. Leider gebricht es uns an Zeit, diesen Theil des Lebens unseres Helden eingehend zu behandeln.

Es lebten damals zahlreiche französische Abenteurer in aller Herren Ländern. Lessing hat uns in Ricaut de la Marlinière einen solchen Typus gezeichnet. Dieser war nicht der gefährlichste seiner Gattung. Andere seines Zeichens benutzten ihre Verborgenheit dazu, in fremden Staaten Pamphlete gegen den französischen Hof zu veröffentlichen, zu denen dieser durch seine Sittenlosigkeit nur zu reichliche Veranlassung gab. Diese schmutzigen Machwerke wurden dann von ihren Autoren im Publicum verbreitet; sie lebten davon. Noch glücklicher waren sie, wenn es ihnen gelang, ihre Schandschriften für ungeheure Summen den

hohen Personen zu verkaufen, gegen welche dieselben gerichtet waren. Diese beeilten sich nämlich, jeden Preis zu bewilligen, wenn man ihren Agenten das Libell zur Vernichtung überlieferte. Ich kann hier Beaumarchais' Sendung an den Chevalier d'Eon nicht erzählen, eines Abenteurers, der die zweite Hälfte seines Lebens in Frauenkleidern zugebracht und alle Welt, selbst unseren im Leben vielfach gewürfelten Poeten, über sein wahres Geschlecht zu täuschen verstanden hatte.

In London lebte damals ein gewisser Théveneau de Morande, der eine entsetzlich cynische Schrift gegen Madame du Barry verfasst hatte. Die Maitresse des Königs liess des Bösewichts Auslieferung von England verlangen; die britischen Gesetze gestatteten dies nicht. Geheime Polizisten wurden darauf von Paris nach London geschickt, um sich Morande's zu bemächtigen, er entschlüpfte allen ihren Fallstricken und liess sein Werk in 3000 Exemplaren drucken. In der höchsten Noth wandte sich nun der König an Beaumarchais mit dem Auftrage, er sollte um jeden Preis die Verbreitung jenes Pamphlets verhindern und ertheilte ihm deshalb die nöthigen Vollmachten. Beaumarchais ging nach London, suchte und fand den Abenteurer, liess sich die 3000 Exemplare aushändigen, vor seinen Augen in einem Kalkofen verbrennen und zahlte ihm 20,000 Franken, ausserdem sicherte er ihm notariell eine Leibrente von 4000 Franken jährlich zu. Letzteres war nothwendig, damit der Betreffende nicht nach Empfang der Hauptsumme von Neuem seine Erpressung begann. Die Ehre der Madame du Barry wurde damit wohl etwas über ihren wirklichen Werth von der französischen Staatscasse bezahlt. Doch, wer hatte damals danach zu fragen?

Als Beaumarchais von seiner Mission nach Paris zurück-

kam und Ludwig XV. an sein Versprechen erinnern wollte, lag der König auf dem Todtbette; einige Tage darauf starb er. Sein Nachfolger, dem die Ehre der Madame du Barry weniger am Herzen lag, brauchte Beaumarchais' Dienste nicht so hoch zu schätzen und so hatte dieser Anfangs wenig Aussicht, dass das Ziel seines Bestrebens, die Revision seiner Processe, so bald von ihm erreicht würde. Doch gab er die Hoffnung nicht auf. Kaum waren Ludwig XVI. und Marie-Antoinette auf dem Throne, als auch schon gegen ihn, besonders aber gegen die junge, schöne Königin die schändlichsten Greuel durch die Pamphletfabriken in London verbreitet wurden. War der Dienst, den Beaumarchais dem verstorbenen König geleistet, seiner nicht würdig und nur durch die Noth ihm aufgedrungen, so galt es ihm als ein gutes Werk, das junge Ehepaar von seinen gemeinen Verfolgern zu befreien. Er nahm eine neue Mission nach London an. Es war diesmal schwieriger, den Herausgeber der Schmachtschrift zu gewinnen und kostete lange Unterhandlungen. Endlich wurden Beaumarchais die gedruckten 4000 Exemplare von einem Venetianer, Namens Angelucci, gegen die Summe von 35,000 Franken ausgehändigt und verbrannt; er reist mit diesem nach Amsterdam, um dort auch die holländische Ausgabe zu vernichten. Endlich glaubt er seine Mission erfüllt zu haben, da erfährt er, der Venetianer habe ein Exemplar gerettet und sei im Begriff, es in Nürnberg neu auflegen zu lassen. Er reist ihm nach Nürnberg nach, geht dann nach Wien, wird der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, von dem Minister Kaunitz als Schwindler verdächtigt, eingesperrt, wieder entlassen, und kommt endlich nach Paris zurück, wo er zuletzt als Preis seiner Bemühungen die Revision seiner beiden Processe erlangt und sie gewinnt.

Ich konnte um so eher über die Reise nach Nürnberg und Wien und die dortigen Erlebnisse Beaumarchais' hinweggehen, als hier noch Manches unaufgeklärt ist und vielleicht auch besser unaufgeklärt bleibt.

Am 6. September 1776 wurde Beaumarchais in alle seine Rechte und Ehren durch den feierlichen Spruch des Parlaments wieder eingesetzt. Die Menge begleitete ihn im Triumph in seine Wohnung.

Betrachten wir ihn nun als Comödiendichter.

Im Februar 1775 war der „Barbier von Sevilla“ zum erstenmal aufgeführt worden. Gedichtet hatte er dies Lustspiel vor seinen geheimen Missionen nach England, etwa in der Zeit, als sein Process gegen la Blache in zweiter Instanz vor dem Parlament Maupeou schwebte. Durch eine Verhaftung, die er sich damals wegen eines Streits mit dem Herzog de Chaulnes zuzog; bald darauf wegen der Criminalklage, die Goezmann gegen ihn eingeleitet, musste die zweimal schon angesetzte Aufführung unterbleiben. Jetzt, nach dem Gewinn seiner Processe, sah er sich auch am Ziel seines Dichter-Ehrgeizes.

Beaumarchais hatte Anfangs den „Barbier“ zu einer komischen Oper ausarbeiten wollen, zu der er selbst die Musik zu componiren gedachte. Er änderte seinen Plan und schuf ein Lustspiel in fünf Acten. Das Stück mißfiel bei der ersten Aufführung. Der Dichter hatte zu viel des possenhafte Anstössigen hineingethan und damit den gebildeten Geschmack des Publicums der Comédie française beleidigt. Ein Tag genügte ihm zur Umarbeitung, er strich die gewagtesten Episoden, machte aus fünf Acten vier und in dieser Gestalt hatte der „Barbier von Sevilla“ sofort einen ungeheuren Erfolg, der bis auf unsere Tage nicht abgenommen. Der Inhalt des Lustspiels bot im Grunde nicht

Neues: ein alter verliebter, eifersüchtiger Narr, der sein schönes, schelmisches Mündel heirathen will, ein vornehmer, eleganter Liebhaber, der durch einen pfffigen Diener in das streng bewachte Haus eingeschmuggelt wird. So viel Leben, Witz und Anmuth im Dialog war aber seit Molière auf der französischen Bühne nicht entfaltet worden. Die Scene, wo Bartolo rasirt wird und die beiden Liebenden in einem zärtlichen Duett am Klavier sich verständigen, das plötzliche Erscheinen Basilio's, den alle Welt versichert, er müsse zu Bett, er habe das Fieber, der schleichende Heuchler, der allmählig zu verstehen beginnt und sich an der Thüre fragt: „Wen zum Teufel betrügt man hier?“ Sein „Wünsche Ihnen wohl zu ruhen!“ Diese in ihrer Komik unverwüstlichen Scenen sind so sehr in Aller Gedächtniss, dass ich sie eben nur anzudeuten brauche.

„Indem Beaumarchais den alten *esprit gaulois* dem Geschmack seiner Zeit anpasste, etwas Rabelais und etwas Voltaire hinzuthat,“ sagt Sainte-Beuve, „indem er das Ganze in ein spanisches Gewand kleidete und es mit einem Strahl der andalusischen Sonne beleuchtete, wurde er der heiterste und beweglichste Pariser seiner Zeit, der Gil Blas in der Epoche der Encyclopädisten.“

War der „Barbier von Sevilla“ das harmlose Erzeugniss einer von Grund aus fröhlichen Natur, so mischten sich in das 1778 vollendete Lustspiel, die „Hochzeit des Figaro“, die drohenden Wetterzeichen der französischen Revolution. Beaumarchais war unbewusst wie so viele seiner Zeitgenossen ein Mitarbeiter an dem Werke der Zerstörung der alten Gesellschaft; er arbeitete, ohne es zu ahnen, für die grosse Umwälzung, welche die Welt erneuern sollte. Ludwig XVI. aber war diesmal scharfsichtiger als seine Umgebung. Madame Campan hatte das Manuscript



des neuen Lustspiels dem König vorgelesen. Es wurde ihm unheimlich dabei. Als sie an den Monolog des fünften Actes kam, in welchem von allen Missbräuchen der Staatsverwaltung, speciell von den Staatsgefängnissen gesprochen wird, da erhob sich der König voller Zorn: „Ein schändliches Stück,“ rief er aus, „das soll niemals gespielt werden! Man müsste zuvor die Bastille zerstören, wenn die Aufführung nicht eine gefährliche Inconsequenz sein soll. Der Mensch treibt sein Spiel mit allem, was an einer Regierung achtungswerth ist.“ — „Es soll also nicht gespielt werden?“ fragte Marie-Antoinette. — „Gewiss nicht,“ antwortete der König; „dessen dürfen Sie versichert sein.“

Beaumarchais aber hatte geschworen, dass sein Stück gespielt werden solle und Laharpe bemerkt, er habe mehr Geist gebraucht, um es auf die Bühne zu bringen, als um es zu schreiben. Jedenfalls setzte er Alles daran, um den Ruf seines Lustspiels, lange bevor es bekannt war, weit über die Grenzen von Paris und Frankreich hinaus zu verbreiten. Der Widerstand des Königs übte den Reiz der verbotenen Frucht. Der Autor erregte die Neugier durch heimliches Vorlesen seines Stücks; dabei verstand er es, sich bitten zu lassen. Die Prinzessin Lamballe hatte unsägliche Mühe, diese Gunst von ihm zu erlangen. Ebenso erging es dem russischen Grossfürsten Paul, der damals in Paris war. So kam Beaumarchais seinem ersehnten Ziele näher. 1783 erhielten die Schauspieler der Comédie française den Befehl, das Stück für Versailles einzustudiren. Es wurde auf den 13. Juni angesetzt. Alle Prinzen, alle Grossen, alle Minister, alle hübschen Frauen erhalten eine Einladungskarte, auf welcher das Bild Figaro's in seinem Costüm gravirt ist, der Autor schmeichelt sich, dass die

Königin selbst das Schauspiel mit ihrer Gegenwart beehren werde. Aber während 600 Wagen aus Paris nach Versailles fahren, kommt ein plötzliches Verbot des Königs und die Aufführung muss unterbleiben. „Dies Verbot,“ schrieb Madame Campan, „wurde als ein Angriff auf die öffentliche Freiheit betrachtet. Der Aerger über die getäuschten Hoffnungen war so gross, dass die Worte „Unterdrückung“ und „Tyrannei“ niemals vor dem Umsturz des Thrones mit solcher Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit ausgesprochen wurden wie an jenem Tage.“

Natürlich, dass Ludwig XVI. bald nachgab. Drei Monate später wurde die „Hochzeit des Figaro“ im Landhause des Grafen de Vaudreuil vor versammeltem Hofe gespielt.

Jetzt konnte der König auch der Stadt Paris diesen Genuss nicht länger versagen. Der Zudrang zur ersten Vorstellung war unerhört. Die Eingänge zum Theater wurden vom frühen Morgen an belagert, die vornehmsten Damen hatten ihr Essen in die Logen der Schauspielerinnen mitgebracht, um sich ihre Plätze zu sichern; gegen Abend brachen die eisernen Gitter unter dem Druck der ungeduldigen Menge, drei Personen wurden im Gedränge erdrückt.

Als ich für das Thema des heutigen Vortrages mich entschied, hatte ich zu wählen zwischen der eingehenden Betrachtung der Figarocomödien oder einer Darstellung des Lebens und der Zeit ihres Autors. Ich entschied mich für das Letztere, weil die Behandlung des einen und des andern Gegenstandes in dem Raume einer Stunde geradezu unmöglich ist. Ich setzte wohl nicht mit Unrecht voraus, dass die Figarocomödien, wenn auch nur als Opern, allgemein bekannt sind, was von dem Leben des Dichters wohl nicht in demselben Maasse der Fall ist.

Um den ungeheuren Erfolg der „Hochzeit des Figaro“ zu erklären, genüge die Bemerkung, dass dieses Stück, was die Lebendigkeit des Dialogs, den sprühenden Witz, die überraschenden Wortspiele, die unaufhaltsam vorwärts drängende und durch geschickte Combinationen immer von Neuem spannende Handlung betrifft, dem „Barbier“ nicht nachsteht, dessen sämtliche Figuren hier in veränderter Situation wiedererscheinen, dass es aber ausserdem einen besonders prickelnden Reiz für das damalige Publicum durch seine zahlreichen Anspielungen auf die schreiendsten Missbräuche in Staat und Gesellschaft ausübte. Jede Sylbe, jede Geste, jedes Wort fand in diesem feinfühligem Publicum von 1784 ein unfehlbares Verständniss; je schärfer der Pfeil, um so mehr wurde er bejubelt.

Welchen Eindruck mussten fünf Jahre vor der Revolution Worte wie die folgenden machen, die wir dem Monolog aus dem fünften Act entnehmen: „Weil Sie ein grosser Herr sind, halten Sie sich für ein grosses Genie? . . . Adel, Reichthum, Rang, hohe Stellung, Alles das macht Sie so stolz! Was haben Sie gethan, um so viel Glück zu verdienen? Sie haben sich die Mühe gegeben, geboren zu werden; nichts mehr. Im Uebrigen sind Sie ein ziemlich alltäglicher Mensch! Ich aber, morbleu! im dunkeln Menschengewühl verloren, ich habe mehr Wissenschaft und Berechnung zu meinem blossen Unterhalt entfalten müssen, als man seit einem Jahrhundert gebraucht, um ganz Spanien zu regieren. Und Sie wollen mit mir eine Lanze brechen!“

Dann auf seine Schriftstellerleiden anspielend: „O wie wollte ich sie packen, diese Allmächtigen von gestern, wenn eine allerhöchste Ungnade sie von ihrem Hochmuth geheilt; sagen würde ich ihnen, dass die gedruckten Dummheiten nur da eine Wichtigkeit bekommen, wo man ihre freie Ver-

breitung hemmt; dass ohne die Freiheit zu tadeln, kein schmeichelhaftes Lob existirt, und dass nur die kleinen Seelen die kleinen Schriften fürchten.“

Er erzählt darauf, wie er die Herausgabe einer Zeitung unternommen:

„Man hatte mir gesagt, dass in Madrid ein System der Freiheit des Verkehrs mit allen Erzeugnissen, selbst mit denen der Presse eingeführt worden, und wenn ich in meinen Schriften weder von den Behörden, noch vom Cultus, noch von der Politik, noch von der Moral, noch von den Beamten, noch von den öffentlichen Körperschaften, noch von der Oper, noch vom Schauspiel, noch von irgend Jemand spreche, der etwas zu bedeuten hat, so kann ich Alles unter der Aufsicht von drei Censoren frei drucken lassen. Um dieser süßen Freiheit zu geniessen, kündige ich eine periodische Schrift an, und in der Absicht, Niemand in's Gehäge zu kommen, gebe ich ihr den Titel: „Unnützes Journal“. Puh! Tausend Lumpenhunde stürzen gleich einer Meute sofort auf mich los. Mein Blatt wird unterdrückt . . . Ich sehe mich nach einem Amt um, unglücklicherweise war ich dazu geeignet: man brauchte einen Rechner, ein Tänzer bekam den Posten. Es blieb mir nichts übrig als zu stehlen, ich hielt die Bank an einem Pharotisch; da wurde ich allerwärts eingeladen, Leute *comme il faut* öffneten mir ihr Haus, um drei Viertel vom Gewinn für sich einzustreichen. Nun wurde es mir allmählig klar, dass die *Weltklugheit* bei der Jagd nach dem Glück mehr werth ist als die *Weltweisheit* . . .

„Gezwungen, die Lebensbahn zu durchlaufen, die ich betreten, ohne es zu wissen, wie ich sie auch verlassen muss, ohne es zu wollen, bestreute ich sie überall mit so viel Blüthen, wie meine Herzensfröhlichkeit es mir nur gestattete.

Ich sage *meiner* Fröhlichkeit. Weiss ich denn, ob sie wie alles Uebrige mein eigen ist, wer überhaupt dieses Ich ist, mit dem ich mich beschäftige? erst ein formloses Gemisch unbekannter Theile, dann ein gebrechliches, einfältiges Kind, darauf ein zügelloser Wildfang, nachher ein vergnügungssüchtiger Jüngling, der an Nichts denkt als an Genuss und deshalb zu allen Gewerben seine Zuflucht nehmen muss; heute der Herr, morgen der Diener, wie es dem Glück gefällt! hochstrebend aus Eitelkeit, arbeitsam aus Noth, faul aber . . . mit Wonne! Redner in der Gefahr, Poet zu seiner Zerstreuung, Musiker je nach Gelegenheit, zwischen- durch auch wahnsinnig verliebt. Ich habe Alles gesehen, Alles gethan, Alles ausgenützt. Dann kam die Illusion, dann zerstob sie. Täuschung . . . Enttäuschung!“

Wenn Ludwig XVI. sich so sehr der Aufführung ~~der~~ Beaumarchais'schen Comödie widersetzte, so mochte es nicht ~~ent~~ bloß die Ahnung von der Gefährlichkeit des Stückes sein, ~~son~~ die ihn dazu bestimmte, sondern zugleich der Charakter ~~des~~ des Autors, den er kennen zu lernen Gelegenheit gehabt ~~hat~~ ~~et~~, und dessen seltene Willensstärke, gepaart mit der wunder- ~~bar~~ barsten Gewandtheit und Durchtriebenheit seinem schwachen ~~en~~ Naturell nicht sympathisch sein konnte. Wir erinnern uns ~~as~~, dass er Beaumarchais als geheimen Agenten zur Unschäd- ~~lich~~ lichmachung eines Libellisten benutzt hatte. Bald darau- ~~f~~ f hatte derselbe Comödiendichter in hoch politischen Frage ~~en~~ einen Einfluss auf seine Regierung gewonnen, den Köni- ~~g~~ g und seine Räthe zur Unterstützung des nordamerikanischen ~~en~~ Unabhängigkeitskrieges und zuletzt zu einem Kriege ~~m~~ mit England geführt.

Neun Jahre vor der Aufführung der „Hochzeit d. ~~des~~ Figaro“ hatte Beaumarchais der französischen Regieru- ~~ng~~ ng seine Dienste angeboten, um sie durch die zahlreichen ~~Be-~~ Be-

kauntschaften, die er in London besass, über Alles zu unterrichten, was in England gegen den eben ausgebrochenen Aufstand der amerikanischen Colonieen unternommen wurde. Seine Dienste wurden angenommen. Im September 1775 richtet Beaumarchais eine Denkschrift an den König von Frankreich, worin er mit überraschendem Scharfblick schon ein Jahr vor der Unabhängigkeitserklärung die Losreissung der Colonieen vom Mutterlande als das Ergebniss des begonnenen Kampfes vorhersagt. Er unterhandelt bald mit den Ministern, bald über deren Köpfe hinweg mit dem König selbst, um die Erlaubniss zu erhalten, den aufständischen Amerikanern Gewehre, Kanonen und Munition zuzuführen. Mit unendlicher Mühe erlangt er endlich die Unterstützung der französischen Regierung. Er selber setzt sein ganzes Vermögen ein. Im Herbst 1777 hatte er schon dem amerikanischen Congress Ladungen im Werthe von fünf Millionen zukommen lassen, ohne von diesem einen Heller, ohne nur eine Zeile zu erhalten, die den Empfang bescheinigte. Der Congress, irregeführt durch einen seiner Agenten, Namens Arthur Lee, mit dem Beaumarchais sich verfeindet, betrachtete diesen als einen Strohhmann und glaubte nicht anders, als es würden alle Sendungen des Letzteren aus dem französischen Staatsschatze bestritten. Während der Dichter des „Barbier“ 40 Schiffe zur See hatte, um deren Bemannung, Ausrüstung und Ladung er sich persönlich bekümmert, beschäftigt er sich nebenher nicht nur mit den weitgreifendsten commerciellen Unternehmungen, wie z. B. mit der Gründung der Caisse d'Escompte, der Vorläuferin der Banque de France, er führt noch einen Process mit den Schauspielern wegen der Autorrechte, gründet die heute noch bestehende Gesellschaft dramatischer Schriftsteller, besorgt auf eigene Kosten eine Doppelausgabe von sämmtlichen Werken

Voltaire's, an der er eine colossale Summe einbüsst, schreibt Broschüren über den Krieg an den König, an die Minister und für die Oeffentlichkeit.

Nachdem 1778 auf seinen Antrieb Frankreich einen Allianzvertrag mit den Vereinigten Staaten geschlossen, hofft er endlich, von Letzteren die Anerkennung der gegen ihn eingegangenen Schuld zu erlangen. Im nächsten Jahre drückt ihm der Congress in einem feierlichen Schreiben seinen Dank für die den Colonieen geleisteten Dienste aus, zugleich mit dem Bedauern, dass Missverständnisse bis jetzt die Abrechnung zwischen dem Congress und ihm verhindert. Diese erfolgt endlich, Beaumarchais hat aber niemals von den Amerikanern die zwei Millionen erhalten, die sie ihm schuldeten. Es kam zu einem Process, der von den Erben des Dichters bis zum Jahre 1835 gegen die Vereinigten Staaten geführt wurde, und erst, als sie mit einer Summe von 800,000 Franken sich begnügten, seinen Abschluss fand. Die Yankees haben in diesem Handel sich höchst filzig benommen.

Auf den amerikanischen Krieg folgte für Beaumarchais die Zeit des Triumphes durch die schon erwähnte Aufführung der „Hochzeit des Figaro“. Es war die Glanzzeit seines Lebens. Aber von nun an wurden ihm, der aus allen Prüfungen des Geschicks glücklich hervorgegangen, die bittersten Erfahrungen nicht erspart. Eine Actiengesellschaft, die er gegründet, um Paris mit Wasser zu versorgen, wurde in seiner Person durch Mirabeau in öffentlichen Flugschriften angegriffen. Beaumarchais musste jetzt, wo er für eine gute Sache wirkte, erkennen, dass ein Stärkerer als er ihm gegenüberstand; seine alternde Feder konnte Mirabeau gegenüber nicht bestehen. Er sah sich darauf, weil er für eine von ihrem Manne verfolgte Frau sich interessirte, mehrere Jahre in widerwärtige Processe verwickelt, in denen das

Publicum nicht mehr wie in seinen Kämpfen gegen la Blache und Goezmann Partei für ihn ergriff. Noch einen Erfolg hatte er mit einem Rührstück „La mère coupable“ auf der Bühne zu verzeichnen, da brach die französische Revolution aus und der für seine Zeit imposante, von ihm unter so vielen Mühsalen errungene Reichthum, der ihm ein sorgloses Alter verbürgen sollte, brachte ihn in die höchste Gefahr und ging grossen Theils verloren.

Beaumarchais war nicht ohne Schuld an diesem seinem Geschick. Die Revolution, von der er wie Millionen Andere überrascht wurde, die er jedoch mit Patriotismus begrüßte, bot ihm ein Feld zu grossen Unternehmungen. Bei dem allgemeinen Fieber, das Frankreich und besonders Paris ergriffen hatte, konnte er nicht ruhig bleiben; ohne Rücksicht auf seine schwankende Gesundheit, auf sein Alter, auf die Schwerhörigkeit, die ihn nun befallen, stürzte er sich nicht als Dichter, auch nicht als Volksredner oder Politiker, sondern als Industrieller und Kaufmann in den Strudel der Revolution. Das Vaterland brauchte Waffen, er wusste, dass in einem holländischen Hafen 75,000 Gewehre lagen, er bietet der Conventsregierung seine Geschäftsgewandtheit an, um die Gewehre trotz der feindlichen Heere, die an Frankreichs Nordgrenze stehen, herbeizuschaffen. Dieses Mal hat er etwas unternommen, wozu alle seine Geschicklichkeit nicht ausreicht. Bei der Regierung hinterlegt er eine Summe von 700,000 Franken als Bürgschaft für die Ausführung seines Unternehmens. Die Guillotine sorgt dafür, dass fortwährend ein Wechsel in den Mitgliedern der Ministerien eintritt; die neuen Beamten wissen nichts von Beaumarchais' Mission oder wollen von derselben nichts wissen. Während er im Auslande alle seine Kräfte in den Dienst seines Landes stellt, wird er in Paris als abwesend auf die Emigranten-



liste gesetzt und sein Vermögen als National~~eigenthum~~ eingezogen. Seine Frau und Tochter, er hatte sich 1774 ein drittes Mal verheirathet, seine Schwester Julie, werden in's Gefängniss geworfen und erst der Sturz Robespierre's gibt ihnen die Freiheit wieder. Während der vier Jahre von 1789—1792 war Beaumarchais zwanzig Mal nahe daran, von der aufgeregten Menge, die ihn für einen Kornspeculanten und zuletzt für einen Waffenverheimlicher hielt, „lanternirt“ zu werden. Man vergab ihm seinen Reichthum nicht und doch hatte er Tausende von Unbekannten mit seinem Ueberfluss unterstützt. Nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren Schuldtitel im Gesammtbetrage von über 900,000 Franken, die er Unglücklichen der verschiedensten Stellung ohne jede Garantie geliehen hatte. Der Gedanke an die 75,000 Gewehre, die man in Holland kaufen konnte, verfolgte ihn während der ganzen Revolutionszeit; dieses unglückliche Unternehmen brachte ihm vierzehn Anklagen ein, wegen deren er zweimal in's Gefängniss geworfen wurde. Einmal, kurz vor den Septemberschlächtereien, öffnet ihm Manuel, es war die höchste Zeit die Thür seines Kerkers. „Machen Sie, dass Sie fortkommen!“ ruft er ihm zu. „Ich umschlang ihn mit meiner Armen,“ erzählt Beaumarchais; „ich konnte kein Wort hervorbringen. Ich bin von Stahl Ungerechtigkeiten gegenüber aber mein Herz schmilzt, meine Augen werden nass bei dem geringsten Zug von Seelengüte. Ich werde diesen Mann und diesen Augenblick in meinem Leben nicht vergessen!“

Es ist charakteristisch für diesen aussergewöhnlichen Geist, der von sich selber sagte, er sei faul wie ein Esel und doch stets voller Arbeit, dass er, der nach seiner Rückkehr aus dem Auslande genug zu thun hatte, um von den Trümmern seines grossen Vermögens noch Einiges zu retten

fortwährend an allen öffentlichen Dingen thätigen Antheil nahm. Der Gesandtenmord in Rastatt inspirirte ihn zu einem Mémoire an die Directorialregierung; er interessirte sich für alle neuen Entdeckungen, auch für die Luftschiffahrt. Der Tod überraschte ihn schmerzlos in seinem 67. Jahre am 18. Mai 1799. *Grand, gris, gros, gras*, wie Beaumarchais kurz vor seinem Tode sich selbst geschildert, war er die Beute eines Schlagflusses geworden.

Beaumarchais ist während seines Lebens von sehr vielen Leuten, die ihn persönlich nicht kannten, verlästert und verfolgt worden; die ihn durch näheren Umgang kennen gelernt, schätzten und liebten ihn. Von seinen Verwandten, für die er von Jugend auf wie die Vorsehung sorgte, wurde er angebetet. Für uns Nachgeborne hat seine Erscheinung etwas Typisches; er ist der echte Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Von unverwüstlicher Heiterkeit, scheinbar zum leeren Genussmenschen angelegt, hat er zu viel Gemüth, um in der Frivolität unterzugehen, zu viel Reichtum des Geistes, um am Genuss allein Gefallen zu finden, zu viel Schwierigkeiten zu überwinden, um je in Trägheit zu verfallen. Von starkem Ehrgeiz angespornt, werden seine mannigfaltigen Talente zu Staffeln der Ehre und des Ruhmes von ihm benutzt. Er ist ein Parvenü, der durch manche Krümmen und Engen seinen Weg sich hat bahnen müssen, der in höchster Bedrängniss nicht sittlicher war als sein Zeitalter; aber er hat wie dieses stets dem Grossen und Bedeutenden nachgestrebt. Die französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts konnte keine reinen Charaktere hervorbringen, aber sie erzeugte Menschen voll Leidenschaft und Thatkraft, die einer neuen, besseren Zeit vorarbeiteten. Zu diesen gehörte Beaumarchais.

---



ALERIUS ANSHELM  
UND SEINE CHRONIK.

---

VORTRAG,

gehalten im Saale des Grossen Rathes zu Bern

am 13. Februar 1880

von

**Dr. E. Bloesch,**

Oberbibliothekar in Bern.



---

**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1881.

~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Im Jahre 1505 trat ein nicht mehr ganz junger Mann in der Gelehrtenracht jener Zeit durch die Thore der Stadt Bern. Er war hier fremd, als er ankam; er war gebürtig aus dem kleinen schwäbischen Städtchen Rottwyl am Neckar, dessen Name jetzt beinahe verschollen ist, der aber damals einen guten Klang hatte in der Eidgenossenschaft. Schon 13 Jahre zuvor, 1492, im Jahre der Entdeckung von Amerika, hatte der Gelehrte in der fernen polnischen Universitätsstadt Krakau seine Studien beendet und den Titel eines Baccalaureus sich erworben. Dann war er in der Welt umhergewandert; vom Osten war er nach dem Westen gezogen; im Jahre 1501 befand er sich in Lyon, und auf nicht mehr bekannten Wegen kam er als Doctor der Medicin im bereits genannten Jahre 1505 nach Bern.

Doch mochte es wohl nicht ganz nur der Zufall sein, der ihn bewog, sich gerade hierher zu wenden. Mehr noch als man in Bern von Rottwyl sprach, hatte er gewiss in Rottwyl als Knabe von Bern reden gehört. Seit 1465 und die kleine freie Reichsstadt mit den eidgenössischen Städten im Bunde, und ihre Abgesandten nahmen Theil an Berathungen und Beschlüssen unserer Tagsatzungen. Die Eidgenossenschaft 1476 alle Kraft aufbot und alle Bündeten zusammenberief, um dem Andrang des Herzogs Burgund zu wehren, als man am 22. Juni von Bern marschirte, um Murten zu schützen, da war auch ein Rottwyler dabei; der Pannerträger, der demselben folgte, hiess Boley der Rüd.\*) Das war der Gross-

---

\*) Anshelms Chronik, herausg. v. Stierlin u. Wyss, Bd. I, 97.

vater jenes fremden Gelehrten, der 30 Jahre später nach Bern kam, und dieser selbst hiess Valerius Rüd, genannt Anshelm. Nach der Sitte der Zeit liess er in der Folge den barbarisch klingenden deutschen Namen weg; der Name Anshelm trat als Familienname ganz an dessen Stelle, so dass er nun im Munde der Nachwelt stets nur Valerius Anshelm heisst. Vielleicht war er ein Verwandter des Buchdruckers Thomas Anshelm in Tübingen, welcher in der Geschichte dieser Kunst mit Auszeichnung genannt wird.

Im Jahre 1505 stand Bern gewissermaassen auf der Höhe seines Ruhms und seiner geschichtlichen Bedeutung. Die Burgunderkriege hatten mit einem Male den Ruf militärischer Tüchtigkeit und Tapferkeit der Schweizer durch ganz Europa getragen, so sehr, dass, als der Student Thomas Platter aus dem Wallis nach München kam, eine alte kranke Frau ihn vor ihr Lager beschied, da sie vor ihrem Tode doch noch einmal „einen Schweizer“ sehen möchte.\*\*). Die Schwabenkriege am Ende des 15. Jahrhunderts hatten diesen Ruf erneuert und die Schweiz auf ihre eigenen Füsse gestellt; und in dem grossen Zweikampf zwischen Frankreich und der römisch-deutschen Kaisermacht, der eben erst begonnen hatte und sich um die Herrschaft in Oberitalien und das Herzogthum Mailand bewegte, galten ja die Eidgenossen als die wichtigsten Verbündeten, um deren Freundschaft die Parteien sich eifersüchtig bewarben. Wer die schweizerischen Staatsmänner für sich gewonnen, wer die Schweizer Soldaten in sein Heerlager gezogen hatte, glaubte damals des Sieges sicher zu sein.

Bern zeichnete sich aus durch seine kriegerische Macht.

---

\*) Vergl. z. B. Archiv für die Gesch. des deutschen Buchhandels II, 241.

\*\*) H. Boos, Thomas und Felix Platter, S. 24.

und durch die practische Klugheit seiner edlen Rathsherren und Magistrate; den Ruhm, eine gelehrte Stadt, eine Stätte des Wissens und der geistigen Bildung zu sein, hat es niemals besessen, wie Basel, Zürich und späterhin Genf. Ging es doch noch mehr als 30 Jahre, bis Bern nur überhaupt eine Buchdruckerei erhielt, während aus Basel seit langer Zeit schon eine Anzahl weltberühmter Drucker die Werke des Alterthums und der Zeitgenossen überallhin verbreiteten. Wie das Kriegs- und Lagerleben, wie der als Beute davongetragene Reichthum dem Sittenzustande nicht günstig sein konnte, so war auch vom Bildungsstande der Berner wenig zu rühmen. Es ist bekannt — die Chronik Anshelms erzählt es uns mit bitterem Spott — wie selbst die Regierung gegen die Verwüstungen der Engerlinge mit dem Kirchenbanne und mit einer römischen Fluchbulle kämpfte; wie sie nachher einen Teufelsbeschwörer oder Zauberer weither berief, um einen vermeintlichen Salzbrunnen auffinden zu lassen; wie sie Processionen und Umzüge veranstaltet hat, um Heiligen-Reliquien zu ehren, die ein grober Betrug als solche ausgegeben hatte; und wie selbst einer der gebildetsten Männer des damaligen Bern, der gelehrte und hochverdiente Stadtschreiber Thüring Fricker, Doctor beider Rechte und Verfasser des prächtigen Buches über den Twingherrenstreit, dem dicksten Aberglauben hingegeben war.

Und doch stand es damit wohl nicht so schlimm, wie man es oft dargestellt hat. Beispiele liefert uns gerade das oben genannte Büchlein. Nicht nur die edlen Herren, ein Niclaus von Diesbach, ein Adrian von Bubenberg, zeigten sich bei Gelegenheit des Twingherrenstreits als sehr wohl bewandert in der Geschichte ihrer Stadt und ihres Landes; auch Hans Fränkli, der Kürschnermeister, mit seiner schlich-



ten Handwerkerbildung, wusste als der Stadt Seckelmeister die sehr verwickelten Finanzen der Republik trefflich zu ordnen und verstand es, seinen klugen Gedanken in langer Rede Ausdruck zu geben. \*) Höhere wissenschaftliche Bildung musste freilich in der Fremde gesucht werden, aber es fehlte nicht an solchen, die sie wirklich suchten. Auf der Basler Universität studirten z. B. am Ende des 15. Jahrhunderts mehrere Berner: ein Magister Johann Künitz, der nachher in Basel Hochschullehrer war, \*\*) ein Caspar Kunz aus Thun, Johannes Tobler von Barga, der spätere Reisläufer Albrecht vom Stein und der berühmte Theologe Thomas Wytttenbach aus Biel. \*\*\*) In Bern selbst hatte man stets für eine gute Schule gesorgt. Welchen Werth die Bürgerschaft darauf legte, einen ausgezeichneten Gelehrten, den Herrn Johann vom Stein, oder Heynlin a lapide wie er lateinisch sich nannte, für die Stadt zu gewinnen zeigt ein Beschluss des Grossen Rathes vom Jahre 1480. Wir lesen im Protocoll vom 7. April jenes Jahres:

Uff hüt ist auch vor M. H.H. Räten und Burgerer mit der Gloggen versampnot, angebracht die bestellung Hrn. Johannsen vom Stein, doctoren der heiligen Schriff und erzellt durch was mittell er sy ze behalten; und nach gründlichem verhören des alles das zugesagt, gelüteret und angenommen, als harnach stat:

Des ersten so geben Im M. H.H. Hus, Hof und Holz nach notdurft.

Item jerlichen 20 mütt dinkel und 3 vass mit landwin in sin Hus gewert.

---

\*) Thüring Frikart, Twingherrenstreit, Quellen zur Schweiz. Gesch. I, 126 ff.

\*\*) W. Vischer, Gesch. der Universität Basel. S. 143.

\*\*\*) Ebendasselbst.

Item und darzu järlichen 100 Gulden, namlichen all  
fronvasten 25 Gulden.

Item M. H.H. sollen In auch versechen mit pfrunden;  
u. s. w.\*)

Es war dies eine ganz ausserordentlich hohe Besoldung,  
freilich den Bedingungen entsprechend, die der hoch be-  
rühmte Basler und Pariser Professor zu stellen in der  
Lage war.\*\*)

Im Jahr 1482 wurde, und zwar auf Anregung Johannis  
vom Stein, ein anderer Gelehrter, Niclaus Wydenpösch, der  
ausdrücklich als „hier in unser Statt geboren“ bezeich-  
net ist, Doctor der freien Künste und der Arzenei, als  
Schulmeister angestellt. Seine Besoldung betrug freilich  
Anfangs bloß 40 Gulden und einen Rock, aber es wurde  
ihm das Zeugniß gegeben — laut Rathspatent —: er  
sei „in aller Tugend bewährt, bewärts lümden und gere-  
gulierts lebens.“ Er war Cisterzienser Mönch, vielleicht  
aus dem Kloster Friesenberg, das jenem Orden gehörte.\*\*\*)

Die Schule in Bern genoss sogar eines nicht geringen  
Rufes zu der Zeit, als Magister Heinrich Wölflin, lateinisch  
Lupulus, der Palästinafahrer,†) ihr Vorsteher war, einer  
der Vertreter jener neuen Geistesrichtung, welche, als  
Humanismus bezeichnet, die Kenntniss des antiken Lebens  
in Wissenschaft und Kunst gleichsam wieder aufgeweckt  
und der nachher tiefer greifenden religiösen Erneuerung  
wesentlich den Weg gebahnt hat. Magister Lupulus ist  
namentlich dadurch in der Geschichte bekannt, dass er  
der Lehrer Zwingli's war, als dieser, ohne Zweifel durch

---

\*) Raths-Manual von Bern. Nr. 28. S. 210.

\*\*) Vergl. über ihn: Vischer, Gesch. d. Univ. Basel, p. 157 ff.

\*\*\*) Raths-Manual Nr. 33. S. 141.

†) Manuscript auf der Berner Stadtbibliothek.

den Ruf der Schule angezogen, 1498 oder 1499 hier sich aufhielt.

Wahrscheinlich der unmittelbare Nachfolger Wölflins sollte nun Valerius Anshelm werden. Im Rathsbuch heisst es unter den Verhandlungen des Kleinen Rathes vom 22. August 1505: „Mine H.H. haben Magister Valerien zu einem Schulmeister gesetzt.“ \*) Ob Anshelm sich damals bereits hier befunden, ob er auf seiner Wanderung hierher gekommen und dann hier geblieben, oder ob er durch den Rathsbeschluss erst hergerufen worden sei, das ist aus den kurzen Worten nicht zu erkennen; dagegen bestätigen sie uns auf willkommene Weise die Richtigkeit einer Angabe der Chronik selbst, dass er erst 1505 Schulmeister geworden und keineswegs etwa schon 1483, wie man früher ganz irrthümlich angenommen und behauptet hat.\*\*)

Wir vernehmen nichts von der stillen Thätigkeit Anshelms an der Jugend; doch dürfen wir wohl die Vermuthung auszusprechen wagen, dass Anshelm nicht wenig dazu beigetragen hat, in der jungen Bürgerschaft Berns den Sinn zu pflanzen, der sich dann im Unterschiede fast vom ganzen Landgebiete der Lehre Zwingli's so auffallend geneigt gezeigt hat. Späterhin, das Jahr ist nicht urkundlich anzugeben, wurde Anshelm, seinen Studien entsprechend, zum öffentlichen besoldeten Stadtarzt erwählt, und im Jahre 1520 gehörte er, „Doctor Valerius Rüd von Rottwyl, der Stadtarzt,“ zu den Oberen der hiesigen Stift.

Kaum zwei Jahre nach der Ankunft des neuen Schulmeisters, 1507, fiel hier ein Ereigniss vor, welches ein ganz ungeheures Aufsehen erregte; das nicht blos in der Nähe sondern weit in die Ferne hinaus sehr viel zu reden gab.

\*) Raths-Manual Nr. 125, S. 122.

\*\*) Haller, Bibl. d. Schweiz. Gesch. IV. 319.

und den Namen unserer Stadt nicht gerade in der vortheilhaftesten Weise in den Mund der Leute brachte. Es war dies die sogenannte Jetzergeschichte,\*) ein an sich nicht eben unerhörter Klosterscandal, der aber durch die Art, wie er in Scene gesetzt worden war, durch die Energie, mit der die Bernische Regierung dagegen einschritt, besonders aber durch den Augenblick, in den er fiel, durch die Zeitstimmung, in die er hineintraf, von ganz ungewöhnlicher Wirkung gewesen sein muss. Je argloser Regierung und Bürgerschaft der Religion in ihren damaligen kirchlichen Formen gehuldigt hatten, um so tiefer sass der Zorn, als sie sich so frevelhaft betrogen sahen. Der ganze Vorgang mit dem darüber geführten Processe, dessen Acten übrigens noch vollständig und im Original existiren, wurde damals in einer eigenen Schrift in lateinischer Sprache beschrieben, welche vielfach, aber ohne sicheren Beweis, unserem Magister Anshelm zugeschrieben wird.\*\*\*) Das Büchlein wurde durch die noch ziemlich neue Kunst des Druckers vervielfältigt, mit wirkungsvollen Illustrationen versehen, und trug gewiss nicht wenig dazu bei, den Eindruck des Ereignisses zu verstärken und zu verbreiten.

Die Geister kamen von da an nicht mehr zur Ruhe, die einmal angeregte Bewegung dauerte fort. In der Stille gährten die Gedanken, der Reformationssturm begann. Aus Deutschland vernahm man, dass ein muthiger Mönch zu Wittenberg öffentlich den Ablass verwerfe; aus Zürich kam die Kunde, dass der Pfarrer am Grossmünster ganz anders zu predigen anfangte, als man es bisher gewöhnt; in Bern selbst fing Berchtold Haller an, seinem Beispiele zu folgen.

---

\*) Vergl. Müller (Hottinger), Gesch. d. Eidg. 6. 271—280. Villier, Gesch. von Bern III, 186—191.

\*\*) Haller, Bibl. d. Schw. Gesch. III. Nr. 37.

Der junge Maler Nicolaus Manuel liess in den Strassen der Stadt seine Fastnachtspiele aufführen, und der allbeliebte Lesemeister im Barfüsserkloster, Sebastian Meyer, trat unerschrocken gegen kirchliche Missbräuche auf und wurde nicht etwa, wie Wilhelm Zieli verlangte, als Ketzer verbrannt, sondern vom Rathe gegen Schmähungen geschützt. Die Nonnen im Kloster Königsfelden begehrten von ihren Gelübden freigesprochen zu werden; und immer allgemeine immer offener äusserte man sich im Gespräche über die Ehelosigkeit der Priester, über den Nutzen der Klöster, über die Gottwohlgefälligkeit der Wallfahrten, über die Nothwendigkeit des Fastens. Nur mit Mühe können wir uns eine Vorstellung machen von der Lebhaftigkeit, dem Ernste und der Leidenschaft, mit welcher diese Fragen erörtert wurden.

Der Stadtarzt war ein entschiedener Freund der neuen Lehre. Er gehörte seiner Bildung nach durchaus zu jenem Kreise der Humanisten, aus welchem neben andern Gleichgesinnten auch Zwingli hervorgegangen ist. Mit diesem selbst war Anshelm nahe befreundet, obwohl Zwingli wenigstens 10 Jahre jünger sein mochte. Eben so vertraut war Anshelm mit dem Prediger der Stift, Berchtold Haller, den man den Berner Reformator nennt; war doch dieser aus dem Dorfe Aldingen ganz nahe bei Rottwyl gebürtig, also sein engerer Landsmann, an den er von selbst sich anschliessen musste. In einem lateinischen Briefe an den bekannten Bürgermeister Vadianus in St. Gallen, vom 18. März 1523, der auch einen Gruss an den gemeinsamen Freund Zwingli enthält, spricht er seine Freude darüber aus, dass in Bern das Evangelium nicht nur frei gepredigt, sondern unter grossem Zulauf der frommen Leute angehört werde.\*)

\*) Abgedruckt in der Ausgabe v. Stierlin u. Wyss, VI. p. IV.

Mit seiner Ueberzeugung trat Anshelm offen hervor; wir dürfen ihn als würdigen Genossen eines Niclaus Manuel betrachten, der gleich ihm dem Stand der Laien angehörte; und den bekanntlich etwas zaghaften, schüchternen Haller hat er an Muth und Unerschrockenheit ohne Zweifel weit übertroffen. Wenn er später erzählte, wie „gleich von Anfang der Wiederbringung und Erscheinung des luteru Evangeliums unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, durch den Luther angericht und von Zwingli gestärkt, in einer Statt Bern, je welt har zu christenlichen Sachen wol geneigt, etliche von Gottes Gnaden des gnadenrychen Evangeliums Gnad und Freiheit buntent (begannen) schmecken;“ so konnte er mit vollem Recht beifügen: „deren ich bi den Ersten nit der mindest.“ \*)

Den ersten Anlass zu offener Parteinahme gab der bekannte Disput, welcher zwischen Sebastian Meyer, dem Barfüsser, und dem Dominicanermönch Heim ausbrach. „Als vom Barfüsser Lesmeister wider der Todten Messhalten, und vom Prediger Lesmeister dazu geprediget ward“, da bekannte sich Anshelm zur erstern Ansicht; er büsste damit die Gunst des schon erwähnten gelehrten, aber sehr abergläubischen Stadtschreibers Fricker ein: „Da lud er mich füra nimmer zum Tisch, als siner Seelen Ungständigen.“

Als sodann 1518 der Ablassprediger Samson in Bern seinen Einzug hielt und der Chorherr Wölflin, derselbe von dem wir oben gesprochen, ihm zur Anpreisung seiner Waare behülflich war, da sagte Anshelm zu dem Schultheissen von Wattenwyl: „Herr, dieweil Samsons Füchslin und Meister Heinrichs Wölflin vereint wollen predigen, so stünde eurem Amte zu, dass ihr lugtind zu euren Gänslin und Schäflin, die inzuthun.“ \*\*)

\*) V. Ansh. VI, 101.

\*\*) Ansh. I, XIV.

Viel rückhaltloser noch war aber seine „Husfrouwen.“ Leider wissen wir nicht, ob sie aus Bern gebürtig war, oder ob sie Anshelm aus der Fremde mitgebracht. Wir möchten das letztere für wahrscheinlicher halten. Diese Frau kam einmal auf einer Badfahrt in Gespräch „mit Einem, so da rühmt: Unser Frauen — die heilige Jungfrau — möcht ihn begnaden und sälig machen, und der zugleich behauptete: der Pfaffen Ehe sei unerlaubt, lästerlich.“ Sie erwiderte ihm nun in sehr entschiedenem Tone: „Unser frouwen wäre eine frou wie sie, nach eigener Art ein Wybsbild geschaffen, der Gnad und Heilmachung ihres Suhnes Jesu Christi, aller Gläubigen einigen Begnaders und Seligmachers bedürftig und vermöchte sie nit selig zu machen.“ Ja die streitbare Frau zog den weitem Schluss zur Vertheidigung der Priesterehe: „So wie in ihrem, der Maria, geprediget werde, dass sie auch vom höchstgehaltenen Priesterstamm herkomme, deshalb der Pfaffen Ehe für erlich möcht gehalten werden.“

Noch war aber ein solches Auftreten allzukühn und sollte namentlich einem Fremden nicht ohne Folgen hängen. „Diese Rede, so erzählt Anshelm weiter, wurde zur Verargung christlicher Lehr zum ärgsten usgleit und usgspreit, also dass Etlich sie, seine Frau, wollten ertränken, oder in's Halsysen stellen, zum Widerruf halten und uns vertriben.“ So arg wurde es nicht, doch arg genug; es kam zu einer wirklichen Verurtheilung: „doch so hiesch die zornige Gnad' 20 Pfund und ein Absolutz von Losanen.“ Anshelm sollte also gezwungen werden, vom Bischof von Lausanne, dem kirchlichen Obern der Stadt, Absolution zu erbitten und Busse zu bezahlen: „das Geld, sagt er, musst ich geben; die Absolutz blieb stan;“ er glaubte solche entbehren zu können. Die Frau aber erhielt um ihrer kecken

Gleichstellung mit der heiligen Jungfrau willen den Spott-  
namen: „Unser Frauen Schwester.“

Allein dabei blieb es nicht. Die Gegner des Stadt-  
arztes benützten den Anlass, sie brachten es dahin, dass  
seine Besoldung wesentlich herabgesetzt wurde, und zählten  
darauf, er werde, verletzt, die Stadt verlassen. „Noch  
waren die Herren diser straf nit vernügt, brachent mir min  
Sold ab, der Hoffnung, ich wurde selbs abziehen.“ Die  
Rechnung war richtig. Anshelm wich vor diesem Sturm  
des Unwillens, da ihm noch Schlimmeres angedroht wurde:  
„Angesehen der so harten und ufsätzigen ungunst, dass  
ouch mine Günstigsten min bekannte unschuld zu schirmen  
schüchten, wie wol ich 20 Jar lang mine beste Zyt in einer  
Statt Bern Dienst mit vil Geduld verzert hatt', uf dass  
mir, wie beschechen wäre, nit Aergeres zustuhnde, verkouft  
ich min Hus und Hab und zoch mit urloub zu miner Stief-  
mutter gen Rottwyl heim.“\*)

Man hat bisher meist angenommen, dass diese Rückkehr  
nach Rottwyl im Jahre 1523 stattgefunden habe. Im  
letzten Bande der gedruckten Ausgabe Anshelms findet sich  
nämlich einer seiner Briefe an Zwingli abgedruckt mit dem  
Datum: aus Rottwyl, am 28. October 1523.\*\*\*) Nun heisst  
es aber vielmehr: October 1528; und schon die grosse ge-  
druckte Sammlung der Zwingli'schen Briefe\*\*\*) hat also  
berichtigt. Die Chronik sagt auch ausdrücklich, dass die  
gefährliche Badfahrt seiner Frau am Katharinentage jenes  
Jahres, also am 25. November 1523 vorgekommen sei, und  
da er doch jedenfalls das darauffolgende Urtheil, sowie die  
Herabsetzung des Soldes in Bern abgewartet hat; da offen-  
bar die ganze Verfolgung gegen den muthigen Mann im

\*) Ansh. VI, 208 ff.

\*\*) Ansh. VI, IV.

\*\*\*) Schuler u. Sch. Bd. 8, S. 233.



Zusammenhang mit einer in den Jahren 1524 und besonders 1525 eingetretenen rückschrittlichen Stimmung in der Bürgerschaft und bei den Regierenden,\*) so halten wir für ziemlich sicher, dass Anshelm erst im letztgenannten Jahr 1525 ausgewandert sei. Damit stimmt dann auch die Angabe von 20 Jahren des öffentlichen Dienstes in Bern von 1505 hinweg gerechnet. Die Sache ist insofern nicht ohne Bedeutung, weil in diesem Falle Anshelm zwei volle Jahre länger ein unmittelbarer Zeuge der Dinge war, über die er später berichtet hat.

Der Aufenthalt in Rottwyl dauerte nicht lange; er blieb „bis dass ich da fand, was ich hie gemieden.“ Auch in Rottwyl brach nämlich eine Verfolgung aus gegen die Evangelischgesinnten; über 400 grösstentheils neu eingebürgerte Personen, Männer, Frauen und Kinder, sollen d. Glaubens wegen aus der Stadt vertrieben worden sein.\*\* Es war das ohne Zweifel — Anshelm selbst gibt die Zeit nicht an — im Februar 1528, wo dem Geschichtschreiber Württembergs zufolge in Schwaben ein förmliches Treiben gegen Wiedertäufer und Anhänger der Zwingli'schen Abendmahlslehre angeordnet worden ist.\*\*\*) Anshelm wurde davon mitbetroffen; seine Stiefmutter, zu der er seine Zuflucht genommen, hatte, so scheint es, unterdessen sich zu einem dieser in Rottwyl neu Angewiesenen wieder verewlicht, und nun wurde auch er als „neuer lüten Stiefsohn“ betrachtet und behandelt. Wieder wurde ihm das Ankleidende — wir wissen nicht, worin es bestand — entzogen. Aus seiner alten Vaterstadt wurde er zwar nicht

---

\*) Vergl. Reformations-Acten v. Bern, her. v. M. v. Stälin. Archiv d. hist. Vereins des Kts. Bern.

\*\*) Schw. Geschichtsforscher 10, 317.

\*\*\*) Stälin, Würtemb. Gesch. Band 4, S. 320.

verwiesen, aber er hielt sein Leben für bedroht, und nur der Rath seines Zwingli bewog ihn auszuhalten, bis er dann zur rechten Stunde nach Bern zurückberufen wurde, „ich uf Zwinglis ifrigen Trost wär bliben, wo mich der gnädig Gott Vater nit hätte us der plütigen Hand entflecht in die Stat Bern.“

Stets hatte Anshelm gehofft, nach Bern zurückkehren zu können. Rührend spricht sich diese Sehnsucht aus in dem schon erwähnten, leider lateinischen Briefe, den er aus Rottwyl, im October 1528, an Zwingli schrieb. „Nach Bern wünsche ich zurückzukehren, wo ich besser zu Hause bin als in meiner Vaterstadt; wo meine Kinder geboren sind.“ Er bat den einflussreichen Zürcher Freund, sich in Bern für ihn zu verwenden, und ihn den dortigen Bekannten durch seine Grüsse in Erinnerung zu rufen.

Hier war unterdessen eine grosse Wendung eingetreten. Im Januar 1528 errang die neue Lehre den entscheidenden Sieg in der Kirche des Barfüsserklosters, an der Stelle, auf der jetzt unsere alte Kantonsschule steht. Das Andenken an den einst schnöde vertriebenen Stadtarzt erwachte; die Fürsprache Zwingli's blieb nicht ungehört. Es fand sich für Anshelm das passende Amt, und im Januar 1529 schrieb der Rath von Bern nach Rottwyl:

Unser fründlich grus, und was wir liebs und guts vermögen zuvor, hochgelerter, wyser, sonders lieber und guter Fründ! Wir sind willens ein Kronik beschryben zu lassen; da uns nun anzöügt, und zum Theyll ouch gut wissen tragen, dass Ir zu söllichem togenlich syend, desshalb an Üch unser begär wäre, wo Üch söllichs zu thund anmuthig, das Ir zu Unns keren wolltend und Üch solliches undernehmen wellen. Wir Üch zimliche Besoldung darumb geben, nämlich järlichen 60 Gulden unser Wärun, 20 Mütt

Dinkel und 10 Fuder Holtz, und als lang Ir in Beschrybung Unser Kroniken beharren werdent; doch sollent noch werdent Ir Üch keiner andern Sachen darneben beladen noch annehmen, biss Ir die Kroniken vom burgundischen krieg bis uff dise Stund ganz und gar beschriben händ, sampt dem sich hiezwüsch zutragen wird.

Hiemit sind Gott bevolchen, Datum 29. Januarii 1529.

Schultheiss und Rhat zu Bern.\*

In dem durch die Reformation eben erst aufgehobenen und leer gewordenen kleinen Frauenkloster auf der Michaelsinsel in der Tiefe des jetzigen Altenbergs, zwischen zwei Armen des Aarelaufes, von welchen der eine jetzt ausgetrocknet ist, wurde dem gewesenen Stadtarzt eine Wohnung eingeräumt, und im Juni 1529 zog der nunmehrige Chronikschreiber daselbst ein. Nach drei Jahren musste er zwar dieses Haus mit einem andern vertauschen, aber er blieb ausschliesslich mit der Erfüllung der Aufgabe beschäftigt, bis er 1540 starb.

So war denn Anshelm durch die Gunst und den grossherzigen Entschluss seiner neuen Vaterstadt die nöthigen Musse und Freiheit vergönnt, um einer Aufgabe leben zu können, die, wie wir sehen werden, durchaus seinem Wunsche, wie seinem innern Berufe entsprach. Schon im Jahre 1412 hat der Rath von Bern auf die Anregung des hochverdienten Schultheissen Rudolf Hofmeister hin, den Stadtschreiber Conrad Justinger mit der Abfassung einer Stadtchronik beauftragt, und ihm „der Stadt Kisten“, d. h. ihre Archive zu diesem Zwecke geöffnet;\*\*) und wir verdanken diesem wohlverstandenen Bürgerstolz, diesem Sinn für den Zusa-

\*) Deutsch. Missivenbuch der Stadt Bern, R. 154; auch abgedruckt: Geschichtsforscher Bd. X. 279.

\*\*) Justinger, ed. Studer, p. 2.

menhang der Generationen ein treffliches Werk über die älteste Geschichte unserer Stadt; ähnlich war es später mit den Chroniken von Bendicht Tschachtlan und Diebold Schilling, von denen letzterer bekanntlich die Burgunderkriege als Mitkämpfender erzählt hat.

Anshelm war der rechte Mann, um diese Werke fortzusetzen. Längst hatte derselbe sich mit geschichtlichen Studien beschäftigt. In dem schon erwähnten Briefe an Zwingli von Rottwyl aus sprach er von der Absicht, seine Chronik drucken zu lassen. Man hat bisher diese Worte auf die Bernerchronik bezogen; sie betreffen wohl eher ein anderes Werk, eine lateinisch abgefasste Uebersicht der Weltgeschichte von der Schöpfung an, welche dann auch, bis zum Jahre 1540 fortgesetzt, im letztgenannten Jahre, dem Todesjahre des Verfassers, mit zahlreichen Holzschnitten hier in Bern gedruckt worden ist, als eines der ersten hier erschienenen Bücher. Es leistet das schöne, jetzt selten gewordene Werk\*) den Beweis von der Gelehrsamkeit Anshelms und von seiner Vertrautheit mit der Geschichte des Alterthums und der fremden Völker, wenn es auch selbstverständlich für uns jetzt keinen eigenen Werth mehr hat.

Es ist dies ohne Zweifel die nämliche Arbeit, die er früher schon zum Abschluss gebracht, wie es heisst, „mit Gemälden verziert“ und auf Begehren des päpstlichen Legaten dem Papste Leo X. zugeeignet hat.

Wie hoch Anshelm den Beruf des Geschichtschreibers hielt, zeigt uns der Eingang seiner Bernerchronik, aus dem

---

\*) *Catalogus annorum et principum, ab homine condito usque in praesentem a nato Christo 1540 annum deductus et continuatus per D. Valerium Anselmum Ryd. Bernæ per Mathiam Apiarium MDXL.*

ich Ihnen einige Stellen in seiner eigenen so charaktervollen Ausdrucksweise mittheilen möchte:

„Der Mensch ohn' Sicherung einicher Zyt von hinne enden und sterben muss; ist ihm kein ander Mittel, ewig hie — wie er von eygener Natur begehrt — ze bliben und zu leben vorhanden, wann in Gedächtnüs der nach und nach kommenden Menschen, durch die blybende gschrift.“ — „Dann, wo gschrift nit wär, brächte die hinlaufende zyt alle zytliche Ding in Vergessenheit und Absterben. Hiemit der Mensch klein vortheil vor andern unvernünftigen Tieren hätte, wede Vergangenes noch Künftiges wissend. So der Frommen loblich (Thaten) zu Dank und Folg, der Böser schmählich zu warnung und flucht Gedächtnüs soll ufgeschriben und behalten werden.“ — „Und das ist rechte Kronik Inhalt, Art und Nutz, in kurzen Worten von dem heiligen Job anzeigt, sprechend: Frag die alten G'schlech und ersuch flyssig der Väter Gedächtnus, sie werdent dich unterwysen; denn wir sind übernächtig, und erkennen nicht dass unsre Tage sind wie der Schatt uf Erden.“ — „Sagt Jeremias: stand uf die weg und lugent, und frage nach den alten Fusswegen, welches der gut weg sye, der selben gond, so werdent ir üweren Seelen Ruw finden. Diss fragen und lügen muss im Buch geschehen.“ Nicht eitler Prahlerei oder einbildischem Hochmuth auf die That der Väter soll somit die Geschichte dienstbar sein, sondern sie hat einen im höchsten Sinne belehrenden Zweck, Nutz dem menschen, so us geschehenen dingen aller dinge Schöpfer erkennt, gegenwärtige ding ermisst und künftige fürsieht. Und das ist aller Kroniken einige und nützlich Frucht, welche doch allein Gott gibt!“ \*)

Aber wahren Patriotismus, ächte Sittlichkeit, auch —

---

\*) Ansh. I, 4, 5.

erkannte Anshelm, kann die Geschichte nur in dem Maasse fördern, als sie die Wahrheit spricht. In einer Zeit, die nicht allein vielfach unerwiesene Sagen für zuverlässige Kunde nahm, welche vielmehr geradezu in Geschichtserfindung sich gefiel, und nach der Art jener neulich bekannt gemachten Strätlinger Chronik\*) die eigene Phantasie spielen liess; da hat Anshelm überall, wo es ihm möglich war, aus Urkunden seine Darstellung geschöpft. In vielen ältern Rathsbüchern und Protokollen des kantonalen Staatsarchivs finden wir am Rande die leicht erkennbaren, aber schwer lesbaren Schriftzüge des fleissigen Mannes. Wichtige Zuschriften, Actenstücke, auch Gesetze und Beschlüsse sind in seiner Chronik, wenn nicht wörtlich aufgenommen, doch in einer Weise mitgetheilt, dass man nicht zweifeln kann, er habe dieselben in ihrem Wortlaut eingesehen. Und seine Gründlichkeit begnügte sich keineswegs mit dem, was er hier finden konnte, was die Natur seines amtlichen Auftrags und das Vertrauen des Raths ihm in die Hand legte: der erste Wunsch Anshelms, den er gleich beim Beginn seiner Arbeit der Behörde kund gab, war der, dass sie ihm Gelegenheit verschaffen möchte, auch aus Zürich die nöthige Auskunft und die zuverlässigen Quellen zu erhalten. Das Schreiben ist noch im Concept erhalten, in welchem Schultheiss und Rath von Bern am 18. August 1529 nach Zürich schrieb und die dortige Regierung ersuchte, mit einem gewissen Meister Fridli Bluntschli zu reden, der eine Chronik geschrieben hatte, und „In in unserm Namen pittlich angekeren, bemeldtem unserm Chronikschryber sovil Hilf, Zuschub und Förderung zu bewysen, als Im immer möglich, und also Im sine Cronika zu verläsen vergonnen und Im die ze

---

\*) Bächtold und Vetter, Bibl. älterer Schriftwerke, Bd. I.

schicken in unsern costen; sollen Im unversert wider werden  
und darus kein schaden zustan.“ \*)

In einem zweiten Schreiben richtete Bern auf Anshelm  
Begehren am 10. Juni 1530 das weitere Verlangen an die  
beiden Städte Zürich und Luzern, dass sie dem Chronik-  
schreiber auch ihre Archive zur Benützung öffnen möchte.  
„Als wir den hochgelerten Doktor Valerium Anshelm, Zeig-  
dis, bestellt unser Cronika ze schriben, hat er dieselbig  
bis uf etwas Jarzal bracht; da aber er in unser Kält-  
(G'hälter) und Canzley keine Schriften mer darzu dienen  
finden kann, und uf solichs Uns anzeigt, wie er guter Ho-  
nung, er by Üch wol etwas finden möchte, das zur sa-  
dienlich und zur Usführung der Cronik dienlich, Harumb  
Üch trungenlich und früntlich pittend, Ir wellend Im  
sin wyter anzeig solich schriften zu besächen vergunnen.“  
u. s. w.\*\*)

Die beiden im „Schweizerischen Geschichtsforscher“  
von 1838 (Bd. X) vollständig abgedruckten Schreiben sind  
gewiss der Mittheilung werth, sie sind vielsagende Zeug-  
nisse für eine in jenem Jahrhundert so gar ungewohnte  
historische Gewissenhaftigkeit, mit welcher Anshelm seine  
Arbeit begonnen und ausgeführt hat.

Und welch' eine Zeit hatte der Chronist zu beschreiben?

Sein Auftrag ging auf Fortsetzung der amtlichen Stadt-  
chronik. Nach einer Einleitung über den Werth der Ge-  
schichtschreibung überhaupt, aus der wir einige Hauptstel-  
len mitgetheilt haben, und welche übrigens erst bei Abschlus-  
des Werkes abgefasst worden ist, gab Anshelm zuerst eine  
kurze Uebersicht über die Vergangenheit des Landes bis  
zur Erbauung der Stadt. Sie ist natürlich für uns oh-

\*) Deutsch. Missivenbuch R. 380.

\*\*) D. Missivenbuch S. 132.

Werth, zeugt jedoch von selbstständigem Urtheil und nicht geringer Belesenheit in den damals zugänglichen Quellen.\*) Dann folgt eine merkwürdig gedrungene Zusammenstellung der Hauptereignisse und vornehmlich der successiven, bald friedlichen, bald gewaltsamen Gebietserwerbungen, je mit der — nicht immer richtigen, aus den ältern Chroniken entnommenen — Angabe der Jahre, unter dem eigenen Titel: „Ein verkürzter Durchgang und Vergriff einer loblichen Stadt Bern Kronik, vom Anfang bis zum Ende des Burgunschen Kriegs, haltend 286 Jahre.“

Mit seinem eigenen Werk griff indessen Anshelm noch in das Jahr 1474 zurück. Den äussern Hergang des Krieges mit dem burgundischen Herzog hatte zwar Diebold Schilling, der Mitkämpfer bei Murten, bereits ausführlich erzählt. Ueber die Ursachen des Krieges dagegen, über die vorausgegangenen politischen Verhandlungen und die innere Entwicklung des verhängnissvollen Conflictes gibt uns Anshelm äusserst wichtige Einblicke und mancherlei Ergänzungen.

Die ganze Folgezeit, von 1477 an, über Stanzertagsatzung, Schwabenkrieg, Mailänderzüge, über die Jahre der Kirchenreformation und der Religionskriege hinaus bis zum Jahre 1536 hat Anshelm erzählt; es war die Zeit, in welcher die Schweiz die verhältnissmässig wichtigste Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat. Drei Namen genügen: Novarra 1513, Marignano 1515, Pavia 1525; es war die Zeit der mächtigsten politischen Krisen, der fremden Bündnisse, der diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich, mit dem Kaiser, mit dem Papst, mit Venedig, mit Ungarn; die Zeit der tiefsten geistigen und religiösen Erregung; die Zeit,

---

\*) Als Hauptquelle benützte er offenbar das sogenannte Chronicon Urspergense, von Christi Geburt bis 1229, das schon 1515 gedruckt worden ist; ebenso das Geschichtswerk des Otto von Freising.



von welcher der fahrende Ritter Ulrich von Hutten ausgerufen hat: „es ist eine Lust zu leben!“, welche aber fröhlich unserm Anshelm — wie wir schon gestehen müssen — weit weniger gefallen hat. Es waren dies zugleich die Jahre, in welchen Bern speciell sein mächtig anwachsendes Stadtgebiet in einen Staat verwandelte, und das System concentrirter und fest gefügter staatlicher Autorität und wohlgeordneter wirthschaftlicher Verwaltung mit sicherem Bewusstsein einzurichten begann, welches unsern Kanton einst sprüchwörtlich gross und reich gemacht hat.

Es bedarf kaum einer weitern Erinnerung, dass der Inhalt eines Geschichtswerkes das lebendigste Interesse darbieten muss, in welchem zum grösseren Theil ein Augenzeuge und Mitlebender von diesen Vorgängen berichtet.

Er hat in der Weise erzählt, dass er je beim Anfang eines neuen Jahres die regierenden Häupter der Christenheit nannte. Den jeweiligen Kaiser, den Papst, den König von Frankreich und den Schultheissen von Bern. Dann folgt die Erzählung der verschiedenen Ereignisse des Jahres meistens in einer gewissen sachlichen Zusammenstellung jedes in einem eigenen Capitel, mit besonderer kurzen Ueberschrift, was den Gebrauch sehr wesentlich erleichtert.

Nicht an den groben Thatfachen und Vorkommnissen anhaftet er, als feiner Beobachter drang er in die Tiefen des Volkslebens ein und berichtet von den allmählig sich verziehenden Wendungen der öffentlichen Meinung, den Veränderungen in der allgemeinen Sitte, von den kleinen Zügen, die oft wenig beachteten Anzeichen, in welchen solche inneren Veränderungen sich verrathen. Seine Chronik ist deshalb ausserordentlich reich an dem, was man jetzt Culturgeschichte nennt.

Seine Sprache ist manchmal verworren, doch nur sel-

unverständlich; häufig ungeschickt, doch immer anschaulich; oft geschmacklos, doch immer geistreich; deutsch zu schreiben hat man ja damals überhaupt erst gelernt. Seine fast immer der Erzählung angehängten Urtheile und Reflexionen sind daher, obwohl oft breit, doch niemals langweilig, fast immer treffend, meistens pikant.

Anshelm konnte und wollte nicht blos das Geschehene berichten; er war nicht blos ein Mitlebender, sondern auch ein Mitstrebender der grossen Zeit.

Er war in der für einen Geschichtschreiber glücklichen Lage, in Bern, der Stätte seines Wirkens, lange genug eingewurzelt zu sein, um Alles genau und scharf beobachten zu können, und doch dabei persönlich gewissermaassen unbetheiligt und unbefangen zu sein; um die einflussreichen Personen zu kennen, auch die geheimsten Motive zu durchschauen, und doch selbst den Intriguen der zusammenhängenden Standes- und Familieninteressen gänzlich ferne zu stehen. Dabei hatte er zu viel Charakter und Mannhaftigkeit, um nicht scharf und bestimmt seine Stellung zu nehmen und zu bezeichnen, zu viel moralisches Gefühl, um nicht Recht und Unrecht, Bös und Gut zu unterscheiden. Wie entschieden der gelehrte Stadtarzt in seiner religiösen Ueberzeugung sich zur neuen Lehre bekannte, davon haben uns schon die zwei Verfolgungen erzählt, die er um seines Glaubens willen über sich ergehen liess. In der Beurtheilung der politischen Verhältnisse sind seine Ansichten nicht weniger klar.

Anshelm war ein entschiedener Gegner des französischen Einflusses, der die Grossen mit Pensionen und Jahrgeldern, die Kleinen mit Sold und Handgeld gewann, und bedauerte von Anfang an die tiefe und unmoralische Abhängigkeit, in welche Rath und Volk von Bern sich mehr und mehr gegenüber den französischen Kroninteressen begab. Schon die

Burgunderkriege beurtheilte er von diesem Gesichtspunkte aus. Nachdem man durch Jahrhunderte hindurch die Heldenthaten bei Grandson und Murten als Triumphe der schweizerischen Freiheit gefeiert hatte, ist dagegen in neuerer Zeit die Ansicht ausgesprochen worden, dass die Schweiz wohl besser gethan hätte, das Entstehen eines starken burgundischen Herzogthums zwischen den eigenen Grenzen und denen Frankreichs zu begünstigen, statt dieses selbst zu zerstören und so den vergrößerungslustigen Könige sich auf den Leib rücken zu lassen. Es zeugt gewiss für Anshelms politischen Scharfblick, dass er schon damals mitten unter den stolzen Erinnerungen an den errungenen Kriege ruhm, dieser nämlichen Einsicht Ausdruck gegeben hat. Unverhohlen missbilligte er die Art, wie Bern durch die geschickten Umtriebe von Diesbachs und gegen den Rath Adrians von Bubenberg in den Krieg sich hatte hineinführen lassen und Carl den Kühnen für einen gefährlicheren Nachbarn ansah als Ludwig XI. In seiner anspielungs- und bilderreichen Sprache beklagte er es: „dass, wiewol nu diss treffentliche auch vil ander fürhalten und ermahnen vast stark und schynbar waren, noch so ward Alles vom gilgechten Sonnenglanz — den französischen Kronenthaler mit der Sonne und Lilie — und dem vilfarbigen Pfauenschwanz — den Versprechungen Oesterreichs — sogar geschwecht und verdunklet, dass Schilling — der Geschichtschreiber — vom Löuwen — dem Herzog Carl — ouch nach seinem Tod nüt dann Uebermuth und Verachtung weiss ze schreiben.“ Anshelm stand damals nicht allein, sondern er behauptet: „So waren viel Eidgenossen; die viel lieber den Burgundischen Frieden, wann den Frankrychischen Bund hetten gehalten.“ Nur der unerwartet ruhmvolle Ausgang und der helle Glanz,

\*) Ansh. I, 112, 122.

der nun unmittelbar auf die militärische Kraft der Schweiz fiel, liess den grossen politischen Fehler in Vergessenheit kommen; aber gut gemacht wurde er dadurch keineswegs, denn nun erst waren dem französischen Einfluss Thüren und Thore geöffnet.

„Inpflanzung und Frucht der Pension, zu diser Zit uss Frankrych in ein fromme Eidgnossschaft ankommen,“ heisst die Ueberschrift eines nächst anschliessenden Capitels: „Mit obgemeltem Frankrychischen Bund ist ein nüwer Gwerb durch nüwe, und Keiser Julio unbekannte Kouflüt ankommen, diss Bunds und Kriegs, ouch aller nachkommen Bünden und Kriegen die fürnemste ursach und urhab, mit Namen: die grossmächtig und huldrych Pension, einfach, gemeine und offene, aber zwyfach, sundere und heimliche; und so stark ingessen, dass weder Bapst noch Keiser, noch einiger Gwalt, dann Geltsmangel nüt wider si het vermögen.“\*) Ich kann mir nicht versagen, Ihnen eine längere Stelle mitzuthellen, die des wackern Mannes Gesinnung so kräftig wiedergibt in seiner beredten Empörung über die sichtbar einreissende Corruption. „So ist, wie der gross Paul — der Apostel Paulus — bezügt, Gytigkeit ein Abgötterey und ein Wurzel aller Lasteren. Sobald der Machabeisch Fürst, Jonathas, frömden Gaben vertrawt, da war er verrathen. Sobald der Griechen frye Bundesstätt des Mazedonischen Künigs Philippi Bund und Gaben annahment, wurden si zertrennt und verlurent ire lobryche Fryheit und Herrlichkeit. Sobald zu Rom, aller weltregenten Spiegel, Gaben und Gastungen aufgingen, da gieng ihre aller Welt verwunderte Herrlichkeit ab und ward der gemein Nutz zerstört. Da der erst Römisch Burgermeister Brutus eher wollt sine Sühn erwürgen, dann si lassen küngisch sin und der

\*) Ansh. I, 125.

Stat Satzung brechen; da Marcus Curius lieber wollt ~~u~~ss  
hölzner Schüsslen und bratne Rüben essen, wan der Sa- ~~m~~-  
niter Gold oder Kriegsgut, oder nit mer Ackers, denn an ~~d~~er  
Burger haben; da Fabricius lieber wollt in siner fryen ~~S~~ ~~t~~at  
arm sin, denn bim Küng ein Viertel des Küngrychs ~~be~~-  
sitzen; da der blind alt Claudius zu siner Blindheit ~~ehr~~  
wollt ouch tumm — das heisst taub — sin, weder ~~den~~  
gyttigen Küng hören umb Friden märkten; da in allem  
Rom Niemand, ouch weder Wyb noch Kind, wollt ~~den~~  
klugen küngischen Botten einiche Gab abnemmen, — da  
ward Rom in aller Welt gepryst und ungewinnlich — ~~un~~-  
besiegbar — geschätzt, ire Hüser für Göttertempel und ~~ire~~  
Burger für ytel Küng gehalten.\*)

Gegen das durch Pensionen und Reislauferei so mächtig  
geförderte Grundübel des damaligen Volkslebens richtete  
sich bei jedem Anlass des Geschichtschreibers Zorn in  
Worten, die in Kraft und Bündigkeit des Ausdrucks keines-  
wegs unwürdig an die Reden Zwingli's erinnern: „Woher  
kommt, dass in einer wol und loblich herkommenen Stat  
Bern, wie in aller Eydgnossschaft, uss einigem Rath so-  
vil Räth als Pensionirherren sind? — dass stattliche ~~und~~  
tüttsche Burgerschaft geminderet, aber welsche Krämer ~~ey~~  
und Bettlerey gemehret? — dass us zweyen, dreyen, vier ~~en~~  
(Hüsern) Ein Hus, und us Sesshüsern Stall und Schüren —  
und doch etliche von irer Mutter übergüllt den Schuldne ~~en~~  
fürgeschlagen, und dass us vilnützen Werkenden müss ~~ge~~  
Junker sind worden?\*\*)“

Anshelm erzählt uns mehrmals davon, wie der all ~~ge~~-  
meine Unwille sich regte, zum Aufruhr führte und zu V ~~er~~-  
suchen nöthigte, die Pensionen abzustellen; aber auch ~~da~~-  
von, wie rasch Verbote und Eide wieder in Vergessen ~~heit~~

\*) Ansh. I. 126.

\*\*) Ansh. I. 132.

geriethen und die alte Wirthschaft wiederkehrte; er deutet auch an, warum Alles nichts half: „Es gab solche — welcher doch der minder Teil, — so us rechtem yfer allweg dawider strebten, die Pensionen ganz und gar zu verschweren und mit harten Satzungen und Bussen abzutun geraten. Denen zutrat willig der gross Huf, so nüt, — und us Verbunst der, so z'wenig, aber gern meh, — und us Forcht der, so z'vil, aber nit genug, het ingnommen.“\*) Kurz, es war noch bei Wenigen rechter Eifer, bei den meisten war es der Neid, der auf Abstellung drang.

Anshelms ernste Gesinnung erkannte, dass das Uebel in der Tiefe liege und in der Tiefe geheilt werden müsse: „Aber der untrüw, eigennützig Gyt het weder Augen noch Ohren; allein der barmherzig Jesus muss und mag diss stummen Tüfel ustryben, dass der Krank geheilt, Schand und Schaden erkenne und darob gewarnt und gewitzget werde. Sunst sind alle Exempel, Lehr und Warnung verloren und ganz vergeben, wie ouch hie beschehen, wann dass Gott Ettliche durch's Evangelium hat errettet.“\*\*)

Er sah ein, dass der unerträglich gewordene kirchliche Zustand, dass die völlige Auflösung aller Religiosität des Unheils tiefste Ursache sei. Allein bei ihm trieb diese Einsicht nicht, wie bei so vielen Andern, zum Aberglauben und zur immer größern Ueberbietung kirchlicher Andachtsübungen. Nur zu lange hatte man in Bern in immer neuen Ablassbriefen vom Papst, in Bittgängen und Processionen, in effectvollen Fastenpredigten, im Ankauf von angeblichen Reliquien, durch fast gewaltsames Hintreiben der Volksmenge in die Kirchen hinein dem Sittenzerfall zu helfen gesucht. Anshelm sah gerade in der römischen Kirche selbst die Wurzel des Uebels.

\*) Ansh. III, 127.

\*\*) Ansh. VI, 27.

Wie ein alttestamentlicher Prophet schüttete er seine Zornesschalen aus über die Priester und Mönche, über den Papst und seine Clerisei, und über allen Aberglauben und alle heuchlerische Devotion. Gestatten Sie mir, auch von diesen Ergüssen kräftigster Empörung Ihnen einige vorzuführen; ich bin gewiss, dass trotz der theilweisen Derbheit, oder richtiger, trotz des herben Sarcasmus der Rede, der Ernst und die Tüchtigkeit des Sinnes Ihnen nur neue Sympathien einflössen kann zu unserm redlichen Rottwyler, dem ächten Freund Zwingli's.

So schreibt er einmal, da er von einem „gottlos ungelerten Pfaffen“ erzählt: „Was müsstint da für Schaf werden, wo Gott nit hüt't, da der Tüfel selbs hirtet! Hie ist wohl abzunehmen, was Blindheit, christlicher Lehr Unwissenheit und Unachtung bringe, die semlich Hirten ufnemen, und sich under ihnen sunder als Christen und des uralten Gloubens rühmen. Es ist ja wahr, dass des Tüfels Gloub uralt und gross, von alten Schlangen durch den alten Adam harkomen, mächtig bis zu Ankunft des Für und Schwert Gottes ist und blybt.“\*)

Und ein andermal, da er von den äusserlichen Uebungen sprach, die in der zerrütteten Zeit um so auffallender in Aufnahme kamen, je mehr die Kirche ihren innern moralischen Einfluss einbüsste: „Diss und vil ander blinde Glouben sind zu disen blinden Zyten durch Blinde und Blindenführer in Schwang und Öffnung kommen, ohn' Zwyyfel endlich zu mehrem Urtheil der blinden Blinden, und zur mehren Erkenntnus des versunkenen Liechts, so da naher Zyt sollt durch die Gnad Gotts sinem Sun zu Ehren und sinen Erwählten zur Fröüd und Trost wieder herfürgebracht werden.“\*\*)

\*) Ansh. IV, 205.

\*\*) Ansh. III. 253.

Und wieder, wie treffend schildert er die ganze Zeit: „Also, wo das gsund Wort Gotts nit ist, da muss rechter Gloub wychen, und us eignem Gutdunken Aberglob Statt haben, denn vil Aberglobiger Glyssner, Hexen und Zouberer werden. Dann ja Niemer ungläubig will syn und doch Niemand dann den Userwählten der recht Gloub allein von Gott durchs Wort frygabet wird.“\*)

Wie köstlich ist seine Schilderung der grossen Engelweihe zu Einsiedeln, von der er aus eigener Anschauung erzählt: „Es war us allen Landen ein so grosser Zulouf, dass der Bychtväter Gwerb so thür ward, dass sich fast gross Buben unter ihnen verburgen, und ein Schuhmacher, so sich zu wyt fürher thät, sin gwunnen Bycht-, Mess- und Diebgelt am Galgen uf der heiligen Strass verzert. Ouch so begegnet mir da in einem Winkel ein Bycht- ja Wichtvater, ein flüchtiger Prediger-Münch, leer aller Tugend und Kunst, und voll aller Bosheit und Buberey; hatt' geistlichs Doktors Platz und wär billicher ob ehgamelts Schuhmachers Bychtstul ghanget; hiess Zimmerli.“\*\*)

Anshelm konnte deshalb, obwohl ein Gegner der französischen Politik, nicht wie die meisten seiner Mitbürger thaten, an die päpstliche Partei sich halten; besonders dann nicht mehr, als der Papst, dem Beispiel Frankreichs folgend, zum vermeinten Schutz der Kirche auch seinerseits die Werbetrommel in's Land zu schicken begann und, gleich wie Frankreich mit seinen goldenen Kronen und Thalern, so seinerseits mit seinen bleiernen Bullen, das heisst den Geistlichen Dispensen und Verheissungen ewigen Lohnes, die Abenteuerer unter seine Fahnen lockte.

„Hie kumbt einem rechtläubigen gutherzigen Christen nit gnug ze verwundern, ouch ze yferen, wie so mit arg-

\*) Ansh. I, 308.

\*\*) Ansh. III, 280.



listigem, spitzfündigem Tüfel der christlos Entchrist — Antichrist — umb sines entchristlichen G'walts und Ehr- gyts willen, im Schyn eines Engels, ja Ueberengels! Gotts Statthalter und Liechts, diss Tüfels finster Gedicht erdenkt vor nie gedacht, und mit demselben understat, ein fromm handfest Volk, on das zum Stryt geneigt und glückhaf in christenliches Blutvergiessen, dem grimmen Türken gly anzuführen, ze hetzen und wüthen ze machen. Gwüss dess Statthalter, der da sprach: Nit also, Christe, sollen w lassen Für vom Himmel kommen? (Luc. 9, 54) — und dessen, der da sprach: gang hinder sich Satan! wisst i nicht, wess Geistes Kinder ihr seid! — Was hat römisch Babst an ein Eidgenossschaft anderes begehrt, w auch der grimm Türk an sie, als an ein kriegbar Volk begehrt hätte, nämlich Christen ze würgen und ze verderben.“ \*)

„Kriegsapostel“ nennt er einmal mit einem gewis ausserordentlich treffenden Ausdruck jene Aussendlinge des Statthalters Christi, welche unter geistlichem Schein nur die Aufgabe hatten, neue Heere zu sammeln zum Schutze der weltlichen Macht und des römischen Kirchenstaates, welche kamen, um mit Anweisungen auf die Vergebung der Sünden die kriegslustige Jungmannschaft zu ungeordneten und verbotenen Feldzügen zu bereden.“ \*\*)

Sein Urtheil über den lasterhaften Papst Alexander fasste Anshelm in das Reimsprüchlein:

„Alexander verkouft Rom, Christum und Altar; —  
Hat dess gut Recht, dann si us Kouf ihm komment ha  
Niemand in darum zu strafen hat.  
O Christe! O Petre!\*\*\*)

\*) Ansh. I, 171, 193.

\*\*) Ansh. I, 187.

\*\*\*) Ansh. II, 95.

Wenn die Päpste damals Geld bedurften, was wie bekannt nicht selten geschah, so verlangten sie Steuern zum Kriege gegen die Türken. Diese so bequemen Türken, deren Schreckensname das Geld aus der Christen Tasche zog, nennt daher Anshelm: „des Papstes Tresörirer,“ das heisst Schatzmeister oder Steuereinzieher. Wie schlagend ist es wieder, wenn er mit leisem Spotte über die Vermengung geistlicher und weltlicher Motive die Urner beglückwünscht, dass sie „in einer Reis — das heisst in einem Kriegszug — den Himmel und Bellitz (Bellinzona) gewonnen haben.“ \*)

So redete Anshelm vom sichtbaren Haupte der Kirche. Um so höher dachte er, auch darin ganz Zwinglisch gesinnt, von der Aufgabe des Staates und von der Pflicht eines republikanischen Staatsmannes: „Hie zu merken,“ sagt er einmal, „dass einer Gmeind dienen, ist ein sorglicher, schwerer Last, vil Arbeit und selten Dank; dann si unstät, glych den Kyss-Wasser-Flüssen, allweg zur Nüwerung geneigt, so man's schwellt, überlauft, so man s' gan lat, ynbricht. So ist aber gemeiner Oberkeit der sicherest und kräftigest Schirm: veste Trüw, Einhäligkeit in Rhat und That, zuvor nach Gott, nach der Warheit, nach Stadt-Ordnung, nach Zufall der Sachen, mit guter Gwüssen, zwüschen Strenge und Linde, zum gnowsten als müglich, gan und stan, thun und lan.“ \*\*)

Seine politischen Grundsätze spricht er in gelegentlichen Sentenzen aus, von denen noch einige folgen mögen, weil sie ganz besonders den ganzen Mann und seinen Sinn durchschauen lassen.

„Es ist ganz misslich und g'färllich, Party mit Party  
ohn' mitle Vernunft ze dämmen: Gwalt reizt Gwalt, Rach

\*) Ansh. I, 178.

\*\*) Ansh. I, 230.

sucht Rach; Vernunft gebiert Vernunft, Vernunft Maass, Maass Einträchtigkeit, Einträchtigkeit Friden, Frid alle Dingen Wolstand.“\*) — „Vernunft und Maass sind edel, aber selten by den Edlen, so ihre Unvernunft und Unmaass ungestraft für Recht muss gelten oder gelitten syn.“\*\*) — „Wenig Gebot zeigt an ein gutes, und wol gebieten ein wyses und fürsichtiges — aber gute Gebot in Wesen halten, zeigt an ein gerechtes, handfestes Regiment. Dann viel gebieten und die Gebot nit halten, stärkt die Viele der Lastren, mehret die Unghorsame der Underthanen und gebiert Verachtung der Obrigkeit.“\*\*\*)

Leicht wäre es, die Zahl derartiger Weisheitssprüche zu vermehren, schwer ist es und Ueberwindung kostet es, aus der Menge zu wählen und so manches Wort von einschlagender Wahrheit zu übergehen; doch die Beispiele mögen genügen.

So war Valerius Anshelm; mit solcher Gesinnung, mit solchem warmen Herzen für Anderer Wohl, mit solchem edlen Patriotismus, mit solchem feinen Verständniss für Bernisches Wesen, in das er doch ursprünglich als Fremder gekommen, mit solcher scharfblickenden Einsicht, mit solchem gesunden und starken moralischen Gefühl, mit solcher reichen Lebenserfahrung hat Anshelm das Thun und Treiben der Menschen beobachtet und beurtheilt; — mit solcher Liebe zur Wahrheit, mit solchem kühnem Freimuth, mit solcher Kraft und Energie der Sprache, mit solcher originellen Ausdrucksweise, mit solchem geistreichen Witz hat er die Geschichte unserer Stadt und unseres Landes in jenen wichtigen Entscheidungsjahren in seiner Chronik niedergeschrieben.

Der Werth dieses Werkes wird nicht wenig dadurch erhöht, dass wir noch die Schrift besitzen, die seine eigene

\*) Ansh. IV, 428.

\*\*) Ansh. I, 220.

\*\*\*) Ansh. I, 258.

Hand geschrieben hat. Man hat lange und noch bis vor Kurzem bezweifelt, ob die vier mächtigen Foliobände, welche unsere Stadtbibliothek als kostbaren Schatz verwahrt, wirklich die Originalschrift von Anshelms Hand enthalten; doch ist dies jetzt als völlig sicher festgestellt. Gross und markig, eckig und stachlig, zum Hauen und zum Stechen gleich bereit nach allen Seiten, stehen die merkwürdigen Schriftzüge da, die sich von allen mir bekannt gewordenen aus jener Zeit unterscheiden; offenbar sehr rasch, doch regelmässig gebildet, und unverkennbar den Satz bewährend, dass in den Zügen der Feder sich der Charakter des Schreibers verräth.

Bis zum Jahre 1526 hat er so seine Geschichte abgefasst und vollständig in's Reine geschrieben. In der Mitte dieses Jahres, am Berichte über die Disputation zu Baden angelangt, vermochte er nicht mehr, seiner Arbeit die gewünschte Form zu geben; die Fortsetzung bis zum Jahre 1536 ist nur im Concept vorhanden. Ob Schwachheiten des Alters, Krankheit und schliesslich der Tod an dem vollendeten Abschluss des Werkes verhindert, oder ob andere Umstände dazwischen getreten, ist nicht zu entscheiden, die hier oft zitternden, undeutlicher werdenden Federstriche lassen ersteres wohl als wahrscheinlich vermuthen. Die einzelnen Bogen und Blätter dieser Vorarbeit, welcher die abschliessende Zusammenstellung und Vollendung mangelt, wurden aber später gesammelt. Michael Stettler, der nämliche, der hernach selbst, Anshelm fortsetzend, die Chronik seiner Zeit geschrieben hat, vereinigte das Zerstreute, schrieb zum Theil ab, was noch zu finden war, und seiner mühevollen Arbeit danken wir es, dass wir noch den schon genannten vierten Band besitzen, welcher von der zweiten Hälfte des Jahres 1526 und den nachfolgenden erzählt.

Nur das Jahr 1533 scheint nach einer ältern etwas oberflächlichen Untersuchung vollständig zu fehlen, und vom Jahre 1536, in dem die Arbeit endlich ganz in's Stocken gerieth, ist nur der Anfang erhalten. Leider wurden beim Einbinden die Blätter ohne Ordnung durcheinander geworfen, so dass nur mühsam das Zusammengehörige gefunden wird.

Bald nach dem Tode Valerius Anshelms, der, wie bereits erwähnt, erst 1540 erfolgte, erhielt sein Sohn, Peter Paul genannt, vom Rathe den Auftrag, eine Abschrift der Chronik auf Pergament zu besorgen, welche als Prachtstück den ältern Stadtchroniken beigefügt werden sollte. 1542 hat er auch diese Arbeit begonnen, wie er in einer Randbemerkung bezeugte; allein schon 1545 folgte er selbst dem Vater im Tode nach, und andere Hände mussten sie, so heisst es, vollenden. Auch dieses so zu sagen offizielle Pergamentabschrift geht indessen nur bis 1525, liess also den ganzen unvollendeten Theil einfach weg. Früher im Archive aufbewahrt, gehören nun auch diese drei Bände der Stadtbibliothek.

In dieser Gestalt blieb nun die Chronik. Warum wurde sie damals nicht gedruckt? Die Frage ist sehr begreiflich. Der Verfasser selbst hatte den Wunsch, sie durch den Druck zu verbreiten, und noch zu seinen Lebzeiten, 1539 schrieb der Sekelmeister Eberhard von Rümlang an Heinrich Bullinger in Zürich, dass Anshelms Chronik gedruckt werden solle. Dass dies unterblieb, lag wohl zum grössern Theil an dem nicht gewöhnlichen Umfang des Werkes, der von den verhältnissmässig sehr beträchtlichen Kosten abschrecken musste; vielleicht aber zu einem andern Theil auch an einer gewissen Furcht vor der Schärfe und dem erschreckenden Freimuth der Sprache. Besorgniss vor der Anfachung confessioneller Erörterungen, Angst vor der rückhaltlosen Kritik über staatliche und weltliche Missbräuche, beides mochte



**zusammenwirken, um in einer Zeit vorherrschenden Ruhebedürfnisses dem hinterlassenen Werke des Rottwylers nicht gerade die besondere Gunst der Regierenden zuzuziehen.**

In dieser Gestalt blieb jedoch die Chronik wenig **kannt und wenig benützt.** Der gelehrte und vielbelesene Verfasser der Bibliothek der Schweizergeschichte, Gottlieb Emanuel Haller, der nicht geringe Sohn des grossen Albrecht, kannte noch die Fortsetzung der letzten zehn Jahre nicht. Das Werk selbst erklärte er des Druckes würdig: „Seine Schreibart,“ sagte er von Anshelm, „ist heftig, nachdrücklich, freimüthig, zuweilen etwas allzu hochtrabend.“ Johannes von Müller hat die Chronik benützt: „Nicht leicht,“ urtheilte er, „ist eine schweizerische Chronik so würdig, dem Tschudi'schen Hauptwerk verglichen zu werden,“ und Anshelm selbst nannte er „einen ernsten, redlichen, der alt-römischen Hohheit nicht fremden Mann.“ — „Er ist ein Mann von alter Tugend, in seiner Sprache ringt er oft mit seinem Teutsch, ihm römische Kraft und Kürze zu geben.“ Noch mehr bedeutet das Lob des Geschichtschreibers Glutz, der in seiner Fortsetzung der Schweizergeschichte Müllers ganz vorwiegend aus Anshelm geschöpft hat, ihn unzählige Male citirt und geradezu erklärt: „Unter den Chroniken behauptet den ersten Rang die von Anshelm aus Auftrag der Bernischen Regierung geschriebene,“ er nennt ihn „einen Zuschauer der grössten Begebenheiten, mit allen Wissenschaften seiner Zeit vertraut, mit den ersten Kriegs- und Staatsmännern bekannt, ein feuriger, unerschrockener Freund der Freiheit und der Schweiz, aber auch der Wahrheit und des Rechts.“\*)

Solcher gewichtiger Zeugnisse bedurfte es, ehe man daran denken konnte, den Plan zum Drucke dieser Chronik

\*) Müllers Schweizergesch. 5. <sup>2</sup>. S. XII u. XIII.

zu fassen und zur Ausführung zu bringen. Es ist das Verdienst zweier Männer, die überhaupt durch vielseitig anregende Thätigkeit ohne Lärm Bedeutendes in ihrer Zeit für Bern geleistet haben: Johann Rudolf Wyss, Professor der Philosophie, als Dichter der Jüngere genannt, einer der glücklichsten Mitarbeiter der bekannten „Alpenrosen“, der in seiner Art nicht wenig beigetragen hat, den Sinn für die Schönheit unserer Hochgebirgswelt zu pflegen und über die Grenzen zu tragen, gestorben im März 1830; und Helfer Stierlin, Decan am Münster, Verfasser vieler populär-historischer Schriften und namentlich einer ganzen Reihe der früher so beliebten geschichtlichen Neujahrsblätter, in ehrwürdigem Alter 1866 gestorben. Diese beiden Geschichtsfreunde, Philosoph und Dichter der eine, practischer Geistlicher und Schulmann der andere, haben sich in gleicher Begeisterung für die vaterländische Geschichte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts mit einander verbunden, um die Herausgabe der ältern Berner-Chroniken zu unternehmen. Zuerst wurde die Chronik Justingers gedruckt, dann folgte 1820 diejenige Tschachtlans. Schilling's Geschichte des Burgundischen Krieges wurde bei Seite gelassen, weil dieselbe seit 1743 schon in einer Druckausgabe bestand; von 1825 bis 1833 wurde alsdann Anshelms Werk herausgegeben. Es bedurfte sicherlich einigen Muth, als die Genannten, freilich unterstützt durch finanzielle Beihilfe der Regierung und der Stadtbehörden, an die weitaussehende Arbeit sich wagten; und es bedurfte noch mehr Fleiss und Unverdrossenheit, um den Vorsatz durchzuführen und zu Ende zu bringen. Scheinen doch auch damals noch Vorurtheile gegen Anshelm sich geregt zu haben; die Herausgeber erwähnen in ihrem Vorberichte, dass ihnen oft die Besorgniss geäußert worden sei: „Sie werden nicht de-

ganzen Anshelm herausgeben dürfen,\* und sie sahen sich veranlasst, dem entgegen zu erklären: „Kein Mensch von Einfluss hat uns bisher im Mindesten daran zu hindern begehrt.“ Dem hingebenden Eifer der beiden Männer verdanken wir das sechsbändige Werk, das sich in Vieler Händen, oder vielleicht richtiger gesagt, in vielen Häusern befindet.

Ob jedoch die eben erwähnten Bedenklichkeiten in einer politisch so ängstlichen Zeit wieder aufgetaucht sind, ob der Tod des einen Mitarbeiters den andern entmuthigt, ob die politischen Unruhen der dreissiger Jahre sich störend eingedrängt haben — genug — der ganze Anshelm wurde wirklich nicht herausgegeben. Der Druck blieb an demselben Punkte stehen, an welchem auch die Reinschrift Anshelms stockte, und bei welchem auch die Pergamentabschrift schliesst; im Jahre 1526, mitten in einem Satz, bricht er ab. „Allerdings, — sagt eine Anmerkung am Schlusse, — hat Anshelm seine Chronik bis zum Jahre 1536 fortgesetzt, welche Fortsetzung auch noch vorhanden ist; allein da sie mehrere Lücken hat, welche theils durch den bekannten Chronikschreiber Stettler ergänzt worden sind, theils der Ergänzung noch bedürfen, so wurde diese Ausgabe Anshelms hier beendigt.“

So fehlt uns denn gerade der Bericht über diejenigen Jahre, von welchen Anshelm wieder ganz als Augenzeuge und Mitlebender zu erzählen in der Lage war, diejenigen, in welchen ein wichtiges Ereigniss das andere drängte, in welchen Bern sich entschlossen und für immer für die Annahme der reformirten Lehre entschieden hat. Der eigentliche Stimmungswechsel in der Bürgerschaft und in der Regierung in Folge der Badener Disputation, der Beschluss der Abhaltung eines eigenen Religionsgesprächs und die grosse Umgestaltung aller äussern und innern, staatlichen



und kirchlichen Ordnungen im Jahre 1528, der nicht ungefährliche Aufstand im Oberland und dessen Unterdrückung, der Zwist mit den katholisch gebliebenen Miteidgenossen in den Jahren 1529 und 1531 bis zum unglücklichen Kampfe bei Kappel und endlich der siegreiche Zug in die Waadt zum Schutze von Genf unter Hans Franz Nägeli, das Alles ist von Anshelm noch beschrieben worden, aber in der Druckausgabe nicht mit enthalten. Im Jahre 1838 wurde zwar eine Art von Ergänzung versucht in einem Hefte des „Schweizerischen Geschichtsforschers“; allein dieser Abdruck ist nichts als ein kurzer und magerer Auszug aus dem noch Vorhandenen, eine blosser Erwähnung der aufgezählten Thatfachen und Ereignisse, bei welcher aber Anshelms Geist verloren ging, und welche weder dem einfachen Leser, noch dem wissenschaftlichen Historiker irgendwie genügen kann. Eines besondern Hinweises auf die Wichtigkeit gerade dieses Theils von Anshelms Werk bedarf es nicht.

Möge es gelingen, den Wunsch des patriotischen und charaktervollen Chronisten endlich zu erfüllen, und sein treffliches Werk, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes, in unverkürzter und würdiger Gestalt bekannt und Allen zugänglich zu machen; denn noch heute ist richtig:

„Diewyl ouch der Mensch, us verkerter Art, sin selb lieb, eigennützig und ehrgytig, zu gemeiner Lieb, Eer und Nutz untougenlich (ist) — so ist zum höchsten Noth, (un) menschliche Bywonung und fridliche Gemeinsame ze pflanzen und ze erhalten, Gebot und Verbot, Belonung und Strafen, Tugenden und Laster, und deren vorgönd und nachgönd Exempel zu aller Nachkommenden Ler und Warnung, Ee oder Flucht, in G'schrift flyssig und ordenlich ze verfassen, empfangen und ernstlich für- und inzebilden.“

---

7

# DIE GEBIRGE.



VORTRAG

von

**Prof. Albert Heim.**

Mit einer Tafel.



**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Richter.)  
1881.

~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Denken Sie sich mit mir bei klarem Himmel auf einem Berggipfel. Wir schauen in das Heer der Berge und Thäler, die vor uns liegen, hinein. Noch vor 170 Jahren war der Naturforscher Joh. Jac. Scheuchzer weit und breit der einzige Mensch, der Freude, wahre Freude an solchem Anblick empfand. Ihm schwebte eine schönere Zukunft vor, da vielleicht die Menschen überhaupt einen solchen Anblick schön finden und aufsuchen werden. Die Hoffnung Scheuchzers ist in reichstem Maasse in Erfüllung gegangen: allsömmerlich wallfahrtet ein gewaltiger Menschenstrom in die Gebirge.

Ist diese herrliche Welt von Anfang an so geschaffen worden, wie sie jetzt vor uns liegt, oder ist sie allmählig so geworden? Wie seid ihr Berge und Thäler entstanden? Schon stellt sich zur Bewunderung der Wunsch nach Erkenntniss ein, der tief im Menscheingeiste wurzelt, — gewährt doch ein Beschauen, welches mit Erkenntniss verbunden ist, einen viel höhern Genuss, als der dumpfe Anblick eines unverständlichen Chaos!

In dem Bedürfniss nach der Erkenntniss, wie Berge und Thäler entstanden, liegt eine der ältesten Fragen der Wissenschaft von der Erde, der Geologie. Eine Geschichte der Forschungen und Discussionen, welche sich an diese Frage angeknüpft haben, könnte recht gut der Leitfaden für eine Geschichte der Geologie überhaupt sein. Der Faden ist schon sehr lang geworden, wir wissen schon recht

viel Sicheres über den Bau und die Entstehung der Gebirge und Thäler, aber er ist noch lange nicht bis an sein Ende gesponnen. \*)

Von einem unserer nächstliegenden Berge, vom Uetliberg, oder besser vom Lägern, übersehen wir gleich drei ganz verschiedene Typen von Gebirgen:

Dort gegen Nordost ragen einige auffallende, scharf ausgeprägte, ringsum freie Kuppen auf, sie sind der Hohe Mythen, Hohenkrähen, Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Staufberg etc. Das Höhgau mit seiner Kuppenschaar ist ein Kuppengebirge ähnlich wie das rheinische Siebengebirge, das Vogelsgebirge, das böhmische Mittelgebirge, das ungarische Mittelgebirge u. a. m.

Weiter nördlich dehnt sich in breiten sanftwelligen Hochflächen, die nur hie und da von verzweigten Thalschnitten unterbrochen erscheinen, der Schwarzwald hin. Er ist ein Plateau- oder Massengebirge. Ähnlich gebaut sind die Vogesen, das sächsische Erzgebirge, die sächsische Schweiz, das scandinavische Hochgebirge und andere mehr.

Wir selbst stehen auf dem Lägern, auf einem langgestreckten

\*) Die im Folgenden gegebene Darstellung entspricht demjenigen Stand, welchen die Gebirgsgeologie, namentlich die Geologie der Kettengebirge, in den letzten zwei Jahrzehnten immer fester und klarer erlangt hat. Es ist nicht möglich, die zahlreichen Forscher verschiedener Nationalitäten, welche dabei betheiligt sind, mit Namen aufzuführen. Ebenso wenig kann es die Aufgabe eines solchen „Vortrages“ sein, gegen die Wenigen zu polemisieren, welche der neueren Anschauung aus Mangel an genügenden eigenen Beobachtungen oder aus andern Gründen noch nicht beigetreten sind. Solches gehört in die Fachschriften, während es hier genügt, anzudeuten, dass eine ganz vollständige Uebereinstimmung der Geologen über Bau und Entstehung der Gebirge noch nicht erlangt ist.



gestreckten Hügelizege, dem östlichsten Ausläufer des Jura-gebirges, und wir verfolgen westlich jenseits der Limmat und Aare seine Fortsetzungen, bis sie sich in blauer Ferne in Gestalt langer Kämme verlieren. Die Alpen erheben sich vor uns wie eine gewaltige Mauer, die stark schartig geworden ist. Die zwischen den Scharten aufragenden Gipfel reihen sich in zahlreiche parallele Züge zusammen wie die Glieder einer Kette, sie bilden Schaaren mehr oder weniger paralleler Gebirgsketten. Der Jura und die Alpen, wie die Pyrenäen, Himalaja, Karakorum, Kuenlün, die Anden, die Alleghanies, das Felsengebirge Nordamerika's, alle diese gewaltigsten Gebirge der Erdrinde sind Kettengebirge. Zum System der Alpen gehören Jura, Karpathen, Appenninen und die in die Balkanhalbinsel streichenden Kettenschaaren.

Noch ein Bergtypus, der Vulcan, fehlt uns in unsern Umgebungen.

Bevor wir in diese Gebirge selbst eintreten, um ihren anatomischen Bau zu untersuchen, müssen wir zuerst die Zusammensetzung der unserer Beobachtung zugänglichen Erdrinde in ihren Hauptzügen kennen lernen.

Der Grundstock der Erdrinde besteht aus den „crystallinischen Schiefern.“ Sie bilden eine dicke, gewaltige Schale fast rings um die ganze Erde herum. Crystallisirte Kieselstoffverbindungen wie Quarz, Feldspath, Glimmer, Hornblende, Granat und ähnliche Minerale bauen sie in schiefrigem Gefüge auf. Das Hauptglied der crystallinischen Schiefer ist der Gneiss, es folgen Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, hie und da Marmorlagen. Die Entstehung der crystallinischen Schiefer ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Wahrscheinlich sind deren höherer Theil Wasserabsatzgebilde, der tiefere vielleicht erste Erstarrungskruste der Erde.

Ueber den „crystallinischen Schiefer“ liegen in zahlreichen Schichten die Sedimentgesteine. Sie sind aus der Atmosphäre, besonders aber aus dem Wasser und durch das organische Leben von Aussen als Producte verschiedener Zeiten Schicht um Schicht abgelagert worden. Weil die Absatzbedingungen zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten andere waren, geht keine Schicht mit constantem Charakter um die ganze Erde als geschlossene Schale herum die Sedimentschichten sind unregelmässig nach Beschaffenheit und Ausbreitung. Die tieferen und deshalb älteren Sedimentschichten schliessen die Reste der ältesten, die höheren aber Reste der späteren Pflanzen und Thiere, welche die Erde einst bewohnt haben, ein. Weil im Laufe der Zeit die Pflanzen- und Thierwelt sich stetig verändert hat geben uns die Versteinerungen ein Mittel, die verschiedenen Schichten nach ihrem Alter zu vergleichen und das relative Alter einer beliebigen Schicht zu bestimmen. Die meisten Kalksteine, die Sandsteine, Conglomerate, die meisten Thonschiefer, Mergel, Gyps, Steinsalz, die Kohlschichten sind Sedimentgesteine. Der ganze Complex, wenn er irgendwo lückenlos vorhanden wäre, würde 10000 Meter Mächtigkeit übersteigen.

„Crystallinische Schiefer“ und Sedimentgesteine sind durchbrochen von Eruptivgesteinen. Durch Spalten aus unbekannten Tiefen des Erdinnern als heissflüssiges Magma hervorquellend, sind sie theilweise in diesen Spalten erstarrt und bilden dadurch Gänge, welche die andern Gesteine durchsetzen. Oben stauen sie sich oft zu Kuppen auf, oder sie bilden, wenn dünnflüssiger, durch Ueberfließen Ströme und Decken. Die Eruptivgesteine bauen sich aus gleichen unähnlichen Mineralien auf, wie die crystallinischen Schiefer doch haben sie im Allgemeinen keine schiefrige Anord-

**nung** der Theilchen. Zu den jüngeren Eruptivgesteinen gehören die Laven, Trachyte, Phonolithe, Basalte, zu den **älteren** die Melaphyre, Diorite, manche Granite, Syenite, **Gabbro**, manche Porphyre etc. In manchen Gegenden, wie z. B. in der Schweiz sind ächte Eruptivgesteine sehr **selten** zu beobachten, in andern wie Scandinavien, Schottland, Böhmen etc. kommen sie massenhaft vor.

Die Vorgänge der Bildung von Sedimentgesteinen und **Eruptivgesteinen** gehen auf der Erde stets fort — jene **lagern** sich in neuen Schichten an der Aussenfläche, besonders am Grunde der Oceane an, diese brechen als Laven aus dem Innern aus. Die „crystallinischen Schiefer“, als **das** älteste Glied der Erdrinde, gehören nur der Vergangenheit an. Die Bedingungen zu ihrer Entstehung scheinen **jetzt** zu fehlen.

Die **Kuppengebirge** (Fig. 1) bestehen aus einzelnen **Stöcken** und **Strömen** von Eruptivgesteinen. Diese sind **umgeben** von vulcanischen Tuffen, d. h. zum Gestein verkitteten vulcanischen Staub- und sandförmigen Auswurfsmassen, die in ihrer jetzigen Ausdehnung nur noch die Reste einer früher viel vollständigeren mantelförmigen Tuffhülle sind. Die chemische, mineralogische, microscopische Gesteinsuntersuchung gibt alle Analogien mit den jetzigen **Laven**. Die Stöcke stehen durch Gänge mit dem **Erdinnern** in Verbindung. Gänge durchsetzen die älteren Gesteine der Gegend und theilweise die Tuffmassen. Im festen Eruptivgestein wie in den Tuffmassen finden wir Brocken von Gesteinen, die nur in grosser Tiefe, in Tausenden von **Metern** unter der Oberfläche vorkommen können, eingeschlossen und mit heraufgebracht. An den Berührungsstellen mit den durchbrechenden Eruptivgesteinen sind ältere



Braunkohlenschichten in natürlichen Coaks, Thonschichten in natürlichen Porcellan und Ziegelstein umgewandelt, Sandsteine sind angeschmolzen und stenglig abgesondert, Kalksteine zu Marmor oder zu Gyps geworden etc. Das vergleichsweise Alter der Kuppengebirge lässt sich bestimmen. Jeder Eruptivausbruch ist jünger als die jüngsten von ihm durchbrochenen oder in Brocken eingeschlossenen Schichten und älter als Sedimentschichten, welche Gerölle des betreffenden Eruptivgesteines einschliessen. Die sämtlichen Kuppengebirge stammen aus den jüngsten grösseren Abschnitten der Erdgeschichte, Tertiärzeit und Quartärzeit.

Kuppengebirge sind also eine Anhäufung alter erloschener Vulcane, welche im Laufe der Zeit durch Abwaschung (Denudation) den locker aufgeschütteten Kraterwall und die Tuffmassen so weit verloren haben, dass der innere Stock compacteren vulcanischen Gesteines als resistenzfähigere Masse gipfelbildend zu Tage tritt. Wir finden alle Zwischenglieder der alternden Abwitterung zwischen einem noch vor kurzem thätigen Vulcan und einer Kuppe wie der Hohentwiel.

Endlich zerstört die Verwitterung langsam auch die vorragenden Kuppen. Das Gebirge wird zum Hügelland, es erlischt als solches. Die einzigen Zeugen seiner einstigen Existenz sind die tieferen Gänge. So finden wir denn auch die älteren Eruptivgesteine nicht mehr als Gebirgskuppen meistens nur noch als Gangbildungen in alten Sediment- und crystallinischen Schiefern oder hie und da noch als grosse übergeflossene Decken.

Wesentlich bleibt, dass die Entstehung der Kuppengebirge an den Ausbruch von Erdmagma als an die Entstehung der Gesteine, welche die Kuppen bilden, gebunden ist. Dies gilt selbstverständlich

zugleich für die Vulcane, die ganz aus Eruptionsproducten rings um die Mündung des Vulcanschlothes herum aufgeschüttet sind.

Bei andern Gebirgen sind der Vorgang der Gesteinsbildung und die Gebirgsbildung Processe ganz verschiedener Art, die sogar weit auseinander liegenden Zeiträumen angehören können. Wir können dann nicht aus den Gesteinen selbst die Entstehung der Gebirge ablesen, wohl aber aus deren Lagerung. Nur die Entstehung der Vulcane und Kuppengebirge ist eine Neubildung von Gesteinen, das Werden der Plateau- und Kettengebirge aber ist eine Lagerungsstörung oder Dislocation längst vorhandener und verschieden entstandener Gesteine.

Wenn wir in Plateau- und Kettengebirgen Sedimentschichten, die ursprünglich annähernd horizontal nur sich bilden konnten, schief aufgerichtet, oft sogar fast senkrecht gestellt, gebogen und überkippt finden, wenn wir ferner solche, die durch und durch mit Meerthierresten erfüllt sind, jetzt auf dem Gipfel des Glärnisch, des Scheerhorn und tief in den Alpenthälern in mächtiger Ausdehnung sehen, — wenn wir endlich ein und dieselbe Gesteinsschicht, welche Reste von Meerthieren enthält, die nur in einer bestimmten Tiefe leben können und welche sich offenbar in gleichem Niveau gebildet hat, jetzt nebeneinander auf hohen Gipfeln und im tiefen Thalgrunde entdecken, so sind dies Belege für gewaltige Lagerungsstörungen, für eine völlige Zerknitterung der Erdrinde, welche erst nach der Ablagerung der jetzt zerknitterten Schichten entstanden ist, und Vertheilung von Berg und Thal, von Land und Meer ganz verändert hat.

Treten wir an den Schwarzwald (Fig. 2): er ist nament-

lich im südlichen Theil ein ächtes **Plateaugebirge**: Ringsum an seinem Rande steigen die Sedimente, welche theils Süßwassertheils Meeresversteinerungen (der sogenannten Triasformation angehörig) enthalten, bald sanfter, bald steiler in die Höhe und bedecken vielfach seine Hochflächen. Die Flüsse haben nach einwärts baumförmig verzweigte, enge, schluchtförmige Thäler eingefurcht. In denselben, sowie in den innersten Plateautheilen sind die tieferen Lagen der Erdrinde, besonders crystallinische Schiefer und alte Eruptivgesteine entblösst. Der innere Bau des Schwarzwaldes lässt uns denselben als eine breite, sanft gewölbeförmige Erhebung der Erdrinde erkennen. Früher glaubte man, die hebende Kraft in den Eruptivgesteinen gefunden zu haben, allein heute wissen wir, dass Eruptivgesteine die Schichten nicht aufrichten, sondern dass sie nur durch deren Klüfte aufsteigen, und zweitens sind die Eruptivgesteine der Plateaugebirge meistens viel älter als die Hebung. Im Schwarzwald finden wir Gänge von alteruptivem Granit und Porphyr in den crystallinischen Schiefen, allein nirgends setzen dieselben in die Sedimente der Hochflächen hinein fort. Die Oberfläche von Gneiss, Granit, Porphyr ist eine alte Abwitterungsfläche, auf welche nach Wiederversenkung unter den Wasserspiegel Sedimente sich abgesetzt haben. Die Sandsteine der Plateaux enthalten sogar Gerölle der Schwarzwald eruptivgesteine eingeschlossen. Hieraus geht hervor, dass die Eruptivgesteine des Schwarzwaldes längst vor der Ablagerung der Sedimentgesteine der Hochflächen entstanden waren. Die Hebung des Schwarzwaldes zum jetzigen Plateaugebirge kann aber erst eingetreten sein, nachdem die Sedimente seiner Hochflächen sich in See- und Meerbeck abgelagert hatten. Die Eruptivgesteine sind hier älter als die Hebung jünger als die Bildung der Sedimente auf der

Hochflächen. Die Hebung kann somit nicht durch die Eruption erzeugt sein, die dislocierenden Kräfte haben das ganze vorher gebildete Erdrindenstück gleichmässig miterfasst, Eruptivgesteine so gut wie Sedimente und crystallinische Schiefer.

Ganz gleiche Vorgänge beobachten wir noch heute. Das scandinavische Hochgebirge hebt sich fort und fort unter unsern Augen langsam, langsam höher. Die zahllosen alten Eruptivgänge, die seine Gesteine durchsetzen, sind längst erstarrt und erkaltet; sie werden von der Bewegung, gegen welche sie sich passiv verhalten, wie alle andern Gesteine mitgeschleppt. Man wird ihnen später die Hebung gerade so wenig zuschreiben dürfen, als etwa den Häusern, die auf dem steigenden Grunde stehen.

Alle Plateaugebirge sind breite, gewölbeförmige, im Grundriss meist etwas längliche, am einen Abhang steilere, am andern flachere Erhebungen der Erdrinde, die durch eine langsame relative Hebung einzelner oft ausgedehnter Stücke der Erdrinde, wie wir solche Hebungen noch jetzt beobachten, entstanden sind. Alle Gesteine, die dort vorkommen, werden von der Dislocation mitbetroffen.

Während die Kuppengebirge durch Anhäufung einzelner, mehr oder weniger selbstständiger Kuppen entstanden sind, erscheinen die Plateaugebirge (und das gleiche gilt auch von den Kettengebirgen) gleich in ihrer Anlage als ausgedehnter massiger Gebirgskörper. Erst die Verwitterung und Ausspülung durch die Gewässer zerschneidet sie in einzelne Stücke, die immer schärfer getrennt, immer individueller gestaltet werden, so dass bei stark zerstückelten alten Gebirgen nur noch der innere Bau, nicht mehr die äussere Form den ursprünglichen Zusammenhang erkennen lässt. Bei den Kuppengebirgen ist der einzelne

.

Berg (Vulcan) das ursprüngliche, und das Gebirge entsteht allmählig durch Anhäufung von Einzelbergen. Bei Plateau- und Kettengebirge ist das ausgedehnte Gebirge das ursprüngliche und die einzelnen Berge entstehen erst allmählig, indem die Verwitterung das Gebirge in Stücke zertheilt.

Am wunderbarsten sind die Kettengebirge gebaut. Die für sie charakteristische und am häufigsten vorkommende Art der Lagerungsstörung ist die Biegung oder Faltung der Schichten. Man hielt anfänglich die Biegung nur für eine locale Sonderbarkeit, entdeckte dann aber mehr und mehr, dass gerade die Biegung die durchgreifendste und wesentlichste Dislocationserscheinung der Kettengebirge ist.

Im Jura (Fig. 5), der zu den einfacheren Kettengebirgen zählt, sehen wir am Südrand die Schichten aus horizontalen Lagen sich hoch in steile Stellung aufrichten, in der Höhe biegen sie sich wieder flach um und sinken, nachdem sie einen langen Bergrücken gebildet haben, wieder auf dessen hinterer Seite hinab, um sich später auf's Neue aufzubiegen. So sind die Erdschichten zu Falten verbogen. Der Jura ist ein gefälteltes Stück Erdrinde.

Die einwärts gekrümmten Biegungen der Erdschichten nennen wir Mulden, die aufwärts gebogenen Gewölbe. Mulden und Gewölbe reihen sich abwechselnd neben einander und bilden Falten. Die Falten der Kettengebirge sind stets längsgestreckt; sie tauchen auf, ziehen sich eine gewisse Strecke weit hin und tauchen wieder unter, während daneben neue ersetzende Falten aufsteigen. Jedes Kettengebirge besteht aus einer einzigen Falte, sie sind

Faltenschaaren, ganz ähnlich den Faltenschaaren, welche entstehen, wenn wir ein grosses ausgebreitetes Tuch horizontal zusammenschieben. Die einzelnen Falten sind meistens bedeutend kürzer als das ganze Kettengebirge. Die Längs- oder Streichrichtung derselben ist zugleich die Längsrichtung des ganzen Gebirges; die einzelnen Falten ziehen sich meist geradlinig oder leicht gebogen hin, niemals durchkreuzen sie sich. Manchmal drängen sich die Falten dicht, dann zerstreuen sie sich wieder weiter auseinander, indem sie weitere Thalbecken zwischen sich lassen. Bald stehen die Falten in solchen Kettengebirgen gerade, bald neigen sich die Gewölbe schief nach einer Seite, sie können selbst ganz flachliegend werden, wodurch ein und dieselbe Schichtreihe sich dreimal übereinander, zuerst in normaler, dann in verkehrter, dann wieder in normaler Folge wiederholt (Fig. 3). Oft sind die Falten so dicht ineinandergedrängt, dass ihre Schenkel alle sich parallel stellen (Isoclinalfalten), oder gar durch Ueberkippen der Faltenschenkel Fächerstructur annehmen (Fig. 4).

Die Thäler, welche, den Ketten parallel, zwischen denselben liegen, heissen Längsthäler, diejenigen, welche hie und da die Ketten quer durchschneiden, heissen Querthäler. Die Falten sind aber häufig nicht auf ihrer ganzen Ausdehnung vollständig erhalten. In Folge von Verwitterung, die hie und da vielleicht durch Zerreissungen der Gesteine beim Faltungsprocess begünstigt wird, erhalten wir verschiedene Typen von Längsthälern. Linien, von welchen die Schichten beiderseits abfallen, heissen Anticlinalen, solche, nach welchen sie beiderseits zufallen, sind die Synclinalen, Linien, wo beiderseits die Schichten gleich liegen, gehören zu Isoclinalzonen. Unter normalen Verhältnissen bildet das Gewölbe einen Kamm, die Mulde ein Thal;

die Schichten fallen dort beiderseits ab, hier zu, wir erhalten einen Anticlinalkamm, ein Synclinalthal. Es gibt nun auch Isoclinalkämme und Isoclinalthäler, und da die Verwitterung Kämme ganz wegspülen und Mulden als Rippen stehen lassen kann, entstehen sogar Anticlinalthäler und Synclinalkämme, wo äussere Form und innerer Bau einander vollständig widersprechen (Fig. 4).

Die gesteigertsten Faltenformen, wie die liegenden Falten und die Fächerfalten, und ebenso die Synclinalkämme kommen im Jura nur wenig, in den Alpen aber sehr scharf ausgeprägt vor.

Die genannten verschiedenen Schichtlagen bedingen sehr wesentlich den landschaftlichen Charakter eines Thales. Das Anticlinalthal ist schroffwandig und quellenarm, das Isoclinalthal hat einen steilen, quellenlosen und einen flacheren oft quellenreichen Abhang. Dem Muldenthal fehlen in der Regel die scharf abgebrochenen Felswände, es ist mild und wasserreich.

Die Falten des Juragebirges sind 500 bis 1500 m hoch. In ihrer Mehrzahl neigen sie gegen Norden über. Während das ganze Juragebirge 320 Kilometer lang ist, streichen einzelne Falten 12 bis 90, eine sogar 162 Kilometer weit. Auf jedem Wege quer durch das Juragebirge müssen wir etwa 10 bis 12 Falten, die nebeneinander parallel sich hinziehen, durchschneiden. Im westlichen Theile ist das Juragebirge breiter, im östlichen drängen sich die Falten (Ketten) dichter zusammen. Im Ganzen besteht das Jura aus etwa 160 Falten der Erdrinde.

Die Falten sind in den Kettengebirgen nicht die einzigen Dislocationsformen. Es können durch einzelne Schichten oder durch mächtige Schichtencomplexe hindurch Knickungen

und sogar eigentliche Brüche entstehen, so dass dann die Schichten beiderseits des Bruches sich aneinander unvermittelt verschieben. Man nennt solche Brüche Verwerfungen — Faltenverwerfungen, wenn sie durch Ueberreibung an Stelle einer Falte entstanden sind und in der Längsrichtung verlaufen, Querbrüche, wenn sie die Faltenketten durchschneiden. Im letzteren Falle sind meistens die beidseitigen Gebirgsmassen in horizontaler Richtung oft **blos** um wenige Centimeter, oft um mehrere Kilometer **verschoben**. Es gibt Kettengebirgtheile, in welchen grosse Verwerfungen sehr häufig sind, andere, in denen sie kaum vorkommen.

Gehen wir in die Alpen, so finden wir auch da zahllose Biegungen als Beweise für den Faltenbau. Denken Sie z. B. an das herrliche, sanfte Gewölbe der Kalkschichten, **auf** welchem Axenstein steht, an die scharfe Aufbiegung **näher** bei Sissikon, die sich auch auf der andern Seite **zwischen** Grütli und Bauen wiederholt, an die steil aufsteigenden, oben umgebogenen Schichten bei der Tellenplatte, oder gar an die erstaunlichen engen Falten am Axen gegen Flüelen. Viele von Ihnen haben vielleicht vom Walensee im Abendschein den Sichelkamm ob Walenstadt bewundert, der seinen Namen seiner Biegung verdankt, oder Sie haben beachtet, wie vom Leiskammgipfel die Schichten bis an den Walensee unter Amden herabsinken und in herrlichem Bogen wieder zum Mattstock nordwestlich aufsteigen. Einzelnen von Ihnen war es vielleicht vergönnt zu sehen, **welch'** herrliches Schichtgewölbe den Sentisgipfel bildet, oder **welch'** prachtvolle Falten von der Meerenalp aus am Mürtschenstock zu beobachten sind. In allen Theilen der Alpen finden Sie dergleichen. Die Geologen, die den einzelnen Schichten nachgehen, um diese Erscheinungen auch da auf-



zusuchen, wo sie einer oberflächlichen Beobachtung entgehen finden sie überall wieder: bald in gewaltig grossen, bald in kleinen Gestalten.

Also auch die Alpen sind ein Faltengebirge, allein sie sind viel verwickelter als der Jura gebaut. Auf jedem Querschnitt zählen wir etwa 30 grosse kettenbildende und zahllose kleinere Falten. Die Zahl der grossen Alpenfalten lässt sich noch kaum schätzen, steigt aber jedenfalls auf mehrere Tausend. Die Falten selbst sind meistens viel grösser, viel gedrängter und verwickelter, und die Zerknitterungen im Kleinen viel intensiver als im Jura.

Die Alpenfalten sind viel unvollständiger als die jurassischen erhalten, indem die Verwitterung weit mehr schon abgespült hat. Aehnlich aber wie der Kenner die Baustyle einer bestimmten Zeit und Gegend aus einer Ruine das ganze Gebäude wieder einigermaassen reconstruieren kann, so können wir aus den noch gebliebenen Resten der Alpenfalten ihre einstige vollere Gestalt und ihren Zusammenhang noch ermitteln, wo der letztere jetzt unterbrochen ist. Die Abspülung hat freilich manche Umbiegungen zerstört, sie hat aber auch tief in's Innere der Ketten gehen Aufschlüsse eingerissen, die uns den inneren Bau erkennen lassen. Oft erfordert es allerdings jahrelanger geistig und körperlich mühsamer Arbeit, um eine kleine Gebirgsgruppe der Alpen in ihren verwickelten Schichtlagen und Faltungen ganz zu durchschauen, als bestände sie aus Glas, und die Schichten alle zu unterscheiden und im Geiste abzuwickeln.

Nördlich der Alpen (verglichen Fig. 6), durch die ganze schweizerische und bayrische Hochebene finden wir die Sandstein-, Thon- und Mergel-Lager, hie und da auch Kohlenbänken, die einer der jüngsten Sedimentformationen angehören (Molassebildung) noch horizontal. Gegen

Alpen hin beginnen sie langsam sich schief aufzurichten. Bei St. Gallen, Rapperswyl, in den prachtvollen Steinbrüchen von Bäch ob Richterswyl, die man dort längs der Bahnlinie sieht etc., sind sie schon ziemlich steil aufgerichtet; bei Utznach, Luzern etc. stehen sie fast senkrecht, und noch weiter einwärts, wo aus den Sandsteinen allmählig grobe alte Geschiebeablagerungen (Conglomerate) hervorgegangen sind, am Stockberg, Speer, Rossberg, Rigi etc. fallen sie gegen die Alpen hinein und sind oft ganz über sich selbst nördlich zurückgelegt, zum Theil aber von Verwerfungen durchsetzt. Alpeneinwärts steigen stets ältere Sedimentbildungen aus der Tiefe herauf. Die einwärts folgenden, stets höher steigenden Ketten bestehen in ihrer Hauptmasse aus immer älteren Schichten, die hier unter unsern Füßen (in St. Gallen, Zürich, Aarau, Bern etc.) in stets grösserer Tiefe zu suchen wären. Allein die einzelnen Zonen von bestimmten Gesteinen sind nicht so einfach gebaut, vielmehr bilden manche Zonen durch Faltung wieder zahlreiche Ketten. Die Mehrzahl der Falten liegen wie im Jura so auch in den Alpen nach Norden über, so dass die Schichten am Nordtheil der Alpen vorwiegend südlich gegen den Alpenkern hin einfallen. Zwischen den Gewölben, die aus älteren Gesteinen gebildet sind, liegen fetzenförmig in den Mulden noch erhalten die Reste von jüngeren Schichten, welche früher in viel grösserer Ausdehnung vorhanden gewesen sein müssen. Als Beispiele des Faltenbaues führen wir an:

Aus den Kalken, Kieselkalken und Thonen der Kreideformation gebildet zieht sich aus dem Vorarlberg durch die Sentisgruppe, die Wäggithaleralpen, die Pilatuskette bis über den Lac d'Annecy hinaus eine Zone sehr schöner, oft noch an die Juragealten erinnernder Falten. Die drei Ketten des Sentis (Fig. 6) werden, wie Arn. Escher v. d. Linth

zuerst entdeckt und bis in's Einzelne nachgewiesen hat, durch sechs grosse Hauptfalten gebildet. Den ähnlich gebauten Pilatus haben die Untersuchungen von Professor Kaufmann in Luzern in drei Falten aufgelöst. Am Glärnisch hat Professor Baltzer mehrere übereinander hinübergeschobene liegende Falten nachgewiesen. Dieselben setzen sich in die Silbern fort. An der Windgälle (Uri, Fig. 6) wiederholen sich in der Höhe die tieferen Schichten durch eine gewaltige liegende Falte in umgekehrter Reihenfolge wieder und die crystallinische Unterlage bildet wieder den Gipfel der kleinen Windgälle, während in der halben Höhe junge Sedimente ganz durch den Berg hindurchsetzen. Die grösste zuerst von Escher v. d. Linth aufgefundenen Schichtumwälzungen und Ueberfaltungen oder Ueberschiebungen kommen zwischen dem Walensee und Vorderrheinthal vor, wo die ältesten Sedimentschichten der Gegend auf die Gipfel der aus viel jüngeren eng gefalteten Sedimenten bestehenden Bergmassen hinaufgeschoben sind. Dies ist die grösste bisher in Gebirgen nachgewiesene Schichtumkehrung. Die angeführten Beispiele sind beliebig aus den uns näher gelegenen Theilen der Alpen gegriffen, jeder andere Theil der Alpen, die Untersuchungen jedes andern Alpengeologen zeigen uns ähnliche Erscheinungen.

In der centralsten Zone der Alpen tauchen die crystallinischen Schiefer und hie und da alte Eruptivgesteine auf. Die aus ihnen gebildeten Gebirgtheile hat man Centralmassive genannt. Lange Zeit hatten die Geologen die Centralmassive als Eruptivmassen angesehen, welche aus Spalten der Erdrinde gewaltsam ausbrechend die Sedimentdecke bei Seite geschoben und so gefaltet hätten. Man hielt sie für die Helden der Alpenthürmung. Allein allmählig ist es einer Reihe von Forschern gelungen, mehr

und mehr den verwickelten Bau mancher Centralmassive zu durchschauen und ihre Beziehungen zu den Nebengesteinen aufzudecken. Sie haben sich dadurch ergeben als Falten der crystallinischen Schiefer, in ihren Gestalten entsprechend der Tiefe und Belastung, unter welcher sie entstanden sind, etwas anders ausgebildet als die gewöhnlichen Sedimentfalten — häufig seitlich stärker zusammengequetscht. Die nördlichen Centralmassivreihen zeigen gewöhnlich Fächerstellung ihrer Schieferung (Mont-Blanc, Finsteraarmassiv, Gotthardmassiv etc.), die südlicheren sind wieder einfacher gebaut, indem nicht selten ausgezeichnet regelmässige Gewölbe der crystallinischen Schiefer wie eine Wiederholung der Jurafalten in viel gewaltigerem Maassstabe auftreten (Adulagebirge, Simplongruppe etc.). Die Eruptivgesteine, welche sich in den Centralmassiven finden, lassen sich als solche erweisen, deren Ausbruch viel älter als der ganze Vorgang der Alpenfaltung ist, die also bei der Entstehung des Alpengebirges von den langsamen Bewegungen der Erdrinde passiv mitgeschleppt worden sind, wie die Sedimentgesteine.

Die Faltung zeigt sich nicht allein im Grossen, wir können sie auch im Kleinen wahrnehmen. Unter dem Microscop entdecken wir noch zahlreiche Stauchungen und Fältelungen des Gesteines, zahllose oft fast pulverfeine innere Zertheilungen durch feine, später wieder durch Mineralbildungen zugekittete Risschen. Versteinerungen sind in der einen Richtung bald um wenig, bald bis auf ihre zehnfache Länge auseinander gezogen, und in der andern Richtung zusammengequetscht, oder runde Formen sind lang-elliptisch geworden. Eine gleiche Umformung, bald mit feiner innerer Zertrümmerung, bald ohne Bruch hat das umgebende Gestein erlitten. Feine Verschiebungsflächen mit

Rutschstreifen durchsetzen die Gesteine. Manchmal ist durch Quetschung eine Schieferung entstanden, welche die Schichtung durchschneidet. Ganze Berge sind von Quetschschieferungen durchsetzt. Es gibt Zonen in den Alpen, wo kein faustgrosses Gesteinsstück zu finden ist, das nicht sei es von freiem Auge, sei es unter dem Microscop, die Spuren gewaltsamer mechanischer Umformungen (Biegung, innere Rutschflächen, Quetschung, bald mit innerer feiner Zertrümmerung, bald auch ohne Unterbrechung des sprüchlichen Zusammenhanges der Theilchen) nachweis- liesse. Alle Grössen der Falten, von denen, die Schichten zu himmelhohen Schneebergen heben, bis zu denen, die wir nur noch im Microscop erkennen können, kommen vor. Diese mechanischen Gesteinsumformungen nehmen vom Rand nach dem Kern, und von den höheren nach den tieferen Theilen des Gebirges an Intensität zu.

„Das Gestein muss weich wie Thon gewesen sein, sollte man meinen! Und doch liefert gerade das eingehende Studium aller dieser Erscheinungen die directesten Beweise dafür, dass das Gestein schon vor diesen Umknetungen gerade so fest und so hart war, wie es heute vor uns liegt. Welch' gewaltige Kräfte waren nothwendig, Kalksteinkomplexe von vielen Hundert Metern Dicke so zu stauen, zu fälteln, so zu quetschen!

Sicher ist, dass diese ungeheure Umformung nur unter gewaltiger Belastung, nicht an der freien Oberfläche eintreten konnte, sonst hätten die Schichten in grosse Stücke zerbrechen müssen, und die Berge wären nicht ein Faltenwurf, sondern ein Trümmerwerk der obersten Schichten der Erdrinde. Alle Structur-Erscheinungen, die an der jetzigen Oberfläche des Gebirges uns zugänglich sind, gehören eigentlich dem Innern an, und sind erst nach ihrer Entstehung

allmählig durch Verwitterung und Abspülung gewaltiger Felsmassen, die darüber lasteten, entblösst worden.

In anderen Kettengebirgen wiederholen sich die gleichen Erscheinungen in verschiedenem Grade der Ausbildung. Es gibt Kettengebirge mit Centralmassiven (Alpen, Himalaja, ein Theil der Pyrenäen etc.) und solche, in welchen entweder die Centralmassive noch nicht entblösst sind, oder die Faltung für die Ausbildung solcher zu schwach war (Jura, der grösste Theil des Appennin, Taunus, Teutoburgerwald). Meistens haben die grossen Kettengebirge etwas bogenförmigen Verlauf; bei den europäischen ist die innere Seite, bei den asiatischen die äussere Seite der steilere Abhang. An der Innenseite der gebogenen Kettengebirge reihen sich oft Kuppengebirge an, oder wir finden dort noch thätige Vulcane (am Fusse des Steilrandes von Riesen- und Erzgebirge liegt das böhmische Mittelgebirge; an der Innenseite des Appennin sehen wir eine Reihe theils erloschener, theils thätiger Krater; dem Innenrande der Karpathen folgt das ungarische Trachitgebirge). Am Steilabhang der europäischen Gebirge sind die Falten öfter von Verwerfungen unterbrochen, am allmäligeren Abfall zeigt die hier viel regelmässiger Faltung ein starkes Vorherrschen der nach aussen überliegenden Falten.

Versuchen wir, uns die Falten des Jura und der Alpen wieder auszuglätten und die Schichten wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückversetzt zu denken, so ersehen wir sofort, dass jetzt der Platz dazu fehlt: wir erhalten ein Zuviel von Erdkruste. Mit ihrem Faltenbau, mit allen ihren mechanischen Umformungen beweisen die Kettengebirge, dass nur eine horizontal, ungefähr senkrecht auf die Richtung der Ketten wirkende Kraft, nur ein Zusammenschub der Erdrinde in sich selbst

sie gestaut haben kann. Die Erde muss vor der Faltung ihrer Rinde grösser gewesen sein. Aus genauen Profilen durch den Jura lässt sich der Zusammenschub, der dieses Gebirge bildete, auf etwa 5000 Meter abmessen. Für die Alpen beträgt er ungefähr 120000 Meter. Das heisst: ein Punkt südlich der Alpen (z. B. die Stelle wo jetzt Como liegt) und ein Punkt nördlich (z. B. wo jetzt Zürich steht), liegen einander jetzt um 120000 Meter näher, als zur Zeit, da die Alpen noch nicht waren. Die Alpenfaltung hat eine Erdrindenzone von etwa 120 Kilometer Breite verschlungen. Der Erdumfang, der jetzt 40023500 Meter beträgt, war früher ungefähr 40143500 Meter gross. Eine Schrumpfung des Erddurchmessers um bloß etwa  $\frac{1}{400}$  bis  $\frac{1}{300}$  genügt also, die Erdrinde zur Faltung der Alpen zu zwingen und eine solche um 1% reicht zur Erklärung sämtlicher Gebirge der Erde aus. Ein in sich Zusammenschieben der Erdrinde, wie es nur die Folge von einer Contraction tieferer Theile der Erde, sagen wir des Erdkernes, sein kann, hat die Kettengebirge gebildet. Dies ist keine Theorie, sondern bis hierher ein nothwendiger directer Schluss aus den Beobachtungen über Gebirgsbau. Da nun das Erdinnere jetzt noch heiss ist (Beweise: Temperaturbeobachtungen in Schächten, Tunnels, Bohrlöchern, zerstreut auf der ganzen Erdoberfläche, heisse Quellen, jetzt thätige und erloschene Vulcane, verbreitet über die ganze Erde), der umgebende Himmelsraum aber kalt, und ein solcher Zustand kein Gleichgewichtszustand sein kann, so muss früher die Erde noch wärmer gewesen sein, und ihr Kern fort und fort sich abgekühlt und damit auch contrahirt haben, und es muss dies noch weiter gehen. Ob das jetzige Erdinnere dabei schon fest oder noch heissflüssig sei, und wie dick die feste Rinde sei, was wir alles ja nicht

sicher wissen, fällt dabei ganz ausser Betracht. Es ist hier nicht möglich, auf die sich anknüpfenden theoretischen Fragen einzutreten — genug: durch Contraction, wahrscheinlich in Folge fortschreitender Abkühlung, ist der Kern für die Rinde zu klein geworden, diese musste nachsinken, wodurch in ihr ein Horizontaldruck und ein in sich selbst Zusammenschieben entstehen musste, das dieselbe ähnlich faltete wie die Haut eines Apfels, wenn durch Austrocknen sein Fleisch schwindet.

Der Horizontalschub in der Erdrinde hat die Alpen zum Gebirge gemacht und ihre innere Faltenstructur erzeugt. Wer aber hat die jetzige Oberflächengestaltung, die uns vor Allem in die Augen springt, besonders die Vertheilung von Berg und Thal modellirt?

Ursprünglich bei beginnender Faltung sind alle Mulden zu Längsthälern und alle Gewölbe zu Gebirgsketten geboren, wie wir schon früher gesehen haben. In manchen Kettengebirgen wie im Jura ist die Abwitterung oder Denudation noch wenig weit vorgeschritten, so dass die Dislocationen noch vorwiegend die Verticalgliederung beherrschen, das heisst die Gewölbe Bergrücken, die Mulden Längsthäler bilden und selbst einem Theil der Querthäler Horizontalverschiebungen zu Grunde liegen.

Weit grösseren Einfluss schon gewinnt die Abwitterung in den äusseren Alpenkämmen, in den inneren endlich ist sie der überwiegendste Former gewesen.

Wo nach dem inneren Bau ein 6000 Meter hoher Gebirgsrücken sein sollte, finden wir oft ein tiefes Thal; wo die Schichten zu einer Mulde einsinken, liegen nicht selten Wasserscheiden; auch wo Thäler mit Mulden zusammenfallen, lässt sich nachweisen, dass eine Ausspülung um



Hunderte, oft sogar Tausende von Metern stattgefunden hat. Die jetzigen Thäler sind meistens nicht durch die Dislocationen entstanden, vielmehr setzen die Gebirgsfalten von der einen Seite eines Querthales ungestört auf die andere hinüber, und im Thalgrunde ist der Zusammenhang ununterbrochen. Alte Flusskiesablagerungen und Erosionskessel, im Fels ausgespülte Terrassen und Thalstufen, die in allen Thalzweigen eines Flusssystemes sich gesetzmässig von den Gesteinen und ihrer Lagerung unabhängig wiederholen, beweisen, dass die jetzigen Thäler nicht Spalten sind, sondern fast in ihrer ganzen Tiefe Ausspülungen. Querthäler haben das Gebirge am tiefsten durchfurcht und sammeln die Wasser der eigentlich zu Hauptthälern bestimmten Längsthäler. Allem Faltenbau und aller Streichrichtung der Felsschichten zum Trotze sind zwischen den Querthälern Querkämme, quer aus mehreren Falten herausmodellirt, stehen geblieben. Die normalen Gebirgsketten sind von zahlreichen Breschen durchbrochen, von Querthälern schief und quer durchschnitten, völlig zerhackt. Oft steht nur noch die eine Flanke eines Gewölbes, nur noch ein altes Fundament. Gewaltige, einst zusammenhängende Schicht-complexe sind nur noch in einzelnen Fetzen zwischen den Thalfurchen bis heute erhalten geblieben. Das Bild der Thäler und der äusseren Berggruppierungen ist ein ganz anderes geworden als dasjenige, welches dem inneren Bau entsprechen würde, und zwar sowohl nach Anordnung als nach Höhe der Kämme und Tiefe der Thäler.

„Aus zusammenhängenderen, einförmigeren, massigeren Gebirgskörpern haben Verwitterung und Erosion die herrlichen, mit reichen schwungvollen Linien gezeichneten, bald erdrückend gewaltigen, bald schlanken, schmalen, von schaurig tiefen Thälern umgebenen und vielgliedrigen Gestalten

herausgeschält, deren unvergleichliche Mannigfaltigkeit und Schönheit kein Künstler im Bilde wiederzugeben vermag.\*\*) Obschon aber schon heute kein Stück der ursprünglichen Oberfläche mehr geblieben ist, sehen wir doch, wenigstens von guten Uebersichtsstandpunkten oder auf guten Karten den Kettenbau auch noch in der Ruine durchschimmern.

Die heutigen Alpen sind eine gewaltige Ruine. Das was jetzt noch über die Meerfläche vorragend vorhanden ist, lässt sich dem Inhalt nach auf nur noch ganz wenig mehr als die Hälfte dessen bemessen, das einst aufgestaut worden ist. Nicht dass die Berge einst doppelt so hoch gewesen seien, sondern während der Aufstauung haben fortwährend die Abwitterung und die Thalausspülung gearbeitet. Der Abwitterungsschutt ist von den Flüssen fortgetragen worden, wir finden ihn weit weg in Gestalt mächtiger Sand-, Kies- und Thonlager. Die ausgedehnten Ebenen des Elsass, der untern Rheingebiete bis an die Meerküste, das Anschwemmungsgebiet der Rhone von Lyon bis an's Meer, die Poebene von Turin bis zur Pomündung und noch andere mehr sind zum grössten Theil aus dem jüngeren Abwitterungsmaterial der Alpen gebildet.

Stets geht dieser Abspülungsprocess fort. Die Thäler furchen sich tiefer und weiter aus, verlängern sich nach rückwärts und durchkreuzen sich nicht selten. Die Gehänge gewinnen tiefere und anders markirte Furchen. Die Reuss allein spült jährlich 200000 Kubikmeter Schutt in den Vierwaldstätter-See, was in der Leistung einem Zug von über 20 Rollwagen gleichkommt, der das ganze Jahr Tag und Nacht jede Stunde einmal beladen zu Thal führe;

---

\*) Verglichen diese Vorträge, Band V, Heft V, S. 39.

und die Pomündung rückt jährlich 130 Meter weiter in das Meer vor!

Von Anfang an, da Festland ward, hat die fleissige Verwitterung und haben die nie müden Ströme Tag und Nacht ohne Unterbruch gearbeitet — kein Wunder, dass ihre Wirkung allmählig die Oberhand in der Gestaltung der Oberfläche über die bloß periodenweise arbeitenden Bewegungen des Untergrundes mehr und mehr gewonnen haben und noch gewinnen werden.

Nicht alle Gebirge sind gleich alt. Bei den Alpen finden wir selbst sehr junge Sedimente von der Faltung noch mitgeschleppt; sie gehören, wie überhaupt die grossen Kettengebirge, zu den jüngeren Gebirgen. Die Alleghanies in Nord-Amerika sind ein sehr ausgesprochenes, dem Jura oft nicht unähnliches Faltengebirge, ihre Faltung hat aber schon ihren Abschluss gefunden, da die Alpenfaltung vielleicht noch gar nicht begonnen hatte oder doch erst sehr unbedeutend war und noch Meer das Alpenland bedeckte. Schichten, welche sich gleichzeitig wie diejenigen des Pilatus, des Sentis, des Bifertenstockes bildeten, liegen dort horizontal und stossen an den älteren aufgerichteten Schichten als am alten Meerufer an. Die Faltung der Alleghanies ist also älter als die Ablagerung der Schichten des Sentis, und viel älter als die Faltung der letzteren.

Kohlenbergwerke haben an manchen Stellen, z. B. bei Aachen, in Westphalen, Faltenbau der Erdschichten da aufgedeckt, wo die Oberfläche jetzt eine Tiefebene ist — das alte Kettengebirge ist von der Verwitterung und Erosion längst ganz abgetragen, abgehobelt worden, und seit-her haben sich spätere Schichten horizontal darüber abgesetzt; das alte erloschene Gebirge liegt längst begraben — Gebirge entstehen — Gebirge vergehen.

Die Entstehung der Kuppengebirge können wir in dem Leben der jetzigen Vulcane beobachten; die Bewegungen der Erdrinde, welche Plateaugebirge erzeugen, in den zahlreichen Hebungen und Senkungen der jetzigen Erdrinde studiren. Lange Zeit aber schien sich die Entstehung der Kettengebirge der directen Beobachtung zu entziehen.

Diejenigen Seen, die durch wirkliche Felsriffe, welche Thäler durchkreuzen (nicht nur durch Verwitterungsschutt), gestaut sind, beweisen, dass die Dislocationen der Alpen besonders in der Randzone noch bis in die jüngste Zeit sich fortsetzten. In Gebirgen, in welchen die Dislocationen schon lange zum Stillstand gekommen sind, sind solche Seen längst mit Geschieben ausgefüllt worden, und neue bilden sich nicht mehr. In den letzten zehn Jahren ist endlich entdeckt worden, dass die meisten der zahlreichen Erdbeben in der Nähe der Kettengebirge auf bestimmten Dislocationslinien entstehen, und dass sie sehr wahrscheinlich eine Folge der weiteren Ausbildung dieser Dislocationen sind. Sie sind die plötzlichen Auslösungen von Spannungen, welche durch den stets langsam unter unseren Füßen fortarbeitenden Horizontalschub in der Erdrinde entstehen und sich in inneren, ruckweisen Verschiebungen, in Schichtbrüchen und dergleichen erschütternd äussern.

Kein Tag geht über die Erde, ohne dass ihre Rinde solche Erschütterungen, solches Schieben und Brechen erfährt. Die meisten Erdbeben sind die Aeusserungen der unter unsern Füßen fortgehenden Gebirgsstauung. \*)

---

\*) Es gibt ausser den Dislocationsbeben noch vulcanische Erdbeben, welche den Eruptionen vorangehen, und local auch Einsturzbeben. (Vergl. Heim, „Die Erdbeben und deren Beobachtung.“ Verlag von B. Schwabe, Basel.)

Die Entstehung aller Gebirge erscheint somit unsere Auffassung richtig ist, als ein Resultat der schreitenden Abkühlung des Erdballs: Ausscheidung Gasen beim Erstarren von Erdmagma macht das aufschäumen durch die Klüfte der Erdrinde, es entstehen Vulcane und Kuppengebirge. Ungleichförmiges Nachsenken verschiedener Gebiete der Erdrinde auf den schwachen Kern theilt die Oberfläche in Continente und Meere. Der durch das Nachsinken entstehende Horizontaldruck der zu weiten Rinde zwingt die Letztere in Falten und Kettengebirge zu werfen. Plateaugebirge sind vorwiegend breite und flache Falten. Die verschiedenen Arten von Gebirgen können theilweise ineinander übergehen und sind ungleich alt, an ein und derselben Stelle sich findend.

Die einzelnen Gebirge der Erde sind locale Wirkungen des Contractionsprocesses. Je älter sie sind, je mehr und je ausgebreiteter die Verwitterungsfurten eingraben, desto mehr ähneln sie einander wieder. Sie sind zwar fast verschwindend klein schon im Verhältniss zum kleinen Stern „Erde“, aber unermesslich gross und mächtig für uns und unsere Vorstellungskraft nach ihrer Wirkung nach der Zeit ihres Werdens und Vergehens, und nach den Kräften, die sie gestaut haben. Wir müssen ein grosses Maassstab anlegen, wenn wir die Natur zu verstehen streben!

---

Ca

77





8

Cal  
#

# Der Volksaberglaube.



VORTRAG,

gehalten im Bernoullianum in Basel

von

**Ernst Buss,**

Pfarrer.



f



**BASEL.**

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Richter.)  
1881.



~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Der Aberglaube ist seit den ältesten Zeiten unter allen, selbst den fortgeschrittensten Völkern allgemein verbreitet. Er ist es auch bei uns und zwar in allen Schichten der Bevölkerung, wenn auch in verschiedenem Maass und verschiedener Ausprägung. Lichtscheu, wie er ist, hat er sich allerdings mehr und mehr in's Dunkel nächtlicher Geheimnisse zurückgezogen. Das Rasseln der Maschinen, das Geräusche der Kirchenglocken und das erhellende Licht der Wissenschaft haben ihn aus seinen alten Sitzen vertrieben. Allein er hat deshalb doch noch lange nicht darauf verzichtet, seinen Platz im Volksleben zu behaupten. Er ist immer noch eine Macht, die in alle möglichen Verhältnisse fühlbar hineinspielt.

Im Verborgenen schleichend, schweigsam und misstrauisch, sucht er sich dem Griff des Forschers ängstlich zu entziehen. Er fühlt, dass das Licht ihm den Tod bringt. So ist es auch gar nicht so leicht, ihm beizukommen und mit der Fackel sieghafter Erkenntniss in seine Verstecke hineinzuleuchten. Die unscheinbarsten Dinge müssen oft seine Gegenwart verrathen. Kreuzlein oder Kräuterbüschel an Stallthüren, Thierköpfe an den Häusern, um junge Bäumchen gewickelte Lumpen, Figuren auf Weihnachts- und Ostergebäcken legen Zeugniß ab für sein Vorhandensein. Oder er spricht zu uns aus Kindersprüchen, Kalenderreimen, Flüchen und Sprüchwörtern, aus Malereien und Schnitzereien an Kirchen, Oefen, Kasten und Wirthshaus-

dem wirklichen Glauben unserer Be-  
mehr nur noch in Sage, Märchen und  
ämlich der Glaube an Riesen  
leute, an Elben, Nixen,  
in den entlegenen Hoch-  
lis, im Berner Oberland  
, wird noch an das  
der Bergmännchen  
für die Ueber-  
g des Menschen dage-  
a nicht ganz menschlicher,  
, die an wilden, unzugänglichen  
erschüchtertes Dasein fristen. Jene  
a verborgenen Felsenhöhlen mit den Gemsen  
vennthum treiben, in heimlichen Schmieden  
ätze bereiten und als zutrauliche, aber schalk-  
der Aelpler ihnen allerhand Dienste erweisen.  
er und Wildfrauen dagegen, im Kanton Grau-  
dem Namen Fänggen allgemein bekannt,  
als Waldmenschen in undurchdringlichen Ge-  
, erregen Gewitter, dringen nächtlicher Weile  
Sennhütten ein, rauben Kinder, schieben da-  
Wechselbälge unter und bringen auch wohl  
. Den besten Schutz vor ihnen gewähren die  
um wilden Mann.“

ganz verschwunden ist der Glaube an schatz-  
löhlen- und Burgfrauen zu betrachten.  
er ist der Glaube an verborgene Schätze im  
rde und die daraus hervorgehende Schatz-  
Noch in der letzten Zeit ist z. B. auf den  
rgen Geristein, Bubenberg, Laubeck, in Wartau  
n, im Heidenloch in Grindelwald, in der Wall-

schilden. Geht man solchen Spuren nach, so stösst man auf ganze Schichten des ältesten Aberglaubens, der, dem Abergläubischen zwar meist unbewusst, doch fest und tief in ihm steckt.

Vergegenwärtigen wir uns nun zunächst seine hauptsächlichsten Erscheinungsformen, um alsdann an der Hand derselben seinen Ursprung zu prüfen und schliesslich über sein Wesen und seinen Werth uns zu verständigen.

### I. Erscheinungsformen unsers Volksaberglaubens.

Der Aberglaube der Gegenwart modificirt sich je nach den Völkern und Sprachen, nach Confessionen, Ständen und Bildungsstufen in manigfaltig verschiedener Weise. Ja selbst die verschiedenen Berufsarten zeigen vielfach besondere Ausprägungen desselben. Die Aelpler, die Jäger, die Fischer, die Soldaten der stehenden Heere und die Matrosen, die Spieler und Räuber repräsentiren ebenso viele Spielarten abergläubischen Meinens und Thuns. Um nun dem Aberglauben wenigstens auf Einem Punkte einigermaassen auf den Grund zu kommen, beschränken wir uns lediglich auf den Volksaberglauben der deutschen, zumeist protestantischen Schweiz, auf das, was unter unserm Volk zu Stadt und Land noch heute nachweisbar und nach eigenen Jahre langer Beobachtung als mehr oder weniger gangbare Münze circulirt. Indessen kann von irgendwie erschöpfender Darstellung auch nur dieses beschränkten Gebietes in knappen Raum einer Stunde entfernt nicht die Rede sein.

Indem wir nun auf die Erscheinungsformen dieses unschweizerischen Volksaberglaubens im Einzelnen eintreten, scheidet sich uns zunächst wieder ein Gebiet aus, das, obwohl früher im allgemeinen Volksbewusstsein lebend, doch jetzt

je länger je weniger dem wirklichen Glauben unserer Bevölkerung angehört und mehr nur noch in Sage, Märchen und Volkspoesie nachklingt, nämlich der Glaube an Riesen und Zwerge, an die Wildleute, an Elben, Nixen, Kobolde u. dgl. Nur noch in den entlegenen Hochthälern unserer Alpen wie im Wallis, im Berner Oberland und Graubünden, dort aber wirklich, wird noch an das einstige oder noch heutige Vorhandensein der Bergmännchen und Wildleute geglaubt. Man hält sie für die Ueberbleibsel früherer, vor der Erschaffung des Menschen dagesener Geschlechter theils noch nicht ganz menschlicher, theils übermenschlicher Art, die an wilden, unzugänglichen Oertern ihr einsames, verschüchtertes Dasein fristen. Jene sollen hoch oben in verborgenen Felsenhöhlen mit den Gemsen ein eigenes Sennthum treiben, in heimlichen Schmieden allerhand Schätze bereiten und als zutrauliche, aber schalkhafte Freunde der Aelpler ihnen allerhand Dienste erweisen. Die Wildmänner und Wildfrauen dagegen, im Kanton Graubünden unter dem Namen Fänggen allgemein bekannt, treiben sich als Waldmenschen in undurchdringlichen Gehölzen umher, erregen Gewitter, dringen nächtlicher Weile in Häuser und Sennhütten ein, rauben Kinder, schieben dafür hässliche Wechselbälge unter und bringen auch wohl Menschen um. Den besten Schutz vor ihnen gewähren die Herbergen „zum wilden Mann.“

Als fast ganz verschwunden ist der Glaube an schatzbewahrende Höhlen- und Burgfrauen zu betrachten. Geblichen aber ist der Glaube an verborgene Schätze im Innern der Erde und die daraus hervorgehende Schatzgräberei. Noch in der letzten Zeit ist z. B. auf den bernischen Burgen Geristein, Bubenbergr, Laubeck, in Wartau und Helfenstein, im Heidenloch in Grindelwald, in der Wall-

bachschlucht an der Lenk und an vielen andern Orten nach Schätzen gegraben worden. Dieselben sollen alle 7 Jahre um eine Stufe höher rücken, bis sie der Oberfläche nahe kommen. Dann kündigen sie sich durch blaue, irrluchtartige Flämmchen an und können um Mitternacht gehoben werden. Eine Spruchformel bannt die gespenstischen Gestalten (Männer, Hunde, Schlangen), welche den Schatz bewachen, und bringt ihn in den Besitz des Gräbers. — Dem Schatzgraben verwandt ist das Goldsuchen und Goldmachen. Der Goldmagnet soll anzeigen, wo in den Bergen Gold sich findet, dem gräbt man nach. Zu diesem Zweck sind erst kürzlich in Lauenen (Bern) lange Schachte in verschiedene Felsen getrieben worden, und die Gräber behaupten, jetzt bei der Blüthe des durch das Gebirge verzweigten Goldbaumes angelangt zu sein. Stücke glänzenden Schwefelkieses werden als Vorläufer des nahenden Goldes betrachtet, dieses selbst aber will bis jetzt immer nicht kommen. Zu künstlicher Goldbereitung wird auch noch etwa nach alten Büchern versucht, die verschiedensten Metalle durcheinander zu schmelzen. In der Charfreitagsnacht soll sich alsdann aus dem sog. goldenen Löwen unter Absingung von Liedern und Sprüchen der Stein der Weisen herauschälen. Solche Versuche sind u. A. in Amsoldingen und Lenk, in den Sechziger Jahren auch in Basel gemacht worden.

Hiemit haben wir aber schon das Gebiet des gemeinen und schädlichen Aberglaubens betreten. Betrachten wir hier nun kurz: die Zeichen, die Zahlen, die Zeiten, die Orte, die Pflanzen und Thiere, die gespenstischen Gestalten und endlich die Schutzmittel des Aberglaubens.

#### 1. Die Zeichen des Aberglaubens.

Allgemein ist der Glaube an vorbedeutende Zeichen, die ein künftiges oder auch ein gleichzeitiges, aber ander-

wärts geschehendes Ereigniss ankündigen, ohne dass indessen ein vernünftiger Zusammenhang zwischen Zeichen und Ereigniss erkennbar wäre. So bedeutet es Unglück, wenn das erste lebendige Wesen, das man auf der Reise antrifft, eine schwarze Katze, ein Hase oder ein altes Weib ist, während ein Kind oder eine Schafheerde guten Ausgang verheisst. Der erste Kukuksruf weissagt die Zahl der Jahre, die man noch zu leben hat oder bis zur Heirath warten muss. Widriges Elstern- oder Rabengekräsch um's Haus verkündet einen Unglückstag. Wo die Rothkehlchen, Störche und Schwalben nisten, kehrt Segen ein. Schlagen mehrere Thurmuhren zusammen, so wird Feuer ausbrechen. Regnet's der Braut in den Kranz, so bleibt die Liebe ganz; springt hingegen ein Trauring, so folgt Entzweiung. Zerbricht beim Anstossen ein Glas, so muss entweder der Anstossende oder eine ihm nahestehende Person in Bälde sterben. Der Tod naher Angehöriger wird auch sonst auf manigfaltige Weise angezeigt: durch das Ticken der sogenannten Todtenuhr d. h. des Holzwurmes, durch das Springen eines Spiegels, das Fallen eines Porträts, starkes Krachen in der Wand oder den Schrei einer Eule. Im Berner Oberland kennt man als Todesboten auch den Maulwurf, der im Dachtrauf stösst, und den „Todtentropf“ d. h. wenn drei durchsickernde Wassertropfen hörbar von der Decke herunterträufeln. Liegt über den Sonntag eine Leiche im Haus, so trägt man bald eine zweite hinaus. Das Tuch, mit dem ein Todter gewaschen worden, wird im bernischen Mittelland um ein junges Apfelbäumchen gewunden; fällt es vermodert ab, so ist der Leichnam verwest und die Seele mit der Wachsthumskraft des jungen Bäumchens zu neuem Leben aufstanden. Wetterleuchten bei wolkenlosem Himmel, glühend rother Sonnenaufgang, ein grosser Hof um den Mond, seltene

Constellationen von Sternen bedeuten ein bevorstehendes, meist unglückliches Ereigniss. Die Kometen bedeuten Krieg oder Hungersnoth, die Sonnen- und Mondfinsternisse sonst allerlei Unglück. Dass auch die Zeichen des Thierkreises und der zu- und abnehmende Mond nicht nur zur Fruchtbarkeit der Erde, sondern auch zum menschlichen Schicksal in naher Beziehung stehen sollen, sagt uns jeder Dorfkalender und weitläufig verbreiten sich darüber die Planetenbüchlein, ein beliebter Absatzartikel der Buchbinder auf dem Lande wie der Antiquare. Vorbedeutend soll endlich auch ein guter Theil der Träume sein.

Im Anschluss an diesen Zeichenglauben hat sich die Kunst der Zeichendeutung, der Traumdeutung und der Wahrsagerei entwickelt. Es treten ja oft Zeichen ein, die der gemeine Mann nicht versteht, während der Eingeweihte sie mit Sicherheit soll deuten können. Dies gilt insbesondere von den Träumen, deren Auslegung die viel verbreiteten Traumbüchlein übernehmen. Oft aber, wenn man gerade ein Zeichen zu sehen wünscht, z. B. um über den Ausgang einer Unternehmung schon von vorneherein im Klaren zu sein, will sich kein solches Zeichen einstellen. Da wird nun gefordert, das Schicksal wird befragt und soll auf den Menschen Wunsch den Schleier über der Zukunft lüften. Der Abergläubische meint nun, dem Schicksal diesen Dienst wirklich abnöthigen zu können, wenn er die richtigen Veranstaltungen dazu trifft. Dieser Veranstaltungen gibt es sehr verschiedene, so vor Allem das Loos. Man stellt die Zukunftsfrage, ob ja oder nein, und wirft darüber die Würfel, zieht das Hälmchen oder zupft die Wucherblume. Noch häufiger lässt man sich von Kartenschlägerinnen, alten Weibern oder Zigeunerinnen „das Spiel legen“, sich warnen sagen aus der Krümmung der Haare, aus den Furchen der



Handfläche, aus der Stellung und Zahl hingeworfener Gegenstände. Oder man schickt zu den Wunderdoctoren hin und her im Land, die, auf einem Beine stehend, durch Glas und Wasser oder durch's geöffnete Fensterchen schauend, alle möglichen künftigen Dinge vorhersehen zu können vorgeben. Ein ferneres Mittel zum Erkennen der Zukunft ist das Bleigiessen in der Sylvesternacht oder am Andreastag. Aus den Figuren, die beim Ausgiessen des flüssigen Bleies in kaltes Wasser entstehen, wird das künftige Loos, besonders in Betreff beabsichtigter Heirath, erschlossen. Allgemein bekannt ist auf dem Land die Sitte des sog. Andreslens. Am Abend des Andreastages schliesst sich das heirathslustige Mädchen ein, wischt ausgekleidet und schweigend rücklings die Kammer, spricht beim Schlag der Mitternachtsstunde:

Heiliger Andreas, ich bitte dich,  
Lass mir erscheinen  
Den Liebsten meinen,  
Wie er geht und steht,  
Wie er mit mir zur Kirche geht.

Alsdann sieht sie das Bild ihres Zukünftigen unter dem Tische. Im Kanton Zürich lautet der Spruch:

Andres! ich bitt' dich,  
Bordbrett, ich tritt' dich.  
Gib mir doch in myn Sinn,  
Wer mein allerliebster Schatz möcht syn.

Der Brautwerber im Berner Oberland, der wissen will, ob seine Bemühungen von Erfolg begleitet sein werden, trinkt in der Samstagsnacht an sieben Brunnen Wasser. Ist ihm beim siebenten noch ebenso wohl zu Muthe wie beim ersten, so ist seine Sache auf guten Wegen. Aehnliche Gebräuche sind unter der Landbevölkerung gäng und gäbe. Zuweilen

wird auch der sog. Bergspiegel zu Hülfe genommen, ein in Holz gefasstes Glas, in dem man allerlei zukünftige Dinge sehen kann. Endlich wird selbst die Bibel zur Wahrsagerei missbraucht, indem man sie blindlings aufschlägt oder mit einer Nadel dareinsticht und sich sagt, die so getroffene Stelle wolle man als Wahrspruch über das Schicksal der Zukunft oder als Wegleitung zu künftigem Verhalten betrachten. Ja, es werden solche Wahr- und Wahlsprüche für ein ganzes Jahr herausgeloost und so die heil. Schrift zum Zaubrorakel herabgewürdigt.

## 2. Die Zahlen des Aberglaubens.

Eine ebenso wichtige Rolle wie das Zeichen spielt im Aberglauben die Zahl. Die Zahlenverhältnisse, nicht die Erfindung des Menschengesistes entsprungen, sondern als unverrückbare Bestimmtheiten in die Natur gelegt und dem Gewalt des Menschen gänzlich entzogen, müssen umgekehrt über ihn eine gewisse Gewalt haben und für ihn irgendwie schicksalbestimmend sein. So denkt der Aberglaube. So sind von jeher aller guten Dinge 3, aller heiligen Dinge 7, aller vollkommenen Dinge 10. Wo sich dagegen zufällig ihrer 13 beisammen finden, da muss innert Jahresfrist einer von ihnen sterben. 3 Kreuze sind das Zeichen, das, über Haus- und Stallthüren angebracht, die Geister bannt, und den Amuletten die Krankheit verhindernde Kraft verleiht. Dreimal muss bei sympathetischen Curen die vorgeschriebene Besprechung des kranken Gliedes stattfinden, sonst fruchtet sie nicht. Auch 4, 12, 33, 77 und die ungeraden Zahlen überhaupt sind dem Aberglauben bedeutungsvoll.

## 3. Die Zeiten des Aberglaubens.

Wie bestimmte Zahlen so hat der Aberglaube auch seine besondern Zeiten. Die Stunde von 11 bis 12 Uhr Nachts ist die Geisterstunde; am günstigsten für den Ver-

Ihr mit der Geisterwelt ist aber immer der Augenblick der Mitternacht selbst, für sympathetische Curen auch die Zeit von 3 bis 6 Uhr Morgens. Unter den Wochentagen sind nicht alle gleich gut. Der Mittwoch ist überhaupt kein rechter Tag, so bringt er auch kein Glück; am Mittwoch tritt daher kein Diensthote eine neue Stelle an, ernennt man keine Reise, darf man nicht Hochzeit halten. Ein entschieden guter Tag ist dagegen der Sonntag. Sonntagskinder haben Glück und können Geister sehen. Auch Dinstag und Freitag bringen Gutes, letzterer namentlich für Eheschliessung. — Die Kalendertage zählen manchen bösen Heiligen. Der 1. April ist ein närrischer Tag, was wenn ihm begonnen wird, kommt sicherlich verkehrt heraus, denn da treiben die Geister mit dem Menschen ihr Spiel, er ist der Aprilnarr und wird als solcher in den April geschickt.

Der 1. Mai dagegen, im Berner Oberland einfach Maierag geheissen, ist ein glückverheissender Schicksalstag. Seine Vitterung entscheidet über die des ganzen Sommers; Kinder, an diesem Tage geboren, sind lebenslang vom Glück begünstigt und Begegnungen am 1. Maimorgen für die Zukunft von grosser Bedeutung. Georg und Marx bringen viel Args, auch Pancraz und Servaz nichts Gutes. Feiertage zum Abschluss von Miethverträgen, zum Antritt von Stellen, für Zahlungstermine u. dgl. sind Georgi, Marini, Johanni, Jakobstag, Gallentag, Michaeli. Sie sind deshalb günstig, weil an diesen Tagen die Geister los sind und man nicht nur die Zukunft von ihnen erfahren, sondern sie auch zwingen kann, Glück in Haus und Stelle zu bringen. Die Jakobs- und Fastnachtsfeuer sammt dem damit verbundenen Lärm und Mummenschanz dienen ursprünglich nur dazu, an diesen Schicksalstagen alle bösen Geister

fern zu halten. An Simon und Judä verlangen die Seen ihr Opfer. Der Andreastag und der Thomastag sind besonders günstig für Wahrsagerei und Zauberei, ebenso die Sylvesternacht und der Weihnachtsabend. Auch an den Charfreitag, noch mehr aber an den Ostertag knüpfen sich allerhand abergläubische Vorstellungen. Von besonderer Wichtigkeit für das künftige Schicksal sind die 12 sog. Loostage vom kürzesten Tag bis zu 3 Königen. In diesen 12 Tagen kündigt sich nicht nur das Wetter, sondern auch das Glück oder Unglück für jeden der 12 Monate des folgenden Jahres an. Um es zu erkennen, wird in der Neujahrsnacht eine Zwiebel in 12 Hülsen zerlegt, diese füllt man mit Salz und legt sie der Reihe nach auf den Tisch. Jede bedeutet einen Monat. Am Morgen sieht man nach, bei welchen das Salz trocken geblieben und bei welchen es geschmolzen ist. Die trockenen bedeuten gute, die feuchten schlechte Monate.

#### 4. Die Orte des Aberglaubens.

Der Aberglaube heftet sich ferner an bestimmte Orte, die für den Menschen oft ohnehin verhängnissvoll sind. Richtplätze, Kirchhöfe, alte Schlösser, sog. Heidenhäuser, Höhlen, Kreuzwege sind die Stätten, die der gemeine Mann namentlich des Nachts nur mit Widerwillen betritt. Denn da pflegt es nicht richtig zu sein. Da huschen feurige Thiere, Hexen oder Geister umher, und wer sie sieht, wird betäubt oder mit Blindheit geschlagen. Wer hingegen heilkräftige Wurzeln oder Schätze graben, wer Nägelabschnitte, ausgefallene Zähne und Haare, um sie vor Missbrauch zu schützen, verscharren will, der hat gerade hier seine unheimliche Hantirung zu besorgen und seine Proben zu bestehn. Eine vom Aberglauben gescheute Stätte sind ferner die sog. Tanzplätze auf den Wiesen, grosse Ringe,

auf denen des Morgens der Thau abgestreift ist; denn da haben in der Nacht Hexen und Geister ihre Orgien gefeiert. Einen Blocksberg wie in Deutschland kennt man in der Schweiz nicht; dagegen fehlt es doch keineswegs an Stätten, die als Zusammenkunftsorte der Geister betrachtet werden, so besonders die Ehrlosen bei Münster (Luzern), das Roththal ob Lauterbrunnen, das Justisthal am Thunersee, der Strälapass, das Scaläratobel und das Schloss Lichtenstein in Graubünden, Einsiedeln, das Wildkirchli, die Gipfel der Diablerets, des Matterhorns, des Unghürhorns und viele andere.

##### 5. Die Pflanzen und Thiere des Aberglaubens.

Auch die Pflanzen- und Thierwelt wird manigfach mit in den Kreis des Aberglaubens hereingezogen. So die Mistel, die Raute, das Bethunienkraut, vierblättriger Klee, das Tausendgüldenkraut und das Johannis- oder Hexenkraut, das am Johannistag Blutstropfen zeigt und, in diesem Zustand gesammelt, ein kräftiges Schutzmittel gegen Verwundung wird. Die Alraunwurzel und die Muskatnuss werden zur Bereitung von Liebestränken verwendet, der sog. Katzenwedel erscheint als Zauberstab in der Hand der Hexen. Holderbusch und Wachholder verdecken die geheimen Eingänge zu den Wohnungen der Zwerge und Erdgeister. Das Farrenkraut darf man nicht abbrechen, sonst gibt es Erdbeben. Die Bäume der Bannwälder bluten, wenn die Axt sie fällen will. Von der Haselstauden kann man in der Johannisnacht die sog. Wünschelruthen schneiden, mit denen man durch Peitschen des Wassers Regen und Gewitter erzeugen kann; sie zeigen verborgene Schätze an und bannen die Geister. Eine ausgehöhlte Möhre, mit dem Wasser eines Wassersüchtigen gefüllt und an drei seidenen Schnüren ins Kamin gehängt, macht den Kranken wieder gesund.

Unter den Thieren stehen in besonderer Beziehung zu den Hexen die schwarze Katze, der Hase und das Schwein, in deren Gestalt jene oft herumschleichen, ferner Schlange, Kröte, Eule, Kreuzspinne, die, wo sie sich zeigen, immer irgend ein Verhängniss ankündigen. Krächzende Raben sind als Unglücksrabben sprüchwörtlich. Der Kukuluk ist der Vogel des Teufels. Das Pferd wittert die Nähe der Geister, es scheut und will nicht vorbei, wo solche, dem Auge des Menschen unsichtbar, den Weg vertreten. Eine den Menschen freundliche Rolle dagegen hat der Aberglaube den Schwalben, Störchen, Rothkehlchen und Schafen zugedacht. Plagt man die Rothkehlchen, so geben die Kühe rothe Milch. Von unterschiedlicher Bedeutung sind endlich Elster, Specht, Henne, Hund, Wiesel, Maulwurf. Stirbt der Hausherr, so muss man die Bienenstöcke heben, sonst sterben die Bienen auch. — Der Glaube an Drachen darf als ausgestorben betrachtet werden, doch wird noch hie und da das Vorhandensein des sog. Stollenwurmcs, eines grossen schlangenähnlichen Ungethüms, behauptet, und dem frühern Vogel Greif wird ein unbekannter Vogel substituirt, der nur sehr selten erscheint und bei jauchzendem Schrei ein gutes Jahr, wenn er aber an's Fenster klopft, eine ausbrechende Feuersbrunst verkündigt, wie dies beim Brand von Frutigen der Fall war.

#### 6. Die gespenstischen Gestalten des Aberglaubens.

Treten wir endlich noch jenen unheimlichen, grausigen Gestalten näher, die als Gespenster den Mittel- und Höhepunkt Alles dessen bilden, womit die krankhafte Einbildungskraft furchtsamer Menschen die Erde ausstattet.

Wo in der Schweiz ist eine Stadt oder ein Dorf ohne irgend ein altes Haus, einen Thurm, eine Scheune, in der es spukt, wo vor nächtlichem Lärm und seltsamen

Tönen, den Aeusserungen irgend eines geisterhaften Wesens, weder Menschen noch Thiere es aushalten? Die gewöhnliche Vorstellung ist die, dass Menschen, die mit irgend einer ungesühnten Schuld ins Grab gingen, im Tod nicht Ruhe finden und nun zur Strafe an die Stätten ihres Vergehens zurückkehren müssen, um hier als Geister umzugehen, bis irgendwie für sie die Stunde der Erlösung schlägt. Sie erscheinen in ihrer frühern Gestalt, denen, die sie sehen können, deutlich erkennbar, als schattenhafte Körper ohne materielle Substanz und doch im Stande, hörbar auf- und abzuschreiten, Thüren zu öffnen, Töne auszustossen, zu sprechen, was sie übrigens nur selten thun, ja zuweilen ein Haus so zu erschüttern, als ob Sturm und Erdbeben entfesselt wären. Einstige Wucherer und Geizige müssen an der Stätte, wo ihre Schätze standen, Wache halten und Geld zählen. Kindsmörderinnen kehren in ihrem Stübchen ein, pflegen ihr Kind und spinnen. Sieht man sie auch nicht, so hört man doch das nächtelange Wiegen und das Schnurren der Spindel. Mörder schleichen auf dem Estrich oder im Keller umher, ihr Mordwerkzeug in der Hand; man hört sie mit Ketten rasseln, ihr Opfer herumschleifen und dieses wimmern und stöhnen. Selbstmörder irren im Walde und tragen den Kopf unter dem Arm. Wer bei Lebzeiten Marksteine versetzt und Hecken verrückt hat, muss nachher als Geist an der richtigen Grenze des Grundstückes ruhelos hin- und herwandeln (so z. B. der sog. Feldmesser bei Birsfelden) oder nächtlicher Weile „zaunen“, bis die richtige Gemarkung wiederhergestellt ist.

An manchen Flüssen hört man des Nachts ein sonderbares Hacken und Schaufeln, unterbrochen durch seufzende und fluchende Männerstimmen. Es sind die Geister von solchen, die einst bei Ueberschwemmungsgefahr die Dämme

aufrissen und das Wasser auf fremdes Land leiteten, um das ihre zu retten. — Ueber manche unserer Bergpässe, über Grimsel, Panixer, Sanetsch und Rawyl ziehen nächtlicherweile geisterhafte Säumer mit Pferden und Maulthieren. Sie hatten einst Wein veruntreut und mit Schnee oder Wasser nachgefüllt. An den Stätten, wo sie dies gethan, weigern sich die Thiere, weiter zu gehen. Da geht es nun an ein lautes Rufen, Knallen und Treiben, und weithin durch's Thal hört man das nächtliche Schellengeklingel.

Auf dem grossen Moos im bernischen Seeland ziehen über die alte Römerstrasse unter dumpfem Summen und Singen nächtliche Leichenzüge. An einer bestimmten Stelle — anderwärts ist es der Kirchhof — setzen sie den Sarg ab, man hört ein unheimliches Stöhnen, und Alles ist verschwunden. Es ist das auch anderwärts, z. B. in Basel-land und Graubünden, wohl bekannte Nachtvolk oder Todtenvolk, das seinen Umzug hält. Oft ist es nur eine Kutsche, die in der Geisterstunde schwirrend und knirschend durch die Strassen fährt (Zofingen, Tenniken) meist zum Gottesacker. Der rothhaarige Kutscher ruft: aus dem Weg! Wer alsdann nicht ausweicht, wird durch einen betäubenden Schlag niedergeworfen. Verwandt mit diesen Nachtgespenstern ist das auch bei Tag auftretende wüthende Heer, das im Entlibuch und Berner Oberland „des Thürsten Gjagd“ oder die Roththaler Herren, in Aargau und Luzern das Rothenburger Schiessen, im bernischen Seeland der Vögeler oder das Murtner Schiessen heisst. Mit einem mächtigen Gefolge von Geistern, Hexen, Hunden, Raben und unter donnerähnlichem Getöse braust der wilde Jäger durch die Luft. Hört man ihn kommen, so muss man rasch Thüren und Fenster öffnen, dass der Zug hindurchfahren kann, sonst hebt er das Dach ab.



Diese letztern Geister nun sind wie die des Nacht- und Todtenvolks nicht die Seelen abgeschiedener Menschen, sondern ein selbständiges, seit Jahrtausenden existirendes Geschlecht von Naturgeistern, die, mit Sturm und Wind und Wetter in Verbindung, nicht zur Strafe, sondern aus purer Lust an ungebundenem Wesen ihre Streifzüge über die Erde unternehmen. In dieselbe Kategorie gehört Alles, was etwa noch von Frau Holle oder Uete, von den Spinnmädchen, von den Dialen Graubündens, den Haus- und Waldbutzen, von der gespenstischen „Rochelmore“, die vor den Ueberschwemmungen erscheint, und andern Gestalten, mit denen man die Kinder schreckt, geglaubt wird. — Wieder anderer Art sind die Geister, die sich als „Schräteli“ oder „Doggeli“ des Nachts den Menschen auf die Brust setzen, das Vieh belästigen und in Gestalt einer Katze oder eines seltsamen Menschen wegschleichen. Ein letztes Schreckgespenst endlich ist der grimmige Geselle, der mit Hörnern und Pferdefuss den Menschen auflauert, Schurken plötzlich dahinrafft, mit Gottlosen Bündnisse eingeht und sie besessen macht, der grosse Herr und Führer aller bösen Geister, vor dessen Namen man sich bekreuzt und den ich deshalb auch nicht auszusprechen brauche.

Nun soll es aber auch Menschen geben, die mit der Geisterwelt in Verbindung stehen und durch diese Verbindung im Besitz aussergewöhnlicher Kräfte sind. Da und dort noch lastet ein solcher Verdacht auf hässlichen, trübsüchtigen alten Weibern, die niemand in's Auge schauen und über keinen Besen schreiten können. Diese Hexen sollen die Kraft haben, Vieh und Menschen etwas „anzuthun“, wie man sich auszudrücken pflegt. Rippsucht bei Kindern, Epilepsie und Geistesstörung, Verkrüpplung und Abmagerung, böse Augen und der sogenannte Hexenschuss

werden ihnen Schuld gegeben. Sie sollen des Nachts den Pferden die Schwänze flechten, mehrere Kühe in Eine Halfter zusammenkoppeln, dem Vieh die Milch entziehen, durch den bösen Blick Thiere und Kinder tödten oder auch Menschen „verknüpfen“ d. h. bewirken, dass ihre Gedärme sich verschlingen. Des Nachts pflegen sie auszugehen, d. h. der Leib liegt regungslos im Bette, der Geist aber schleicht in Gestalt einer Katze, eines Hasen oder Hundes im Orte umher. Wird ein solches Thier geschossen, so findet man es nicht; am Morgen aber liegt irgendwo ein altes Weib in seinem Blute.

#### 7. Die Schutzmittel des Aberglaubens.

Wie die Hexen durch Spruch und Berufung sich die Geister dienstbar zu machen verstehen, so kann sich jeder Mensch aber auch gegen sie und ihre Tücke schützen. Unter den hiezu anzuwendenden Mitteln stehen obenan die sympathetischen Curen. Diese bestehen darin, dass man die angethane oder blos erst befürchtete Krankheit am Freitag vor Sonnenaufgang und bei abnehmendem Monde durch eine fremde Person besprechen lässt. Es gibt eine Menge solcher Besprechungsformeln; bei Fieber z. B. sagt man:

Ich richte mich gegen die Sonne auf,

Ach Gott, thu' mir die Fieber auf,

Die heissen und die kalten,

Dass ich sie nicht muss behalten,

im Namen Gottes, des Vaters u. s. w. Aehnliche Formeln enthalten die Amulette, kleine, mit dem Hexenstich vernähte Täschchen, die man auf der Brust trägt. Beim Sonderbundskrieg fand man auf der Mehrzahl der Gefallenen solche Amulette, die schuss- und kugelfest machen sollten. Zur Bewahrung des Viehes vor Behexung wird demselben

**A**bendmahlsbrod eingegeben, man verschafft sich von **den** Kapuzinern ein Büschel mit Weihwasser getränkter **Kräuter**, versenkt neunerlei Holz unter die Schwelle des **Stalles**, macht drei Kreuze über die Thür und steckt ein **mit** dem Blut eines Kindes bestrichenen Messer in die **Wand**. Gegen Feuer und Wasser wird das Haus durch **Sprüche** besegnet. Dasselbe bezweckten ursprünglich die **an's** Haus gemalten Sprüche und Sonnenräder, **angenagelte Eulen** und **Habichte**, die **Drachenköpfe** an Dachrinnen und **der** Wetterhahn auf dem Dach. Endlich gibt es selbst **Mittel**, über andere Menschen Macht zu erlangen, Liebe in **ihnen** zu entflammen, Diebe zum Stehen zu bringen, Feinde **zu** Tode beten zu lassen u. dgl., worüber ein immer noch **nicht** vergessenes Buch, Dr. Fausts dreifacher Höllenzwang, **alle** wünschbare Belehrung enthält.

## **II. Ursprung des Volksaberglaubens.**

Woher nun alle diese wunderlichen Vorstellungen und Gebräuche? Zur Beantwortung dieser Frage nach dem Ursprung des Volksaberglaubens bieten sich uns zwei verschiedene Gesichtspunkte dar: der historische und der psychologische.

### **1. Historische Betrachtung.**

Historisch betrachtet, ist dieser unser Aberglaube das Product einer Jahrhunderte, ja Jahrtausende langen Entwicklung. Er führt in seinen Anfängen in jene urgraue Vorzeit zurück, in welcher die nun längst getrennten Völkerstämme der Germanen, Kelten, Griechen, Römer, Slaven, Perser und Inder noch Ein gemeinsames Volk bildeten, ein Volk, das irgendwo im mittleren Hochasien wohnte und das den Grundstock unserer Sprache, unserer Sitten und Gebräuche geschaffen hat. Auf dieses augenscheinlich hoch-

begabte, gemüth- und phantasievolle indogermanische Urvolk, über dessen Zustände die vergleichende Sprachforschung neues, überraschendes Licht verbreitet hat, lässt sich von unserm Volksaberglauben Alles dasjenige zurückführen, was in gleicher oder doch wesentlich verwandter Form auch bei den übrigen indogermanischen Völkern vorkommt und sich durch diese Wesensverwandtschaft als gemeinsames Erbgut dieser ganzen Völkerfamilie legitimirt. Doch besitzen wir die Ueberlieferungen aus jener uralten, drei bis fünf Jahrtausende zurückliegenden Zeit nur noch in sehr verkümmerter Gestalt, nur als letzte Ausartung dessen, was einst der naive, reine und unverfängliche, ob auch stark mythologisch gefärbte Kinder Glaube eines jugendlich frischen und fröhlich aufstrebenden Geschlechtes war. Zu dieser ältesten Schicht unseres Aberglaubens gehört der Glaube an jene Geisterwelt, die in und mit der Natur lebt und sowohl durch ihre Herrschaft über die Natur als durch directe Beziehung zum Menschen das Leben desselben beeinflusst; der Glaube an das Eingreifen dieser Naturgeister in das Schicksal bei Geburt, Ehe und Tod, auf der Jagd, auf der Reise und im Krieg; endlich der Glaube an Riesen, Drachen, Quelljungfrauen, Wald-, Luft- und Sturmgeister.

Eine spätere Schicht unseres Volksaberglaubens stammt aus der Religion unserer germanischen Vorfahren, die in den Wäldern Deutschlands und Helvetiens das aus der asiatischen Urheimath mitgebrachte religiöse Stammgut in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in neue Formen gossen und zur selbstständigen Religion gestalteten. Dieser Bestandtheil des Aberglaubens trägt auch noch ganz den Waldgeruch der Eichen und Tannen Germaniens und den Opferduft von den blumigen Altären der einstigen Naturgötter. Ja, die alten Götter und Göttinnen unserer

Väter leben noch deutlich erkennbar darin fort; Wuotan, Donar, Baldur und Ziu, Holda oder Bertha, Freya, Ostara und Hel führen theilweise noch ihr altes Regiment. Wuotan, der Gott des Himmels, ist es, der im wüthenden Heer, das von ihm seinen Namen hat, durch die Lüfte reitet. Es ist das gespenstisch gewordene Heidenthum selbst, ein Heer alter Götter, Hausgeister und Helden, das unter seiner Anführung, obwohl sonst verzaubert in den Bergen, von Zeit zu Zeit wieder losbricht. Raben, Eulen und Hunde waren dem Wodan heilig, drum schliessen sie sich seinem Zuge an. Sein Tag war der Mittwoch, in England heute noch Wodanstag (Wednesday) genannt, drum ist er jetzt verrufen. Die Nachtschaar und das Todtenvolk sind nur andere Formen des Wuotanzuges, ebenso die nächtliche Kutsche mit dem treuen Eckhard als Führer, die Züge der geisterhaften Bergsäumer, das gespenstische Schwein mit seinen grunzenden Ferkeln. — Der Gewittergott Donar lebt im Aberglauben fort in Allem, was heute noch seinen Namen oder seine Farbe trägt, das glühende Roth; in den Vorstellungen, die sich an den Donnerstag, die Donnerkeile oder Regenbolzen, an Donnerskäfer und Donnerkraut, an Fuchs, Hahn, Schlange, Bock und Rothkehlchen, an Feuer, Blitz und Gewitter knüpfen. — Ziemlich vergessen dagegen ist der alte Kriegsgott Ziu, gleichen Namens mit Zeus, Dieu und den persischen Devs, von dem der Dinstag (Zystig) seinen Namen hat, und Baldur, dem der Baldrian Namen und Heilkraft verdankt. — Vom germanischen Cultus der Liebesgöttin Freya sind die Vorstellungen und Bräuche herzuleiten, die sich um den Freitag angesetzt haben. Katze und Specht waren die ihr geheiligten Thiere, daher ihre grosse Bedeutung im Aberglauben. Von der Göttin Holda oder Berchtha rühren die närrischen

Bräuche des „Berchtelistages“ und die an Holderbusch und Wachholder sich heftenden Meinungen her. Sie ist die Frau Zälti der Urner und Schwyzer, die sich der ungetauft gestorbenen Kinder annimmt und den Kinderbrunnen hütet, die Sträggele der Luzerner, Frau Holle und die Spinnerin Bertha, welche die Mädchen spinnen lehrt und auf der holländischen Brücke des Kinderspiels wohnt (es ist dies die einstige Wolkenbrücke). Ostara und der ihr heilige Hase finden heute noch ihren Cultus in den Osterbräuchen. Die Eier mit den Sonnenfarben und die Gebäcke der Ostage waren einst die dieser Frühlingsgöttin dargebrachten Opfer. Aus dem germanischen Glauben stammen endlich die Zwerge, die Wildleute und Fänggen, die Alben, Schrätteli und Butzen, der Hakenmann, der schwarze Mann und andere ähnliche Schreckgestalten.

Eine noch spätere Schicht des Aberglaubens verdankt ihren Ursprung einer Vermischung des germanischen Heidenthums mit christlichen Elementen. Die Religion unserer Väter war eben im schönsten Aufblühen begriffen, als das Christenthum mit Gewalt über sie kam. Sie wurde nur äusserlich niedergeschlagen, aber nicht innerlich überwunden, und so lebte sie unter der Oberfläche immer noch fort. Die Götter wurden nicht abgesetzt, wohl aber heruntergesetzt und umgestempelt zu christlichen Heiligen oder zu Teufeln. Was man früher von Wodan erzählte, wurde jetzt übertragen auf den heiligen Georg, den ritterlichen Drachentödter, auf Michael, den Anführer der himmlischen Heerschaaren, auf den heiligen Martin mit dem Mantel, den Beschützer des Viehstandes, der als Pelzmärtel oder St. Niklaus mit dem Neujahresel, einst Wodans weissem Pferd, den Kindern Gaben bringt. Der schöne Lichtgott Baldur wurde zum Johannes, und seine Attribute

verwandelten sich in Johannisblut, Johannisbrod, Johanniscraut, die Baldur- und Freyafeuer des Mittsommerfestes in Johannisfeuer und seine Offenbarungen in die gemeine Wahrsagerei der Johannisnacht. Donar, der Feuergott, und Loki, der Gott der Unterwelt, wurden zu Teufeln. Die Züge der Göttinnen endlich sind fast sämmtlich auf Maria, die Gottesmutter und Himmelskönigin, übergegangen, und aus den weisen Frauen, den Nornen und Schlachtjungfrauen, wurden die Hexen. An die Stelle der heidnischen Feste traten die christlichen, an die Stelle der heidnischen Umzüge in Verkleidungen, welche die Götter selbst darstellten, die Masken- und Carnevalszüge; und die Opfer, die sonst auf den Altären der Götter dargebracht wurden, opferte man jetzt auf dem Altar des Hauses, d. h. man ass sie selbst. Daher die Martinsgans, die Weihnachtsgebäcke, die Neujahrsschmausereien, die Fastnachts- und Sichelstücken.

Wir sehen hier also eine geradlinig verlaufende geschichtliche Entwicklung des Aberglaubens von unsern indogermanischen Stammeltern aus durch Jahrtausende hindurch bis auf die Gegenwart fortgehen. In diese directe Verbindung zwischen einst und jetzt aber sehen wir als Seitenlinie das Christenthum einmünden. Und dieses hatte, als es zu den Alemannen kam, so rein es auch Anfangs dastand, durch seine Berührung mit dem griechisch-römischen Heidenthum wie mit semitischem und persischem Glauben im Laufe der Zeit eben doch auch eine Menge abergläubischer Elemente in sich aufgenommen, die Reformation war ja der gewaltige Protest des Gewissens gegen die stattgefundene Verunreinigung. Schon die Juden hatten vor Christus aus der Religion der alten Perser den Glauben an gute und böse Geister, an Engel und Dämonen, in's Besondere den Teufelsglauben, angenommen. Dieser, vom

Christenthum weitergetragen, verband sich dann mit dem bei den Germanen vorhandenen Glauben an Naturgeister zu der trüben, unklaren Mischung jenes Geister- und Gespensterglaubens, der den ganzen dunklen Hintergrund unseres Volksaberglaubens bildet. Aus dem Glauben an die Auferstehung der Todten ferner, der gleichfalls von den Persern zu den Juden kam, entwickelte sich durch Verzerrung der reinen, idealen Form, die er durch Christus erhalten hatte, einerseits der Glaube an wiederkehrende Todte (Revenants), andererseits der betrügerische Humbug, der in neuester Zeit von den Spiritisten mit Todtenbeschwörungen, Geisterklopfen und dem ganzen Orakelwesen der angeblich von der Geisterwelt inspirirten sog. Medien sogar von Männern der Wissenschaft getrieben wird.

Hatte aber der Aberglaube einmal auch in der christlichen Religion Wurzel gefasst, so war es, obschon sie ihn grundsätzlich bekämpft, doch nicht zu verhindern, dass sich nicht auch durch Uebertragung heidnischer Anschauungen auf christlichen Boden ein selbstständiger christlicher Aberglaube ausbildete. Wir finden denn denselben auch im Glauben an die magisch wirkende Kraft des Taufwassers, der Abendmahlselemente und des Kreuzeszeichens, in den wunderthätigen Marienbildern und Reliquien, im Geisterbannen durch das Kreuzschlagen und Geisteraustreiben mit dem Crucifix, sowie in dem ganzen Wundercultus, der in neuester Zeit an Wallfahrtsorten wie Lourdes, Paray le Monial, Marpingen und Eberswalde getrieben wird und den Namen einer Louise Lateau, Marie Alacoque und ihrer Leidensschwwestern zu trauriger Berühmtheit verholfen hat. Der Glaube ferner, dass von 13 beisammen Sitzenden einer dem Tode geweiht sei, ist aus der Erinnerung an die Einsetzung des Abendmahls entstanden, wo von den 13 Aposteln



resenden einer, der Verräther Judas, bald ein schreckliches Ende nahm.

Noch andern Ursprungs endlich ist der grösste Theil der Zauberei und manches aus den Gebieten des Hexenlaubens und der Wahrsagerei. Hierin leben die letzten Reste der im Mittelalter so vielverbreiteten Schwarzkunst fort, die in Magie, Astrologie und Alchymie ihren eigenhümlichen Ausdruck gefunden hat; und diese hinwiederum stammen aus dem Gestirndienst der Chaldäer und Araber, die zur Zeit des Zusammenbruchs der antiken Religionen in Schaaren als Schlangen- und Todtenbeschwörer, als Magier, Astrologen und Gaukler das römische Reich durchzogen.

Historisch betrachtet, sehen wir also das gesammte Gebiet des Aberglaubens herauswachsen aus erstorbenen heidnischen Religionen. Sein Ursprung ist der Polytheismus; ja er ist selbst nichts Anderes als ein im Geheimen fortwucherndes, heruntergekommenes oder neu entstehendes Heidenthum.

## 2. Psychologische Betrachtung.

Die Frage nach dem Ursprung des Aberglaubens ist aber auch eine psychologische. Wie kommen wir, die wir ja doch mit heidnischem Wesen nichts zu thun haben wollen, dennoch dazu, mehr oder weniger abergläubisch zu sein? Wie entsteht in uns Aberglaube? Hierüber kurz Folgendes:

Der Mensch im Kindermärchen, der auszieht, das Gruseln zu lernen, sieht nirgends Geisterspuk, weil ihm eben nicht gruselt, und dies unterscheidet ihn von allen Andern. Wem es aber gruselt, wem beim Anhören seltsam schauriger Geschichten, im Dunkel der Nacht und des Waldes, bei plötzlichem Krachen oder Blitzen das Herz unheimlich pocht und alle Sinne in wirrer Aufregung durch-

einander gehen, der ist in der Verfassung, abergläubischen Vorstellungen Raum zu geben, im Baumstrunk einen gespensterhaften Mann zu sehen, das Rascheln des Laubes oder das Ticken in der Wand geheimnissvollen Einwirkungen zuzuschreiben und so an Vorgänge zu denken, die ausserhalb des gewöhnlichen Naturverlaufs stehen. In solchen Augenblicken unwillkürlicher Anwandlungen von Angst, Furcht und Grausen gaukelt die geschäftige Phantasie den erregten Sinnen die wunderlichsten Dinge vor. Die nüchterne, vernünftige Ueberlegung müsste dieselben ungereimt finden, sie versucht sie auch hinwegzukritisiren; aber die sinnliche Erregung ist zu mächtig, sie lässt die Vernunft nicht zum Worte kommen, und nun treibt die Phantasie uns ihr neckisches Spiel, dem wir nicht zu widerstehen vermögen. Es kommt nun noch hinzu, dass wir ihr oft auch nicht länger zu widerstehen begehren, vielmehr ihr Spiel uns gerne gefallen lassen. Denn das Geheimnissvolle, das Wunderbare und Abenteuerliche übt einen gewissen Reiz auf uns aus, den wir in den Empfindungen, welche die abergläubischen Vorstellungen begleiten, nicht ohne Behagen geniessen. Wir haben ja Alle wie die Kinder einen gewissen Hang zum Seltsamen, zum Dunkeln und Aussergewöhnlichen, und diesem Hang können wir uns überlassen; hinwiederum aber haben wir ebenso die Neigung, dem uns in den Weg tretenden Unverständlichen zu Leibe zu gehen und im Kampf wider die Natur, von welcher abhängig zu sein, als belästigender Druck empfunden wird, an ihr gleichsam unser Müthchen zu kühlen, und auch diese Neigung können wir in abergläubischen Verrichtungen nachgeben. Wir sehen: Dieses unbehagliche und doch auch wieder behagliche, dieses unheimliche und doch auch wieder heimliche Grauen und Gruseln, ver-

1  
al  
un

bunden mit der Lust am Geheimnisvollen und Abenteuerlichen, das ist die Quelle des Aberglaubens in unserer Seele.

Lassen wir aber einmal die Gaukelbilder unserer von Angst und heimlicher Freude am Seltsamen aufregten Einbildungskraft mit all' ihrem Zauber und all' ihren Schrecken auf uns wirken, so fangen wir allmählig auch an, mehr oder weniger an diese unsere schaurige Einbildung zu glauben, zumal diese und jene Erwägungen oder Erfahrungen ihre Realität zu bestätigen scheinen, ähnlich wie etwa ein Fiebernder oder Geisteskranker dazu kommt, zu glauben, er habe ein Verbrechen begangen, weil ihm der Gedanke lebhaft vor die Seele getreten war: wie schrecklich, wenn ich dieses Verbrechen begangen hätte! Treten uns nun noch dazu aus den Erinnerungen der Jugendzeit wie aus der Ueberlieferung des Volkes diese und jene seltsame Vorstellungen als auch von Andern geglaubte entgegen, legitimirt durch die allgemeine Zustimmung der Menge, so brechen auch die letzten Zweifelsgründe unter der Wucht einer so vielstimmigen Bestätigung zusammen, der Glaube an diese Vorstellungen setzt sich auch in uns fest, und der Aberglaube ist da, fix und fertig und zwar nicht nur als besondere Form der Vorstellung und des Glaubens, sondern auch schon nach seinem Vorstellungs- und Glaubensinhalt, denn die landläufige Volksmeinung bietet denselben ja in vollendeter Ausprägung schon dar. — Sind wir aber einmal, und wäre es auch nur in einem einzigen Punkt, soweit gekommen, so hängt es nur noch vom Grad der geistigen Nüchternheit sowie von der wissenschaftlichen und religiösen Erkenntnisstufe ab, wie viel oder wie wenig vom allgemeinen Volksaberglauben wir annehmen oder verwerfen, und ob wir vom abergläubischen Meinen auch zum aber-

gläubischen Handeln fortschreiten oder nicht, oder ob kritisches Bedürfniss und klares Denken die Kraft der abergläubischen Anwandlungen immer wieder zu brechen vermögen.

Also nicht dem Nachdenken und der Ueberlegung verdankt der Aberglaube sein Entstehen, sondern gerade dem Zurücktreten der Vernunftthätigkeit, der beim berückender Spiel der wirren Phantasie eintretenden Denkfähigkeit. Weiss er also auch um hundert Dinge, die dem gemeinen Menschenverstand verborgen und unfassbar sind, gebet er sich auch als ein höheres Wissen und Erkennen, so beruht er doch eben auf dem Nichtwissen, auf einem Mangel an Erkenntniss, speciell auf dem Mangel an der Erkenntniss des vernünftigen ursächlichen Zusammenhangs in allem Geschehen der Natur und des Lebens.

Jedem Wissenden ist die Welt ein bis in's Kleinsten gesetzmässig geordneter Kosmos, in dem es zwar noch manche unerklärte, aber doch gewiss nicht Eine unerklärliche Erscheinung gibt — man kennt nur eben die Naturgesetze noch nicht vollständig —. Sie ist getragen von festen, unverbrüchlichen Ordnungen, welche für Nebenflüsse des Zufalls oder dunkler Schicksalsmächte auch nicht den geringsten Spielraum übrig lassen. Wer dies erkennt, dem ist es aber auch schlechterdings unmöglich, zu glauben, dass z. B. der todte Mechanismus einer Uhr deshalb stille stehe, weil anderwärts ein Anverwandter des Hauses zu leben aufgehört hat, oder dass eine Kuh das Milchgeben einstelle, weil ein böses Weib, in welchem Namen auch immer, seine Formel über sie gesprochen. Dem Abergläubischen hingegen erscheint auch das Unmöglichste und Absurdeste glaubhaft, sobald es seiner Geheimnisschwelgerei zusagt und die Autorität der altherkömmlichen Volksmeinung für sich hat.

Dem Aberglauben liegt endlich auch ein religiöser Mangel zu Grunde, ein Mangel an wirklichem Glauben, die Neigung des glaubenslosen Gemüthes, welche Jesus mit den Worten geisselt: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht.“ Der Aberglaube entspringt aus der Unfähigkeit, alle Erscheinungen in Natur und Leben unter dem einen Gesichtspunkt der göttlichen Weltregierung zusammenzufassen und dieser Leitung voll und ganz zu vertrauen. Dem Abergläubischen ordnet sich die Welt nicht zum einheitlichen, lückenlosen in allen seinen Theilen von der Allmacht Gottes beherrschten Ganzen. Er sieht vielmehr da und dort gleichsam Ritzen und Spalten im Gefüge, durch welche andere Mächte hervordringen wie die Zwerge aus ihren unsichtbaren Höhlen, um neben Gott und gleichsam hinter seinem Rücken in seine Anordnungen hineinzuregieren und auf andern als den von der Vorsehung geordneten Wegen auf das menschliche Schicksal einzuwirken. Denn er kann doch das boshafte Treiben der Hexen, die Ankündigungen und Vorzeichen unmöglich der Gottheit selbst zuschreiben. Immer steckt im Hintergrund ein mehr oder minder bewusster Glaube an böse Geister oder wenigstens an Einen bösen Geist, auf den die vermeintlichen aussergewöhnlichen Erscheinungen zurückzuführen sind. Soweit aber diese oder jene Erscheinungen, wie sie oben aufgezählt worden, z. B. der mit der Zahl 13 verbundene Glaube, etwa auch auf Gott selbst zurückgeführt werden, verrathen sie einen Vorsehungs- und Schicksalsglauben, der im göttlichen Walten blinde Willkür und Vernunftlosigkeit zulässt, der neben der für das gewöhnliche Leben vorhandenen gesetzmässigen Weltregierung noch eine andere für Ausnahmefälle sieht, eine unberechenbare und geheime, nur dem Eingeweihten erkennbare, bei welcher die sonstigen göttlichen

Gesetze aufgehoben sind. Es erscheint also auf dem Boden der Religion als Mutter des Aberglaubens ein Unglaube, dem die gesetzmässigen Ordnungen der Gottheit nicht genügen und der deshalb beständig ausserordentliche Kraftwirkungen sehen will.

### **III. Wesen und Werth des Aberglaubens.**

Aus dem Gesagten ergeben sich uns nun auch sofort das Wesen und der Werth des Aberglaubens.

Sowohl aus der historischen als aus der psychologischen Betrachtung seines Ursprungs ergibt sich, dass hier von einem eigentlichen System gar keine Rede sein kann. Der Aberglaube ist in keiner Hinsicht eine selbstständige und consequent durchgeführte Weltanschauung. Er hat wie die Hexe ihre Kräuter seinen Vorstellungsinhalt von allen Seiten her zusammengelesen. Die einen Anschauungen und Gebräuche sind weggeworfene, abgestandene Ueberbleibsel von den Tischen verschiedener alter und neuer Religionen und Mythologien; andere hat er den Naturwissenschaften, der Astronomie und Chemie, oder der Medicin abgelauscht, als diese noch als Astrologie, Alchymie und Quacksalberei im Dienste von Abenteurern standen; wieder andere hat er der pythagoräischen und arabischen Zahlensymbolik entlehnt. Und diese Abfälle und Bruchstücke alle, die, vereinigt, nie ein einheitliches Ganzes geben können, hat er ohne Sinn und Verstand in seinem Kessel durcheinandergerührt und zum wunderlichsten Gemenge zusammengebraut, zu einem Gemenge von Vorstellungen, die, für sich allein ebenso ungeniessbar als sinnlos, nur dadurch einen gewissen Sinn und Werth bekommen, dass sie der gesammten übrigen Vorstellungswelt angehängt und beigemischt werden — eine wahre Hexenbrühe

Über die ehrlichen Gerichte der Religion und der Wissenschaft. Der Aberglaube ist eine Pflanze ohne eigenen Boden, eigenen Saft und eigenes Leben, eine allenthalben sich ansetzende klebrige Flechte auf dem Baum des Glaubens und der Erkenntniss, dem er seine gesunden Säfte entzieht, ohne indessen selber je zu frischem Leben zu gelangen. Als Ganzes betrachtet sieht er sich an wie ein buntes, planloses Mosaik, aus lauter wenig zu einander passenden Steinchen zusammengefügt. Alles an ihm ist verworren, unklar, widerspruchsvoll. Ja dieses Dunkle und Unverständliche, der Widerspruch gegen die tägliche Erfahrung ist recht eigentlich sein Lebenselement. Also weit entfernt, ein System zu sein, ist vielmehr gerade die Systemlosigkeit und Verworrenheit, der Mangel an Klarheit, Einheit und Zusammenhang sein Hauptcharakterzug.

Seine Welt ist eine Welt der Unnatur. Er anerkennt weder die Gesetze der Natur noch die des Geistes und steht damit im Widerspruch mit der Vernunft; und doch setzt er weder eine andere Gesetzmässigkeit an ihre Stelle, noch verzichtet er darauf, diese Gesetze handkehrum für seine Zwecke doch wieder anzurufen. Er stellt wohl gewisse Causalitätsverhältnisse für einzelne Fälle oder Gruppen von Vorkommenheiten auf, wie sie uns in den Begegnungen, Besprechungen u. dgl. entgegentreten. Allein diese Causalitäten scheinen nicht nur der zuchtlosesten Willkür entsprungen und sind nicht nur unter sich ohne Zusammenhang, sondern sie spotten auch aller Erfahrung und entbehren jedes klaren, ersichtlichen, in den Verhältnissen selber liegenden Grundes. Man begreift schlechterdings nicht, wie das unschuldige Häschen, das in zierlichen Sprüngen vor uns über den Weg setzt, etwas soll zu schaffen haben können mit künftigem Missgeschick, das uns auf der

Reise zustösst, oder welcher Zusammenhang besteht zwischen dem Tod eines Mannes und dem Maulwurf, der etliche Wochen vorher im Dachtrauf des betreffenden Hauses die Erde aufstösst.

Der Forscher freilich kennt den Zusammenhang wohl. Er weiss, dass den Alemannen der Hase das heilige Thier der Ostara war und dass sie ihren weisen Frauen zutrauten, sie vermögen das von den Göttern bestimmte Verhängniss vorherzusehen und vorherzusagen. Er weiss, dass dann im spätern Volksglauben die weisen Frauen zu bösen Frauen herabsanken, zu Hexen, deren Geist aus dem Körper ausgehen und in Thiergestalt umgehen kann; dass es also kein wirklicher Hase, sondern eine in Gestalt des Ostarahasen herum-schweifende Hexe ist, welche durch ihre Verbindung mit der Geisterwelt das einem Menschen bevorstehende Loos aus-gekundschaftet hat und nun den Wanderer schadenfroh um-hüpft, um es ihm anzukündigen. — Von diesem ganzen Zusammenhang hat aber der Abergläubische keine Ahnung. Er weiss nur, dass der Hase ein unheimliches Thier ist und Böses bedeutet, vielleicht auch, dass er im sonstigen Volksglauben etwa mit verrufenen Weibern in Verbindung gebracht wird. So aber bleibt der Nexus zwischen Hase und Unglück, Maulwurf und Tod absolut unverständlich, und dennoch glaubt er daran. Er erliegt dem Widersinn des hier aufgestellten Causalitätsverhältnisses und, unruhig geworden, geht er hin und kauft sich ein Amulett oder besegnet sich an einem Kreuzweg, um das drohende Verhängniss abzuwehren, das Schicksal zu meistern. Wüsste er, woher dieser sein Glaube stammt, er würde ihn wegwerfen; denn der Abergläubische will nicht abergläubisch sein und weiss nicht, dass er es ist; er hält seine Einbildungen für wirkliche Erkenntniss.



Ebenso wie mit der Vernunft steht der Aberglaube auch im Widerspruch mit der Religion. Er kennt freilich wie diese auch eine übersinnliche Welt; aber in dieser herrschen nicht die anerkannten sittlichen Gesetze. Die Geister, die überall im Hintergrunde stehen und die aussergewöhnlichen Erscheinungen bewirken, haben ihre eigenen Normen und Wege, deren Art und Ursache nur derjenige erlauscht, der sich mit ihnen in specielle Verbindung gesetzt hat. Sie stehen ausserhalb der göttlichen Weltordnung und wirken dieser entgegen. Und wer nun mit ihnen in Beziehung tritt, sei es, dass er durch Weihwasser, Amulette und Besegung sich gegen ihre tückischen Absichten zu schützen sucht, sei es, dass er sie durch Spruch und Bann oder sympathetische Vorkehren zwingen will, ihm Schätze zu geben, den Feind zu verderben, die Krankheit wegzunehmen u. dgl., der stellt sich damit in den gleichen Gegensatz zu den göttlichen Lebensordnungen. Das Uebersinnliche wird blosses Mittel zum egoistischen Zweck, während dem Glauben umgekehrt die sittliche Idee der massgebende Zweck ist und das Sinnliche, die Welt, das Mittel zu seiner Verwirklichung. Insofern ist der Aberglaube nicht bloß eine Afterbildung des Glaubens, nicht bloß ein Neben- und Ueberglaube, wie sein Name sagt, sondern geradezu die Umkehrung des Glaubens und doch auch wieder kein Nichtglauben, also auch das Gegentheil des Unglaubens. Der Unglaube lebt vom bloß Natürlichen, der Glaube vom Uebernatürlichen, Idealen, Göttlichen, der Aberglaube dagegen von dem, was das Gegentheil des Einen wie des Andern ist, vom Unnatürlichen und Widernatürlichen und damit vom Ungöttlichen und Widergöttlichen.

Hiedurch geräth er endlich auch in Widerspruch mit der Sittlichkeit. Nirgends findet sich bei ihm ein

würdiges sittliches Motiv, nirgends ein lauterer, ernstes Streben oder eine ideale Erhebung, nirgends freie, wohlthuende, fruchtbare Lebensentfaltung oder sonst irgend etwas, was einer sittlichen Leistung gleichkäme. Und es erscheint wie ein Verrath des bösen Gewissens, wie ein Geständniss, dass sein Treiben ein unerlaubtes Anklopfen an die Pforten der Geisterwelt sei, dass er zu seinen Hantirungen die Schatten der Mitternacht, die verrufensten Oerter und erzwungenes, dumpfes Schweigen wählt. Alles an ihm hat eben wirklich das Licht zu scheuen; denn er ist der thatsächliche und doch absolut grundlose Widerspruch gegen alle Gesetze und Thatsachen der Natur wie des vernünftigen religiös-sittlichen Geisteslebens. Historisch betrachtet, ist er verkümmertes Heidenthum; psychologisch betrachtet, Wahn und Selbsttäuschung; logisch betrachtet, vernunftwidrige Absurdität; religiös betrachtet, ein Auswuchs der Irreligiosität am Stamm der Religion, moralisch betrachtet, sittliche Schwäche und Verirrung.

---

Wir könnten hier schliessen. Allein ich glaube, doch auf Eine Frage noch kurz Rede stehen zu sollen, nämlich auf die Frage: Ist denn wirklich Alles, was als Aberglauben bezeichnet wird, eitel Wahn und Trug und verwerfliche Unvernunft? Gibt es nicht doch z. B. wirklich vorbedeutende Träume und Ahnungen, wirkliche Erscheinungen Todter u. s. f.? Wo ist die Grenze zwischen Glaubhaftem und Verwerflichem, zwischen Wahrem und Falschem?

Diese Grenze ist folgende: Wo etwas geglaubt wird, das nachweisbar im Widerspruch steht mit den wissenschaftlich erkannten Gesetzen der Natur und der sittlichen

Weltordnung, wo also die Ordnungen der natürlichen oder der sittlichen Welt durchbrochen erscheinen durch das Hereinragen fremdartiger Ordnungen, da ist Aberglaube. Geglaubt werden hingegen darf, was ohne Widerspruch mit den wissenschaftlich festgestellten Gesetzen und Thatsachen des Natur- und Geisteslebens angenommen werden kann. — Nun hat aber die Wissenschaft noch nicht alle Gebiete der Natur und des Geisteslebens hinlänglich erforscht. Es kann also z. B., obschon der Aberglaube seine unverrückbare Grenze hat an den wissenschaftlich festgestellten Resultaten der Meteorologie und Medicin, doch ganz richtige Wetter- und Gesundheitsregeln geben, die zwar vielleicht auf den ersten Blick als Aberglaube erscheinen, in Wirklichkeit aber wissenschaftlich noch nicht widerlegt sind, wie z. B. der Einfluss des ab- und zunehmenden Mondes auf Witterung und Gesundheit.

Aehnlich ist es auf dem Gebiet der Anthropologie. Es lässt sich z. B. nicht leugnen, dass es visionäre und somnambule Zustände gibt, die mit Hellsehen und ähnlichen Erscheinungen verbunden sind; dass leicht erregbare Naturen Träume und Ahnungen haben können, die nachher eintreffen. Die Wissenschaft gibt diese Thatsachen zu, hat sie aber noch nicht genugsam erforscht und erklärt. Allein sie hat doch das festgestellt: 1) dass solche Vorkommnisse immer die Erzeugnisse eines krankhaft gesteigerten, also ungesunden Nervenlebens sind, das für ein gesundes Urtheil keinerlei Gewähr bietet, und 2) dass die Erfahrung solche Ahnungen, Hallucinationen, Gesichte u. dgl. ebenso oft Lügen straft als bestätigt, dass sie also auf Verlässlichkeit keinerlei Anspruch erheben können.

Auf dem Gebiet der Religion endlich bedarf es der Abgrenzung speciell in Hinsicht auf die Geister der

Verstorbenen. Der Zustand nach dem Tode entzieht sich der wissenschaftlichen Beobachtung völlig. Welcher Art derselbe sein mag, darüber können wir höchstens **Negatives** aussagen nach dem Grundsatz, dass auch hier kein **Widerspruch** mit der natürlichen und sittlichen Weltordnung **zugegeben** werden darf. Auch können wir das Geistige **jedenfalls** nicht geistig genug denken, und jede **ungeistige** oder gar rohe Vorstellung ist von vorneherein **abzuweisen**. An dieser Richtschnur gemessen, ist es denn durchaus **unannehmbar**, dass Verstorbene in einer unsern physischen Sinnen wahrnehmbaren Form **sollen** erscheinen können etwa mit einem Leib, der stofflos und ungreifbar, aber doch **zugleich** sichtbar und als der Leib dieser bestimmten **Persönlichkeit** erkennbar wäre, dazu gar noch mit Gewändern **umkleidet**, mit einem Leib, der ohne Sprachorgane dennoch **sprechen**, der ohne Gewicht dennoch mit dröhnendem Schritt **auftreten** kann. — Was endlich andere Geister: Dämonen, Teufel, den Satan u. dgl., an die der Aberglaube sich **besonders** anhängt, betrifft, so sind diese Gestalten vom **Standpunkt** einer rein monotheistischen Religion aus lediglich **als in** unserer Einbildung lebende Personificationen religiöser Ideen zu betrachten.

Wir schliessen. Schleiermacher hat gesagt: „Die **Verbindung** des Glaubens mit dem Aberglauben ist die **sicherste** Brücke zum Unglauben.“ Fügen wir hinzu: Jede **Reinigung** des Glaubens aber vom Aberglauben ist eine **Sicherung und** Stärkung des wahren Glaubens. Nicht besser also wird dem Aberglauben zu steuern sein, als dass der Glaube sich mit dem Wissen möglichst innig gegen ihn verbinde, dass der Glaube immer mehr ein wissender und das Wissen immer mehr ein glaubendes werde.

---

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## III. Band.

- Heft I. Dr. Adolf Hirsch, Die Senna.  
Heft II. Prof. Carl Vogt, Ueber Vulkanen.  
Heft III. Prof. Dr. Dan. Jacoby, Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur.  
Heft IV. Prof. Stephan Barn, Heinrich Heine.  
Heft V. Dr. Victor Kasper, Macbeth und Lady Macbeth.  
Heft VI. Prof. Albr. Müller, Der Gebirgsbau des St. Gotthard.  
Heft VII. Dr. Carl Meyer, Walther von der Vogelweide.  
Heft VIII. Dr. J. E. Alaux, Ueber die Wandlungen der Moral im Menschen-  
geschlecht.  
Heft IX. Prof. Eduard Osenbrüggen, Die deutschen Rechtspruchswörter.  
Heft X. Gerold Mayer von Kennen, Die Ekkirche von St. Gallen.  
Heft XI. Prof. Salomon Vögeli, Kunst und Volksleben.  
Heft XII. A. Billster, Felix Mendelssohn-Bartholdy.

## IV. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Desor, Der Mensch der Wüste.  
Heft II. Prof. A. de Chambrier, Die letzten Hohenstaufen u. das Papstthum.  
Heft III. Prof. Albrecht Müller, Die Meteorsteine.  
Heft IV. Prof. Stephan Gora, Nicolaus Lenau.  
Heft V. Prof. Emil Arbez, Die Schriftstellerei in Rom zur Zeit der Kaiser.  
Heft VI. Dr. Victor Kasper, Cornelius und Kaulbach in ihren Lieblingswerken.  
Heft VII. Dr. M. Wilt. Meyer, Von den ersten und letzten Dingen im Universum.  
Heft VIII. Dr. Jacob Wackernagel, Ueber den Ursprung des Brahmanismus.  
Heft IX. Prof. Dr. Ludwig Wille, Goethe's Werther und seine Zeit.  
Heft X. Paul Chénal, Die Paläontologie, deren Methode, Nutzen und Ziel.  
Heft XI. Dr. Gottfried Kinkel jun., Kunst und Cultur im alten Italien  
vor der Herrschaft der Römer.  
Heft XII. Prof. L. Terzier, Galilei.

Lib.  
H

# JOSEPH HAYDN.

IN LEBEN UND SEIN WIRKEN.

---

VORTRAG

von

A. Niggli.



---

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Richter.)  
1882.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge oder Hefen bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12.

Alle Hefen sind auch einzeln zu haben.

## V. Band.

- Heft I. Prof. Stephan Barn, André Chénier.  
Heft II. Robert Billewiler, Ueben Aehnliche.  
Heft III. Dr. M. Wilhelm Meyer, Kraft und Stoff im Universum und die Ziele der zukunftsreichen Wissenschaft.  
Heft IV. Prof. A. de Chamaz, Die Rolle der physischen Natur in der alten Welt.  
Heft V. Prof. Albert Hahn, Ueber die Verwitterung im Gekirge.  
Heft VI. Dr. G. Kinkel, Macaulay, sein Leben und sein Geschichtswerk.  
Heft VII. Dr. Karl Meyer, Das geistliche Kommando des Mittelalters.  
Heft VIII. A. Wiggli, Robert Schumann, sein Leben und seine Werke.  
Heft IX. Dr. J. H. Holz-Gilberwald, Das Denken in der Wissenschaft.  
Heft X. Otto Haggenmacher, Die alchemischen Mythen.  
Heft XI. Prof. Alr. Müller, Die Evangelien.  
Heft XII. J. L. Honegger, zwei Torgölen.

## VI. Band.

- Heft I. Dr. B. Hatz, Die Erschliessung Central-Afrika's.  
Heft II. Prof. Dr. E. Desor, Im Urwald.  
Heft III. Prof. Dr. Ludw. Wille, Der Spielmann der Gegenwart.  
Heft IV. J. L. Honegger, Franzos Brat Harro.  
Heft V. Prof. Dr. Stephan Barn, Baumarchais.  
Heft VI. Dr. E. Blumich, Victorien Anstelm und seine Chronik.  
Heft VII. Prof. Albert Hahn, Die Gekirge.  
Heft VIII. Platon Ernst Buer, Der Volkstempelbau.

Das Inhaltsverzeichnis des I. bis IV. Bandes befindet sich auf den inneren Seiten des Umschlages.

# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

von

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren:

E. BESOW,

Professor in Aarau.

J. HIRZEL,

Professor in Bern.

D. KIRKEL,

Professor in Olten.

ALBIN MÖLLER und J. RÜTIMANN,

Professoren in Basel.

Band VI. Heft IX.

Joseph Haydn, sein Leben und sein Wirken.

von

A. Niggli.

BASEL.

Verlagsbuchhandlung,

(Bergsträsser)

1862.

Wir bitten die andern Seiten des Umschlages gefl. beachten zu wollen.



# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12. —

Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.

## I. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Deker, Die Sahara.  
Heft II. Prof. Dr. G. Kinkel, Die Malerei der Gegenwart.  
Heft III. Prof. Dr. A. Müller, Die ältesten Spuren des Menschen.  
Heft IV. Prof. Dr. L. Herzel, Göthe's italienische Reisen.  
Heft V. Prof. Dr. H. Der, Das Sirenoskop und das Sirenos. Vögel.  
Heft VI. Prof. Dr. H. Behn-Eschenburg, Charles Dickens.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Aus der Geschichte der Schöpfung.  
Heft VIII. W. Wachernagel, Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache.  
Heft IX. Fr. Kinkelin, Ueber Ernährung.  
Heft X. Prof. Dr. S. Schwendener, Aus der Geschichte der Culturpflanzen.  
Heft XI. Prof. Dr. Jul. Uppert, Grundzüge der assyrischen Kunst.  
Heft XII. Dr. H. Metz, Lessings Bedeutung für das deutsche Drama.

## II. Band.

- Heft I. Prof. Dr. J. Rud. Hahn, Das Erbe der Antike.  
Heft II. Prof. Dr. Tobler, Die fremden Wörter in der deutschen Sprache.  
Heft III. Prof. Salomon Vögelin, Ueber das Verhältnis der Christen zur bildenden Kunst.  
Heft IV. Prof. Dr. E. Schönborg, Die Frauenfrage.  
Heft V. Dr. H. Getzer, Eine Wanderung nach Trifa.  
Heft VI. Dr. Ad. Hirsch, Die Sternschnuppen.  
Heft VII. Dr. H. Steiner, Ueber hebräische Poesie.  
Heft VIII. G. Meyer von Knonau, Sage von der Befreiung der Waldstätte.  
Heft IX. Prof. Dr. A. Müller, Das Wachsen der Steine.  
Heft X. Prof. Dr. G. Kinkel, Peter Paul Rubens.  
Heft XI. Prof. Dr. W. Münzinger, Erbachliche Städte.  
Heft XII. Prof. Dr. Nuygenin, Ueber Sinnestäuschungen.

JOSEPH HAYDN.

SEIN LEBEN UND SEIN WIRKEN.

---

VORTRAG

von

A. Niggli.



---

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Richter.)  
1882.

Schweighauserische Buchdruckerei.

Wenn es sich darum handelt, das classische Zeitalter deutscher Tonkunst in seinen Hauptrepräsentanten darzustellen, nennen wir die Namen Haydn, Mozart, Beethoven, bei deren Klang dem Musikfreunde das Herz aufgeht, wie dem Griechen im Anschauen seiner olympischen Götter. Wir sind es gewohnt, uns diese drei Genien verbunden zu denken, einer dem andern seine Kränze reichend, einer angeglüht vom hehren Glanz, der des Andern Stirn umstrahlt. Und doch wie reich abgestuft, wie verschiedenartig ist das Wirken und Schaffen, die kunstgeschichtliche Mission dieser Lieblinge Apolls, wie ungleich schon ihr Lebensgang, ihre äussern und innern Schicksale! Mozart, der mit den überschwänglichsten Gaben ausgestattet, aufs Wundersamste besaitete von allen dreien wird schon an der Schwelle des Mannesalters, im sechsunddreissigsten Lebensjahr jählings dahingerafft. Den aus härterem Metall geschmiedeten Beethoven ereilt mitten auf der frohbegonnenen Laufbahn ein für den Musiker doppelt entsetzliches Geschick, entfremdet ihn der Aussenwelt gewaltsam, wirft ihn in sich selbst zurück, damit er das Geheimniss des Daseins, den titanischen Schmerzenskampf der Menschheit mit feindlichen Mächten, aber auch ihren sieghaften Triumph in um so ergreifenderen Tönen offenbare. Während so die rührende Jünglingsgestalt Mozarts von einem wehmuthsvollen Todeshauch umwittert ist, der Pfad Beethovens durch dunkle Schatten zu einem gleichfalls frühzeitigen Abschluss führt, klingt das Dasein des

Dritten, Joseph Haydn, gleich einem segenvollen Sommer- tag stillverklärt und harmonisch aus. Mehr denn 20 Jahre vor seinem grossen Rivalen Mozart geboren, überlebt er denselben noch fast ebenso lang. Um die Wende des 18. Jahrhunderts, als Beethoven bereits seine unsterblichen Quartette op. 18 schreibt, hat der damals Sechsendsechzig- jährige eben erst sein Oratorium „die Schöpfung“ zur Auf- führung gebracht und arbeitet, ein Jüngling im Silberhaar, mit fröhlich offenen Sinnen die schöne Welt aufs Neue er- fassend, an seinen „Jahreszeiten“. — Und nicht weniger tief sind die Unterschiede, die sich im künstlerischen Schaffen der drei Meister geltend machen. Ueber den formschönen Schöpfungen Mozarts, der sich von Jugend auf mit Italien verwachsen fühlte, der dort seinen ersten und reichsten Lorbeer gepflückt, liegt etwas wie Sonnenduft des Südens, ein sanfter Hauch, der unwillkürlich an Hesperiens Orangen- haine gemahnt. Dagegen sind Haydn und Beethoven durch und durch deutsch. Das deutsche Volkslied in seiner schlichten Naivetät, die Tanzweise mit ihrer behaglichen Anmuth sind es, die dem erstern den Stoff, die fruchtbaren Themen für seine instrumentalen Gebilde darbieten und die er durch stilvolle Behandlung, durch phantasiereiche Aus- gestaltung in das Gebiet des ideal Schönen, zum Rang un- vergänglicher Kunstwerke erhebt. Denn hier, auf dem Gebiete des Instrumentalen, dessen Pflege dem geistig ver- tieften germanischen Kunstsinn von jeher am meisten zu- gesagt hat, in der harmonischen Ausgestaltung der grossen Instrumentalformen, der Claviersonate, des Streichquartetts, der Symphonie, liegt der Schwerpunkt der Künstlerschaft Haydns wie Beethovens. Der realistische Zug in Haydn, sein hellerschlossener Sinn für die Welt der äussern Er- scheinung, ihre natürliche Schönheit wie ihre humoristisch-

komischen Seiten erhalten ihn dabei durch und durch gesund, völlig frei von allem transcendental Ueberschwänglichen, Grübel- und Räthselhaften, ebenso weit entfernt von der himmelstürmenden Idealität wie dem Ueberschwang subjectiver Empfindung, welche den in die phantastischen Abgründe seines schwermuthsvollen Ich versenkten Beethoven, den unmittelbaren Vorläufer und Mitbegründer der deutschen Romantik kennzeichnen. Während aber Beethoven in der Welt des Instrumentalen so vollständig aufgeht, dass auch seine grossen Vocalwerke ein wesentlich symphonisches Gepräge an sich tragen, dass er die Singstimmen mit souveräner Gewaltbarkeit gleich mechanischen Schallwerkzeugen behandelt, vereinigt Haydn in seinen Oratorien maassvoll schönen Einzel- und Massengesang mit reizendstem Orchester-Colorit zu durchaus organischen Kunstwerken. Ja er zeigt sich gerade hier als ächter Zukunftsmusiker, indem er das Oratorium des religiös ernstesten, heroisch-erhabenen Grundtons, den es bei Händel an sich trägt, entkleidet, und im schönsten Sinne des Wortes verweltlicht. Wie bedeutsam diese That war, zeigt die seitherige Geschichte des sogenannten weltlichen Oratoriums. Ganz nach anderer Seite führt uns der Pfad, wenn wir Mozarts kunsthistorische Mission verfolgen. Wohl hat er, dem ja überhaupt der Ruhm des universellsten, am meisten kosmopolitischen unter den drei Tondichtern gebührt, auch auf instrumentalem Boden, besonders in seinen Symphonieen, Streich-Quartetten und -Quintetten eine Reihe von Werken hinterlassen, welche der Schönheitszauber der Mozart'schen Individualität über das Loos der Vergänglichkeit hinweghebt. Allein neue Bahnen hat er hier nicht erschlossen; er hat sich damit begnügen müssen, die bereits von Haydn vollentwickelten Formen mit eigenartigem Geist zu erfüllen. Die Hauptstärke Mozarts liegt in seiner

dramatischen Begabung, in seinen Opern. Wunderbarer Weise thut nämlich jener unbeirrbar Schönheitssinn, der seinen verklärenden Schimmer über das geringste Gebilde seiner Hand wirft, Mozarts dramatischem Vermögen keinerlei Abbruch. Verschwenderisch strömt er sein liebewarmes Lebensblut in die reichabgestuften Gestalten seiner Opern aus und nicht weniger denn von Shakespeare's Charakteren gilt von Figaro und Susanna, Don Juan und Zerline, von Tamino und Pamina das Göthe'sche Wort: „Sie sind ewig, denn sie sind.“ — Wir beschränken uns auf diese kurzen Andeutungen über das künstlerische Verhältniss, in welchem Haydn zu seinen grossen Zeitgenossen und Mitstreitern auf dem Gebiete der Tonkunst steht, und gehen zu unserm speciellen Thema über, d. h. zu einer möglichst gedrängten aber quellenmässigen Darstellung des Lebensganges unseres Meisters, an die sich dann eine zusammenfassende Charakteristik seiner Compositionen anschliessen soll.

Joseph Haydn stammt aus einer angeblich böhmischen Familie, die wir indess nach Maassgabe archivalischer Erhebungen seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in und um Hainburg, einer am Donaustrom gelegenen Stadt Niederösterreichs angesiedelt finden und in welcher das Wagnerhandwerk erblich war. Einer der Ahnen unseres Tonkünstlers, Kaspar Haydn, gehörte zu den Wenigen, die dem entsetzlichen Blutbad entrannen, in welchem der gefürchtete Grossvezier Kara Mustapha nach der Erstürmung Hainburgs durch die Türken 11. Juli 1683 schwelgte. Von den fünf Söhnen, die der Grossvater Josephs, Thomas Haydn, Bürger und Rathsmitglied der Stadt Hainburg aus seiner Ehe mit Catharina Blaninger daselbst hinterliess, wurde Mathias Haydn, der vorletzte der Brüder den 31. Januar 1699 ge-

boren. Von der Wanderschaft durchs deutsche Reich zurückgekehrt, liess er sich in dem am Leithafluss zwischen Hainburg und Bruck befindlichen Marktflecken Rohrau nieder, welcher als Reichsgrafschaft der Familie Harrach gehörte. 1728 erbaute er sich jenes Häuschen, das letzte der linksseitigen Reihe gegen Bruck hin, „eine schlechte Bauernhütte, in der ein so grosser Mann geboren wurde“, wie Beethoven noch auf dem Sterbelager bei Betrachtung einer von Diabelli erhaltenen Abbildung mit inniger Rührung ausrief. Im gleichen Jahre 1728 vermählte sich Mathias Haydn mit Maria Koller, der Tochter des verstorbenen Marktrichters und Bürgers Lorenz Koller, welche sich damals als Köchin bei der Gräfin Katharina Harrach geb. von Bouquoy befand und die dem Manne laut Ehevertrag 120 fl. baares Geld „sammt einer ehrlichen Ausstaffirung“ zubrachte. Von zwölf Kindern, die aus dieser Ehe hervorgingen, starben sechs kurz nach der Geburt. Unser Joseph erblickte als zweites das Licht der Welt, nach den Tagebuchaufzeichnungen Rosenbaums, eines „Altwieners“, der mit Haydn öfters zusammenkam, den 31. März 1732, Nachmittags 4 Uhr. Urkundlich nachgewiesen ist nur, dass er den 1. April dieses Jahres getauft wurde und dass seine Pathen der herrschaftliche Bestandmüller zu Gerhaus Joseph Hofmann und seine Frau Anna Catharina waren. Haydns Eltern, rechtschaffene thätige Leute und fromme Katholiken, die den Sohn nach seiner eigenen Aussage von zartester Jugend auf mit liebevoller Strenge an Reinlichkeit, Ordnung und Gottesfurcht gewöhnten, besaßen beide regen Sinn für Musik. Der Vater sang erträglich Tenor und hatte auf der Wanderschaft, ohne eine Note zu kennen, die damals vielbeliebte Harfe klimpern gelernt. Auch die Frau war mit einer artigen Sopranstimme begabt. So



sangen sie namentlich Sonntags einfache Lieder zusammen, an deren unschuldsvolle Melodien sich der Meister noch spät mit stiller Wehmuth erinnerte. Bald wirkten auch die älteste Tochter Franziska und Sepperl mit, bei welchem sich sehr früh gutes musikalisches Gehör wie angenehme stimmliche Begabung zeigten. Da er den Dorfschulmeister Geige hatte spielen sehen, begleitete er, auf der Ofenbank sitzend, die Eltern mit einem Stecken, mit dem er auf dem ausgestreckten linken Aermchen eifrig auf- und niederstrich. Dies bemerkte eines Tages der mit der Familie Haydn verwandte und öfters auf Besuch anwesende Schulrektor Johann Mathias Frankh von Hainburg. Die Taktsicherheit, mit welcher der fünfjährige Knabe sein Stöckchen handhabte, schien ihm einen geborenen Musiker zu prognosticiren, weshalb er den Eltern den Vorschlag machte, sie sollten ihm das Söhnlein überlassen, er wolle dasselbe musikalisch unterrichten und nach Kräften für den verheissungsvollen Beruf eines Chorregenten oder Capellmeisters vorbereiten. Der Mutter hatte für ihren Joseph der Stand eines geistlichen Herrn oder wenigstens eines Magisters vorgeschwebt, weshalb sie nur ungern der Autorität des Verwandten und dem Entschluss des Gatten nachgab. Mit vielen Rathschlägen, Segenswünschen und mütterlichen Thränen wurde der kleine Joseph verabschiedet und vom Vater nach dem landesfürstlichen Hainburg geleitet, der letzten reindeutschen Stadt Niederösterreichs mit der alten hochragenden Heunenburg im Hintergrunde und dem herrschaftlichen Schlosse am Fusse des Berges. In Hainburg nahm den Knaben die sogenannte „Hauptschule“ auf, ein dreistöckiges, alterthümliches Haus in der Ungargasse, welches dem seit 1732 angestellten „Schulrektor“ Frankh als Amtssitz diente. In Verbindung mit zwei besoldeten Prä-

ceptoren hatte er die zahlreichen Schulknaben, die ihm anvertraut wurden, im Singen und Musiciren, aber auch im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, sie in christlicher Zucht und Ehrbarkeit zu erziehen und namentlich fleissig zum Gebet anzuhalten. Frankh hatte sich im September 1733 mit Juliane Rosina Seefranz, der Tochter des Wagnermeisters Seefranz, vermählt, welch' letzterer der zweite Mann der Grossmutter Haydns war. Doch scheint die bereits mit eigenen Kindern gesegnete und geplagte Muhme, welche nunmehr für Josephs leibliches Wohl hätte sorgen sollen, die Aufgabe nur sehr mangelhaft gelöst und den Knaben bedenklich vernachlässigt zu haben. Denn Haydn berichtete später seinen Bekannten Dies und Bertuch: „Ich musste mit Schmerzen wahrnehmen, dass die Unreinlichkeit den Meister spielte, und ob ich mir gleich auf meine kleine Person viel einbildete, so konnte ich doch nicht verhindern, dass auf meinen Kleidern nicht dann und wann Spuren der Unsauberkeit sichtbar wurden, die mich auf das empfindlichste beschämten — ich war ein kleiner Igel.“ — Besser war Joseph mit seinem Lehrer zufrieden, der den ebenso noch begabten wie strebsamen Schüler in den musikalischen Anfangsgründen auf ziemlich derbe Weise aber gründlich und allseitig unterrichtet zu haben scheint: „Ich verdanke diesem Manne noch im Grabe“, sagte Haydn zu seinem spätern Biographen, dem sächsischen Legationsrath Griessinger, dass er mich zu so vielerlei angehalten hat, wenn ich gleich dabei mehr Prügel als zu essen bekam.“ Nach seiner eigenen Aufzeichnung hatte der junge Musiker schon in seinem sechsten Jahre dahin gebracht, dass er die Messe auf dem Chor dreist mitzusingen, sowie leichtere Stücke auf dem Clavier und auf der Geige vorzutragen im Stande war. Beim Hochamt und Opfergang am Festtag St. Florian, 4. Juni 1740,

functionirte er sogar am Platze des kurz zuvor verstorbenen Paukenschlägers als solcher, nachdem er sich auf einem beim Brodbacken benutzten, tuchüberspannten Mehlkorb rasch darauf eingeübt. Wie gut er sich auch später noch auf dies wichtige Orchesterinstrument verstand, beweist folgende Thatsache: Bei der Probe für eines der Londoner Salomon-concerte vom Jahre 1794 fehlte eines Tages der Paukenschläger. Der Geiger George Smart, späterer Organist der Königin, übernahm die Stellvertretung. Nach dem ersten Symphonie-Satz begab sich der dirigirende Haydn zu ihm, lobte sein Spiel, zeigte ihm indessen zum Erstaunen der Capellmitglieder mit eigenen Händen, wie man in Deutschland die Schlägel gebrauche, ohne die Vibration zu hemmen. „Sehr gut“, bemerkte Smart, „wenn Sie es so lieber haben, wir können dies auch in England.“ Haydn sollte nicht sehr lange unter Frankhs für seine musikalische Erziehung immerhin erspriesslichem Regiment verbleiben. Im Sommer 1753 war Georg Reutter, kaiserlicher Hofcompositeur und Domcapellmeister bei St. Stephan zu Wien auf einer Geschäftsreise nach Hainburg gekommen. Auf Veranlassung seines Freundes, des Stadtpfarrers Anton Johann Plum wurde ihm unter Anderm auch der Kirchenchor des Ortes vorgestellt, in welchem Haydn mitsang. Die schwache aber angenehme Stimme Josephs leuchtete dem kundigen Musikein. „Kannst du auch einen Triller schlagen?“ fragte er den Knaben, den man zum Mittagstisch citirt und mit einer Handvoll Kirschen ermuntert hatte. „Nein, das kann auch mein Herr Vetter nicht,“ war Haydns unverfrorene Antwort, worauf Reutter ihm zeigte, was er dabei zu beobachten habe und ihm selbst einen Triller vormachte. Sepperahmte sein Vorbild mit solchem Erfolg nach, dass der Hofcapellmeister voll Freude ausrief: „Bravo! du bleibst bei

mir!“ und den Sänger mit einem blanken Siebzehner beschenkte. Er erklärte sich gleichzeitig bereit, sobald die Eltern ihre Zustimmung gegeben, für sein Fortkommen zu sorgen; doch habe er bis zum absolvirten achten Jahr in Hainburg zu verbleiben und seine Studien fleissig fortzusetzen. Man kann sich vorstellen, welche Bilder mährchenhaften Glückes beim Gedanken an die Kaiserstadt Wien und seine baldige Einkerhr daselbst vor der jugendlichen Phantasie Haydns aufstiegen und dass auch im Elternhaus Ueberraschung und Jubel über die günstige Schicksalswendung gross genug waren. Die Wirklichkeit entsprach freilich den holden Träumen, die unsern jugendlichen Musiker umgaukelten, nur sehr unvollständig. Domcapellmeister Georg Carl Reutter, geb. 1708, war ein ebenso energisch rücksichtsloser wie intriganter und habgieriger Mensch. Da ihm für die Erziehung der sechs Sängerknaben beim Dom fixe Preise bezahlt, Extradienste derselben und Accidental- auslagen übrigens besonders vergütet wurden, lag es in seinem Interesse, die Leute möglichst knapp zu halten, sie dagegen für die verschiedensten Zwecke nach Kräften auszunutzen. Die Mahlzeiten im Capellhaus, welches dem Cantor, den Præceptoren und Zöglingen zur gemeinschaftlichen Wohnung diente, waren denn auch nichts weniger als üppig und standen zu den überaus zahlreichen dienstlichen Verrichtungen der letztern, dem anstrengenden Kirchendienst, der Mitwirkung bei der Kammer- und Tafelmusik des Hofes u. s. w. in höchst ungenügendem Verhältniss. Es ist daher begreiflich, dass die Capellisten für das Singen bei Mahlzeiten und Festivitäten, welches ihnen gleichfalls oblag und wobei sie von den betreffenden Privaten bewirthet wurden, eine besondere Vorliebe fassten. Erzählt doch Haydn selbst, wie er bei derartigen hochwillkommenen Anlässen die Taschen

mit Nudeln und ähnlichen Leckerbissen gestopft habe. — Was den Unterricht anbelangt, so erstreckte sich derselbe, abgesehen von der Pflege der Musik, auf Religion, Latein und die gewöhnlichen Schulfächer. Auch führten die Knaben sowohl im Capell-, als im Rath- und Zeughaus Comödien und lateinische Schauspiele auf. Der vielbeschäftigte Reutter selbst, der zugleich das Amt eines zweiten Hofcapellmeisters bekleidete, scheint wenig Unterricht im Capellhaus ertheilt zu haben. Nach Haydns Bericht erhielt er von ihm nur zwei theoretische Lectionen, wie denn überhaupt die Unterweisung in der Compositionslehre ausserordentlich vernachlässigt wurde. Im Gesang und Violinspiel unterrichteten Joseph der Geiger Adam Gegenbauer und der „elegante“ Tenorist Ignaz Finsterbusch, welche als Präceptoren mit bescheidenstem Gehalt angestellt waren, von deren Eifer und Gewissenhaftigkeit übrigens Haydn stets mit dankerfüllter Verehrung sprach. Am meisten lernte unser Tonkünstler freilich durch aufmerksames Anhören einer Unmasse von Musik, wie sie den Capellknaben in der tönereichen Kaiserstadt auf allen Seiten umwogte und durch die eigene Praxis, d. h. seine Beschäftigung mit den verschiedensten Instrumenten, seine Singübungen und unablässige Compositionsversuche. „Eigentliche Lehrer“, sagte er später zu Rochlitz, „habe ich nicht gehabt. Mein Anfang war überall gleich mit dem Practischen — erst im Singen und Instrumentenspiel, hernach in der Composition. In dieser habe ich Andere mehr gehört, als studirt: ich habe aber auch das Schönste und Beste in allen Gattungen gehört, was es in meiner Zeit zu hören gab. Und dessen war damals in Wien viel, o wie viel! Da merkte ich nun auf und suchte mir zu Nutze zu machen, was auf mich besonders gewirkt hatte und was mir als vorzüglich erschien.

Nur dass ich es nirgends bloß nachmachte. So ist nach und nach was ich wusste und konnte gewachsen.“

Das Studium des Vocalsatzes lag ihm ganz besonders am Herzen, wie er denn auch später wiederholt tadelte, dass so viele Tondichter nicht singen gelernt hätten, und meinte, letzteres sei beinahe unter die verlorenen Künste zu rechnen und anstatt des Gesanges lasse man die Instrumente dominiren. „Ich war auf keinem Instrument ein Hexenmeister,“ äusserte er sich Griesinger gegenüber, „aber ich kannte die Kraft und Wirkung aller, ich war kein schlechter Clavierspieler und Sänger und konnte auch ein Concert auf der Violine vortragen.“ Oftmals schlich er sich von den Spielen seiner Kameraden weg in den Dom, um die Orgel spielen zu hören, deren Behandlung er denn auch gleich Mozart ohne besondere Anleitung erlernte. Als 1808 die Esterhazy'sche Capelle mit Hummel und Polzelli an der Spitze dem greisen Meister ihre Aufwartung machte, vergass er nicht, die mit anwesenden Sängerknaben zu unablässigem Fleiss aufzumuntern. „Ich war auch 'mal so ein Sängerknabe, der Reutter hat mich von Hainburg nach Wien mitgenommen zu St. Stephan. Ich war fleissig. Wenn meine Kameraden spielten, nahm ich mein Clavierl unter'n Arm und ging damit auf den Boden, um ungestörter mich auf selbem üben zu können. Wenn ich Solo sang, bekam ich immer vom Bäcker dort neben der Stephanskirche ein Gipfel zum Geschenk. Seid nur recht brav und fleissig und vergesst nie auf Gott!“ — Wie frühzeitig schon sich Haydn in Compositionen versuchte, beweist die That-sache, dass ihn Reutter im zweiten Jahr seines Wienerauf-enthaltes zu seinem nicht geringen Ergötzen über einem zwölfstimmigen Salve Regina ertappte. „O du dummes Büberl,“ bemerkte der Capellmeister lachend, „sind dir denn zwei

Stimmen nicht genug?“ Der Knabe meinte eben, es sei schon recht, wenn nur das Papier hübsch voll sei. In der Folge bemühte er sich hauptsächlich, die in der Kirche aufgeführten Vespern und Motetten frei zu bearbeiten und zu variiren, um so die nöthige formale Sicherheit zu gewinnen. Doch fallen auch schon völlig selbstständige Tondichtungen in diese frühe Periode, wie beispielsweise eine mit 10 Jahren von ihm niedergeschriebene vierstimmige Messe mit 16 Orchesterstimmen. Man darf übrigens nicht glauben, Haydn ausserordentlicher Fleiss, das rastlose Arbeiten seiner tonkünstlerischen Phantasie, die gleichsam stündlich neue Nahrung einsog, habe seiner kindlichen Heiterkeit, seiner Schalksnatur irgendwie Abbruch gethan. Im Gegentheil war er stets der erste, wenn es irgend einen losen Streich auszuführen galt. Es möge hier wenigstens ein Beispiel erwähnt werden: In den vierziger Jahren liess die Kaiserin Maria Theresia ihren Lieblingssitz, das Lustschloss Schönbrunn umbauen und vergrössern. Während der Pfingstfeiertage 1745 führten die Mitglieder der Hofcapelle und des Chors bei St. Stephan für den zu Schönbrunn befindlichen Hof die gottesdienstliche Musik daselbst auf. Haydn trieb sich mit andern Kameraden während der freien Zeit im Park und auf den Baugerüsten herum, trotzdem die Kaiserin, einen Unfall befürchtend, den Jungen das Hinaufklettern ausdrücklich untersagt hatte. Als es nicht bessern wollte, liess sie Reutter holen und bezeichnete ihm den blonden Dickkopf als Rädelsführer. „Das ist der Sepper!“ rief der Capellmeister mit drohend erhobenem Finger. „Nun, so lass er ihm einen recenten Schilling aufmessen,“ fügte die Kaiserin hinzu, und Reutter sorgte dafür, dass die vielbeliebte Strafe mit allem Nachdruck vollzogen wurde. Nichtsdestoweniger war der gestrenge Herr mit

Josephs Leistungen, namentlich mit seinem Gesang, welchem der Hof wiederholt lebhaften Beifall zollte, so zufrieden, dass er dem Vater anlässlich seines Besuchs in Wien erklärte: wenn er zwölf Söhne hätte, wolle er doch für Alle sorgen, und dass er bereits im Herbst 1745 Haydns jüngeren Bruder Joh. Michael, den spätern Salzburger-Capellmeister, ebenfalls ins Capellhaus aufnahm. Letzterer sollte übrigens ohne seinen Willen dazu beitragen, die Tage Josephs in besagter Anstalt zu kürzen und ihn einem ungewissen Schicksal preiszugeben. Michael besass eine äusserst sonore, drei Octaven umfassende Sopranstimme, deren rührend schöner Klang bei der Kirchenmusik des Leopoldsfestes, 15. November 1748, die Kaiserin so ergriff, dass sie den Knaben vor sich erscheinen und ihm 24 Dukaten einhändigen liess. Um so unangenehmer fiel ihr neben dem wohl lautvollen Organ des Bruders die bereits dem Brechen nahe Stimme Josephs auf, dessen Singen sie schon vor einiger Zeit als heiseres Krähen bezeichnet hatte. Reutter erkannte, dass ihm Sepperl zu nichts weiter nütze sei und beschloss, ihn zu verabschieden, ohne sich über die Zukunft des Jünglings irgend welche Scrupel zu machen. Ein neuer muthwilliger Streich, den sich der letztere zu Schulden kommen liess, lieferte ihm den äussern Anlass zu rücksichtsloser Durchführung seines Planes. An einem Spätherbsttag des Jahres 1749 schnitt Joseph einem auf der Vorderbank sitzenden Mitschüler, um die neuangeschaffte Schulscheere zu erproben, den Zopf ab. Reutter, das muthwillige Delict zu einem Majestätsverbrechen stempelnd, verurtheilte ihn zu Stockschlägen auf die flache Hand. Umsonst flehte der Jüngling um Nachsicht und erklärte schliesslich, lieber nehme er seinen Abschied, als dass er die entehrende Strafe über sich ergehen lasse. „Da hilft nichts,“



schrte ihn der Capellmeister an, „du wirst zuerst geprügelt und dann: Marsch!“ — Nach einer ziemlich glaubwürdigen Ueberlieferung soll ihm übrigens Reutter vorher bedeutet haben, dass es freilich ein Mittel zur Herstellung, ja Erhöhung des Wohlklangs seiner Stimme gäbe und dass man über sein ferneres Verbleiben bei der Capelle reden könnte, wenn er sich dem verheissungsreichen Messer anvertrauen würde. Haydn schrieb seinem Vater von der Proposition und dieser eilte, das Schlimmste befürchtend, persönlich nach Wien. Mit den Worten „Sepperl, thut dir was weh?“ betrat er angstvoll des Sohnes Dachkammer. Haydn konnte ihn beruhigen, worauf der Alte sowohl bei ihm als bei Reutter energischen Protest gegen jedes derartige Ansinnen einlegte. — So finden wir denn Joseph, schmachvoll verstossen, an einem trüben Novemberabend des Jahres 1749 obdachlos, mangelhaft bekleidet und hungernd durch die Strassen Wiens irren, bis er matt von Sorge und körperlicher Anstrengung auf der Bank eines öffentlichen Gartens einschläft. Am andern Morgen trifft den Halberfrorenen ein Bekannter, der Tenorist Johann Michael Spangler, damals Erzieher in einem Wiener Privathaus, später Chorregent in der Hofkirche zu St. Michael. Obschon seit Kurzem verheirathet und blos im Miethbesitz einer einzigen Dachkammer nimmt der mitleidige Mann unsern Musiker dennoch in seine Wohnung auf. Haydn hat ihm die Wohlthat nie vergessen; auf seine Verwendung wurde Spanglers älteste Tochter Maria Magdalena später als Sopranistin in der fürstlich Esterhazy'schen Capelle angestellt und sang 1775 den Sopranpart in unseres Tondichters „Il ritorno di Tobia.“ — Der Letztere hatte sich zunächst kümmerlich genug durchzuschlagen: er spielte zum Tanz auf, wirkte bei den damals beliebten nächtlichen Serenaden

mit, besorgte Arrangements. Die Eltern, die von seiner trostlosen Situation Kenntniss hatten, aber auch keine Geldunterstützung senden konnten, riethen ihm dringend, er solle sich dem geistlichen Stande widmen. Allein der Musiker, der sich trotz äusserer Entbehrung bereits in seinem Element fühlte, blieb der Muse standhaft treu. „Ich mag kein Geistlicher werden“, schrieb er nach Hause, obschon ihn die Versuchung anwandelte, in den Orden der Serviten einzutreten, nur um sich wieder einmal nach Herzenslust satt essen zu können. Im Frühjahr 1749 schloss er sich einer Procession nach Mariazell, dem bekannten Steiermärkschen Wallfahrtsort an. Er stellte sich daselbst dem Chormeister Florian Wrastil als ehemaligen Capellisten von St. Stephan vor, wurde indess barsch abgefertigt. Nun gesellte er sich zu den auf dem Orgelchor postirten Sängern und suchte einen derselben zu bereden, ihm seinen Part abzutreten. Als dieser zögerte und das Solo beginnen sollte, ergriff Haydn unbedenklich das Notenblatt und sang so sicher, dass sich der Dirigent bei ihm entschuldigte, die Geistlichen aber den Jüngling zur Tafel luden, ihn volle acht Tage bei sich behielten und dann klösterlich wohl gesättigt und mit einer Collecte von 16 Gulden ausgestattet nach Hause entliessen. Da die Familie Spangler inzwischen durch die Geburt eines Töchterchens Zuwachs erhalten hatte, wollte er den guten Leuten nicht länger zur Last fallen. Er bemühte sich daher, eine andere Wohnung zu finden; allein seine Mittel reichten nicht einmal zur Miethe der elendesten Kammer aus. Da nahm sich des Bedrängten abermals eine wohlwollende Familie an. Der beim goldenen Krebsen in der Ungargasse, Vorstadt Landstrasse wohnhafte bürgerliche Marktrichter Anton Buchholz machte ihm ein unverzinsliches Darlehen von 150 Gulden, eine Summe, wie sie Haydn

noch nie zu Gesicht gekommen. Rasch miethete er sich nun ein Dachkämmerchen im fünften Stock des sogenannten alten Michaelerhauses am Kohlmarkt und schrieb von dankbarer Freude erfüllt gleichsam zur Einweihung des neuen Domicils seine F-dur Messe mit zwei reichcolorirten Sopran-solostimmen nieder, die sich frohgemuth über einem von Violinen, Contrabass und Orgel begleiteten dreistimmigen Chor bewegen. Ein eigenthümlicher Zufall brachte es mit sich, dass im ersten Stock desselben Gebäudes die Fürstin Maria Octavia, Wittwe Joseph Antons von Esterhazy und Mutter jenes Paul Anton, wohnte, dessen Capellmeister Haydn werden sollte, und dass den dritten Stock der gefeierte Dichter Abbate Metastasio bezogen hatte. Des Sommers drang der Regen, des Winters der Schnee durch die Dachfugen in Josephs ofenloses Gemach ein, in welchem über Nacht das Waschwasser gefror. Dennoch beneidete er im wohligen Gefühl seiner ersten Künstlerselbstständigkeit keinen König um sein schimmerndes Glück, namentlich seit es ihm gelungen war, ein altes wurmstichiges Clavichord zu beschaffen und seine musikalischen Träume sofort in klingendes Leben treten zu lassen. So nahe der Gedanke daran lag, bewarb er sich um keine Stelle, wirkte dagegen häufig in Orchestern für Tanzmusik mit, bemühte sich auch einige Stunden zu bekommen und gab solche um den Preis von 2 Gulden per Monat, ohne Lust und innere Befriedigung, aber gewissenhaft. „Da ich endlich meine Stimme verlor“, heisst es in der für das gelehrte Oesterreich 1778 verfassten autobiographischen Skizze, „musste ich mich mit unterrichtung der Jugend ganzer acht Jahre kummerhaft herumschleppen (durch dieses Elende Brod gehen viele Genie zu Grunde, da ihnen die Zeit zum Studiren mangelt). Die Erfahrung traffe mich leider selbst, ich würde das wenige nie erworben haben, wenn ich meinen



Compositions-Eyfer nicht in der Nacht fortgesetzt hätte.“ Welche Compositionen in diesen Lebensabschnitt Haydns zurückreichen, lässt sich freilich mit Bestimmtheit nicht mehr feststellen. Die losen Manuscripte, die abschriftlich von Hand zu Hand gingen, sind fast sämmtlich verloren. Was seine theoretisch-praktischen Studien anbelangt, so wissen wir, dass es neben dem Gradus ad Parnassus von Fux, Matthesons vollkommenem Capellmeister und Kirnbergers Schriften in erster Linie Philipp Emanuel Bachs Werke waren, mit denen er sich damals auf's Eingehendste beschäftigte. In den Jahren 1742 und 1745 waren die ersten Sonatenhefte, 1753 des genannten Meisters „Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen, mit Exempeln und 18 Probestücken in sechs Sonaten erläutert“ erschienen, welches Werk Haydn später noch als das beste, gründlichste und nützlichste Lehrbuch bezeichnete. Bach hatte die bereits durch Domenico Scarlatti und Joh. Kuhnau in ihren Grundformen festgestellte Sonate ebenmässiger und reicher entwickelt, ihren melodischen Contour flüssiger gestaltet und sie zum Träger jener anmuthsvoll heiteren Stimmung gemacht, welche bei diesem dritten Sohn des grossen Johann Sebastian den Grundzug bildet und seine geistige Wahlverwandtschaft mit Haydn von vornherein documentirt. Der Feuereifer, mit dem sich letzterer auf die mühsam genug errungenen Schätze warf, lässt sich daher um so leichter erklären. „Da kam ich nicht mehr vom Clavier weg, bis die Sonaten durchgespielt waren,“ berichtet unser Meister selbst. „Wer mich gründlich kennt, der muss finden, dass ich dem Emanuel Bach sehr vieles verdanke, dass ich ihn verstanden und fleissig studirt habe, er liess mir auch selbst einmal ein Compliment darüber machen. Ich spielte mir seine Werke zu meinem Vergnügen unzählige Male vor, besonders auch

wenn ich mich von Sorgen gedrückt oder muthlos fühlte, und immer bin ich da erheitert und in guter Stimmung vom Instrument weggegangen.“ Dass diese gute Stimmung unseres Tonkünstlers übrigens auch jetzt die Oberhand behielt und durch den Druck der äusseren Lage wenig beeinträchtigt wurde, das belegen eine Reihe toller Streiche, die uns aus den drangvollen Fünfziger-Jahren überliefert sind. So band er eines Tages den Rollwagen einer Kastanienbraterin an die Räder eines Miethwagens fest und rief dann dem Kutscher fortzufahren, indem er sich selbst durch schleunige Flucht den Verwünschungen beider Gefoppten entzog. Ein anderes Mal lud er eine Anzahl Musiker zu einer Nachtmusik. Die Zusammenkunft fand im Tiefen Graben statt; Haydn vertheilte die Genossen nach allen Richtungen, selbst auf der Hohen Brücke war ein Paukenschläger postirt. Keiner ahnte, um was es sich eigentlich handle. Jeder hatte nur den Auftrag, auf ein gegebenes Zeichen irgend ein beliebiges Musikstück anzustimmen. Kaum war das höllische Concert eröffnet, so gingen Thüren und Fenster auf; die aus dem Schläfe gescheuchten Bewohner jenes Stadtviertels vermehrten den Scandal durch Fluchen und Schimpfen. Im Sturmschritt rückte die im Tiefen Graben selbst etablirte Rumorwache aus. Der Pauker und ein Geiger fielen als Opfer der auseinanderstiebenden Musiker in ihre Hände, verweigerten jedoch standhaft die Auskunft über Rädelsführer und Kameraden. Da wir an den schalkhaften Episoden sind, möge hier gleich noch eine weitere angefügt werden, welche den sich selbst am wenigsten schonenden Humor unseres Tondichters auf's anmuthigste wieder spiegelt. Gegen Ende der Fünfziger-Jahre war er mit dem trefflichen Geiger und Operncomponisten Dittersdorf näher bekannt geworden, in dessen Gesellschaft er manchen heiter

angeregten Abend verlebte und unter dessen gediegener Leitung er auch seine Kenntnisse im Violinspiel erheblich erweiterte. „Ueber jedes neue Stück,“ berichtet Dittersdorf in seiner Selbstbiographie, „das wir von andern Tonsetzern hörten, machten wir unsere Bemerkungen unter vier Augen, liessen jedem, was gut war, Gerechtigkeit widerfahren und tadelten, was zu tadeln war.“ Einst passirten die beiden Componisten zur Nachtzeit eine der schmalern Gassen Wiens, als sie in einer Bierkneipe einen Haydn'schen Menuett erbärmlich herunterfiedeln hörten. Sie traten hinein und Haydn fragte mit höhnischem Ton: „Von wem ist denn der Menuett?“ — „Von Haydn,“ versetzte der Primgeiger gereizt. „Das ist ein rechter S—Menuett,“ meinte der Interpellant. Natürlich stürzten die Musiker wüthend auf ihn los, so dass ihn Freund Dittersdorf nur mit Mühe dem Getümmel zu entreissen vermochte. — Schon Anfangs der Fünfziger-Jahre sollte Haydn Gelegenheit erhalten, sich auch auf dramatisch-musikalischem Gebiet zu versuchen. An einem Herbstabend des Jahres 1751 half er einigen Kameraden vor dem Hause des Gold- und Perlenstickers Anton Dirkes ein Ständchen bringen, welches dem daselbst wohnhaften Komiker Joseph Kurz oder vielmehr seiner hübschen Frau Franziska galt. Kurz, von der anmuthsvollen Serenade weidlich ergötzt, erkundigte sich nach dem Componisten, führte Haydn, der ihm als solcher vorgestellt wurde, in sein Haus und machte ihm das Anerbieten, für sein eben fertig gewordenes Theaterstück die Musik zu schreiben. Da es sich namentlich um eine in Tönen wiederzugebende Meeresschilderung handelte und der an's Clavier genöthigte Haydn, welcher bis anhin nur die Leitha und das Wienflüsschen gesehen, sich nicht gleich in die stürmische Situation zu finden wusste, streckte sich der

erfindungsreiche Kurz der Länge nach über einem Sessel aus und imitierte vor Haydns verwunderten Augen das Ringen eines Ertrinkenden. „Aber sehn's denn nit, wie i schwimm,“ rief er bereits ungeduldig aus, als der Tondichter endlich in die gewünschte Taktbewegung gerieth und wacker drauflos arbeitete. Kurz sprang voll Freude auf, umarmte den Schützling und übergab ihm sofort das Manuscript seiner Operette, betitelt: „Der neue krumme Teufel.“ Haydn machte sich an die Composition und binnen wenig Wochen war er damit fertig. Als er die Partitur zu Kurz brachte, wollte ihn die Magd abweisen, da ihr Herr studire. Durch die Glasthür sah er Bernardon, wie Kurz nach der von ihm geschaffenen komischen Charaktermaske hiess, vor einem grossen Spiegel Gesichter schneiden und mit Händen und Füssen die lächerlichsten Contorsien machen. Haydn erhielt für die Arbeit 25 Dukaten. Die Oper gefiel, wurde indess nach zweimaliger Aufführung zurückgelegt, nicht weil der hinkende Theaterdirector Affligio darin persiflirt worden, wie man später dessen Auftauchen in Wien um zehn Jahre zurückdatirend behauptet hat, sondern weil überhaupt eine Reihe beleidigender Anzüglichkeiten im Text vorkamen. Die Musik ist spurlos verschwunden. Zwischen 1750 und 1755 besuchte Haydn wiederholt mit seinem Bruder Michael die Heimath, wo sie mit dem Vater öfters zusammen musicirten, denselben aber durch ihre fortwährende Bemängelung der altväterischen Vortragsweise und ihr hartnäckiges Besserwissenwollen vielfach in Eifer brachten, bis er mit dem drastischen Ausdruck „Ihr seid's alle Esel“ jeder weitem Replik den Faden abschnitt. Am 23. Februar 1754 starb die liebevolle Mutter und schon am 19. Juli 1755 schritt Papa Haydn zu einer zweiten Ehe mit Maria Anna Seder. Dieselbe gebar ihm 5 Kinder, welche indess



alle bald nach der Geburt starben. Inzwischen verbreitete sich Haydns Popularität in der Kaiserstadt dermaassen, dass auch Metastasio von seinem Hausgenossen im fünften Stock Notiz nahm und dessen Bekanntschaft mit dem bereits siebenjährigen Gesanglehrer Nicolo Porpora vermittelte. Porpora, der Patriarch der Melodie, der erfindungsreiche Nachfolger Alessandro Scarlatti's musste Metastasio's Liebling, Marianne Martines, die hochbegabte, anmuthreiche Tochter des Ceremonienmeisters bei der apostolischen Nuntiatur Nicolo de Martines, im Gesang unterrichten. Haydn wurde nun bei diesen Stunden zum Accompagnement zugezogen und Porpora scheint ihm auch einigen selbstständigen Unterricht in der Compositionslehre und im Italienischen ertheilt zu haben. Denn in Haydns Autobiographie heisst es: „Ich schriebe fleissig, doch nicht ganz gegründet, bis ich endlich die Gnade hatte, von dem berühmten Herrn Porpora die achten Fundamente der Satzkunst zu erlernen,“ und weiterhin: „Ich profitirte bei Porpora im Gesang, in der Composition und in der italienischen Sprache sehr viel.“ Angesichts dieser Vorthelle, die ihm der Verkehr mit dem alten Maëstro gewährte, mochte Haydn auch dessen launisch-verächtliche Behandlungsweise, seine Scheltworte und Rippenstösse um so geduldiger ertragen. Porpora unterrichtete unter Anderm auch die Geliebte des Venetianischen Botschafters Pietro Correr, die schöne, musikschwärmerische Wilhelmine, welche Haydn gleichfalls begleiten musste. So kam er wiederholt nach dem malerisch gelegenen, nachtigallreichen Bad Mannersdorf unweit Bruck, wo Correr sich des Sommers regelmässig aufhielt. Haydn erhielt für seine Dienstleistungen monatlich 6 Dukaten, hatte nebstdem die Kost an der Officierstafel frei und fand gleichzeitig willkommene Gelegenheit, sich bei den musikalischen Soiréen



des mit Correr intim befreundeten Prinzen von Hildburghausen als Clavierspieler zu producieren, sowie eine Menge musikalischer Notabilitäten, wie die Capellmeister Bonno, Wagenseil, Gluck kennen zu lernen. Von Privatschülern unseres Meisters aus dieser Zeit seien der Böhme Abund Mikysch, späterer Chorregent an der Kirche der barmherzigen Brüder zu Wien, und Robert Kimmerling aus Wien, trefflicher Tenorist und langjähriger Chorregent des geistlichen Stiftes Melk erwähnt. Die Einnahmen für Haydns Lectionen hatten sich gegen Ende der Fünfziger-Jahre von zwei auf fünf Gulden monatlich gesteigert. Nehmen wir hinzu, dass er zugleich Vorspieler in der Kirche der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt mit einem jährlichen Gehalt von 60 Gulden, dann Organist in der gräflich Haugwitzschen Capelle war und dass ihm für seine Mitwirkung als Sänger im St. Stephansdom bei jedem Gottesdienst 17 Kreuzer bezahlt wurden, so erweist sich seine ökonomische Lage wenigstens als eine leidlich gewordene. Wir finden es aber auch erklärlich, wenn er selbst berichtet, er habe damals 17—18 Stunden täglich gearbeitet und für seine musikalischen Studien die Nächte zu Hülfe nehmen müssen. Die vermehrten Finanzquellen erlaubten ihm endlich auch, eine etwas geräumigere und wärmere Wohnung auf der sog. Seilerstätte zu beziehen, wo er indess das Unglück hatte, seiner sämtlichen Habseligkeiten beraubt zu werden. In Folge seines Nothrufs an den Vater kam dieser persönlich nach Wien, konnte ihm übrigens statt der erbetenen Leinwand bloß einen Siebzehner einhändigen und den schönen Rath hinzufügen: „Fürchte Gott und liebe deinen Nächsten!“ Doch halfen gute Freunde den Verlust ersetzen und den Bekümmerten aufrichten. Zu den vornehmen Gönnern Haydns aus dieser Zeit gehörte ausser der Gräfin Thun, der bekannten

Musikenthusiastin, der er Stunden im Clavierspiel und Gesang ertheilte, in erster Linie der Freiherr Carl Joseph von Fürnberg, k. k. Truchsess und niederösterreichischer Regierungsrath. Derselbe hatte als eifriger Freund der Tonkunst für Haydns Compositionen eine besondere Vorliebe gefasst und lud ihn seit Mitte der Fünfziger-Jahre wiederholt auf seine Besetzung Weinzirl bei Steinabrück in Niederösterreich ein. Da sich die kleine Gesellschaft, welche Fürnberg um sich versammelt, hauptsächlich mit Kammermusik und speciell den damals zahlreich auftauchenden Streichquartetten befassete, wurde auch Haydn zu einem Versuch in dieser Kunstgattung angeregt. So entstand um das Jahr 1755 sein erstes Quartett in B-dur. Die Ausführenden, neben Haydn selbst als Bratschisten, der Pfarrer des Orts, der Verwalter des Hausherrn und der Violoncellist Albrechtsberger, fanden so grosses Wohlgefallen an dem sprudelnd launigen Werk, dass der Tondichter rasch eine Reihe weiterer folgen liess. Binnen Kurzem lagen jene 18 Quartette vor, deren humoristischer Uebermuth den zünftigen Musikern zunächst fast als eine Herabwürdigung ihrer strengen Kunst erschien, deren Sonnenglanz indess heute noch unser Herz erquickt, während die regelrechten Producte der kopfschüttelnden Zeitgenossen längst die Nacht der Vergessenheit deckt. Hatte Haydn damit jene fruchtbare Form gefunden, in der er sein Eigenstes und Bestes zu geben im Stande war, so war endlich auch der Moment herangerückt, mit welchem sein nomadenhaftes Vegetiren aufhören sollte.

Im Jahr 1759 fand Fürnberg Gelegenheit, seinen Liebling dem Grafen Ferdinand Maximilian Morzin, k. k. Kämmerer und geheimer Rath, zu empfehlen, einem der eifrigsten Musikpflieger der Zeit, der sich im Winter zu Wien, im

Sommer dagegen auf seinen Gütern in Böhmen, besonders dem Schloss Lukavec bei Pilsen aufhielt. Morzin engagierte Haydn sofort als Musikdirector und Kammercompositor mit einem Gehalt von 200 Gulden, freier Wohnung und Kost an der Officierstafel. Die Capelle, die der Graf unterhielt, bestand aus 12 bis 16 Mitgliedern, welche bei grössern Aufführungen durch die meist musikkundigen Hausbeamten und Diener verstärkt wurden. Leider fliessen die Quellen über Haydns zweijährige Thätigkeit in seiner neuen Stellung ausserordentlich spärlich. Doch lässt sich wohl denken, welches Wonnegefühl den geborenen Symphoniker durchströmen musste, als er sich zum ersten Mal an der Spitze eines Orchesters, im Besitz dieses farbenreichen Organes befand, dessen allseitige Entwicklung, Ausgestaltung und geniale Verwerthung eine seiner unsterblichen Thaten bildet. Thatsache ist, dass er für die Morzin'sche Capelle 1759 unter zahlreichen Divertimenti's, Cassationen u. dgl. seine erste Symphonie geschrieben hat, ein dem Umfang nach kleines, doch bereits formsicheres Werk, das die wohlige Stimmung ihres Erzeugers auf's Anmuthigste zurückstrahlt. In den Mussestunden scheint er sich fleissig in dem waldgrünen Böhmerland herumgetummelt und besonders der edlen Reitkunst gefröhnt zu haben. Dieselbe bekam ihn indess schlecht; denn eines Tages stürzte der Reiter in so bedrohlicher Weise, dass er später nie mehr ein Pferd zu besteigen wagte. Unter den eigenthümlichen Bedingungen, denen sich die Morzin'schen Capellmitglieder zu unterwerfen hatten, figurirte auch das Verbot, eine Ehe einzugehen, so lange sie im Dienste des Grafen standen. Verhängnissvolle Weise sollte der sonst so gewissenhafte Haydn gerade diese Vorschrift übertreten und mit einer Strafe dafür belegt werden, die freilich ausser allem Verhältniss zu dem mensch-

lichen Fehltritt stand. Während Haydns Aufenthalt in Wien 1760 gehörten zu seinen Schülerinnen die Töchter eines Friseurs, Johann Peter Keller, hofbefreiten Perrückenmachers, der unsern Componisten wiederholt unterstützt hatte und welcher in der Ungargasse, Vorstadt Landstrasse, ein eigenes Haus besass. Wahrscheinlich war Haydn durch einen Bruder des Friseurs Georg Keller, Violinisten bei der Domcapelle daselbst, eingeführt worden. Der junge Mann verliebte sich in die zweite der Töchter, welche indess von einer Vermählung nichts wissen wollte und vorzog, als Nonne in's Kloster der Nicolaierinnen zu treten. Der Vater, welcher Haydns Verhältniss begünstigt hatte, rieth demselben als Ersatz die ältere Schwester zu nehmen, und wie sich später Mozart, nachdem ihm die herzgeliebte Aloysia entgangen, mit Constanze Weber begnügen sollte, verband sich unser Tondichter aus Dankbarkeit gegen den Vater statt mit der Himmelsbraut Josepha mit ihrer Schwester Marie Anna Aloysia Apollonia. Die Trauung fand den 26. November 1760 bei St. Stephan statt. Als Zeugen functionirten der Steinmetzmeister Karl Schunko und der uns bereits bekannte Marktrichter Buchholz. Es scheint, dass Haydn seine Ehe vor dem Grafen Morzin geheim zu halten vermochte; wenigstens ist von einem Einspruch des letztern nichts bekannt geworden. Und doch hätte des Grafen rechtzeitiges Veto den Tondichter vielleicht vor grossem Unheil bewahrt. Die 1728 geborene, bereits 32 Jahre alte Frau erwies sich bald als unverträgliches, zanksüchtiges, verschwenderisches und bigottes Weib, das von Haydns Bedeutung als Musiker keinen Begriff hatte, der es nach seinem eigenen Ausdruck gleichgültig war, ob ihr Mann ein Schuster oder ein Künstler. Sie verbrauchte seine Partituren zu Papilloten, Pastetenunterlagen etc.,

hielt für heuchlerisch salbungsvolle Geistliche stets offene Tafel und liess des Mannes sauer verdientes Geld in deren Bettelbüchsen fliessen, während sie Haydn mit ihrer üblen Laune und Eifersucht auf's Blut plagte. Die Ehe blieb kinderlos, was mit dazu beitrug, die Gatten einander immer mehr zu entfremden, bis Haydn schliesslich eine thatsächliche Trennung herbeiführte, d. h. Mitte der Neunziger-Jahre die Frau bei einem Freunde, dem Schullehrer Stoll in Baden bei Wien, verkostgeldete, wo sie am 20 März 1800 langjährigen Gichtleiden erlag. Welch' tiefe Kluft schon Anfangs der Neunziger-Jahre den Künstler von seinem Weibe trennte, beweist folgende Stelle eines 1792 aus London an die Sängerin Luigia Polzelli adressirten Briefes: „Meine Frau, die höllische Bestie, hat so vielerlei geschrieben, dass ich gezwungen war, ihr zu antworten, ich werde nicht mehr nach Hause kommen; von diesem Moment an hat sie Raison angenommen.“ Und noch im Jahre 1805, als der berühmte Geiger Baillot unsern Meister in Wien besuchte und sie an einem im Corridor hängenden Portrait vorbeikamen, bemerkte Haydn: „Das ist meine Frau, sie hat mich oft in Wuth gebracht.“ — Lassen wir den Schleier über dies unerquickliche Bild fallen, bei dessen Betrachtung uns nur das eine mit Bewunderung erfüllt, wie Haydn selbst aus dem kläglichen Schiffbruch der Ehe seinen köstlichen Humor, die heitere Freudigkeit einer optimistischen Natur unversehrt zu retten vermochte. — Die seit einiger Zeit zerrütteten Vermögensverhältnisse des Grafen Morzin gestalteten sich mit Beginn des Jahres 1761 so bedenklich, dass er sich genöthigt sah, seinen bisherigen Aufwand bestmöglich zu vermeiden und seine gesammte Capelle sammt dem Director zu verabschieden. Ueber Haydns Geschick schwebte diesmal ein günstiger Stern.

kurz bevor jener schwere Entschluss des Grafen zur Ausführung gelangte, hatte ihn sein Freund Fürst Paul Anton Esterhazy besucht, verschiedene Compositionen Haydns mitgehört und ausserordentliches Gefallen daran gefunden. a des Künstlers Name auch in Wien guten Klang besass und des Fürsten Capellmeister, der anspruchslos treue, arbe, biedere Josephus Werner, alt und arbeitsmüde war, wurde Haydn als zweiter Capellmeister des Hauses Esterhazy engagirt, dem er bis an sein Lebensende angehören sollte. So kam unser Tondichter im Frühling 1761 nach dem circa sechs Meilen von Wien entfernt gelegenen Eisenstadt in Niederungarn, wo sich auf aussichtsreicher Bergwarte, an einem herrlichen Herrschaftspark gelehnt, das fürstlich Esterhazy'sche Stammschloss erhob. Fürst Paul Anton, geb. 1711, hatte im Jahre 1734 das vorher durch seine Mutter, die bereits von uns genannte Maria Octavia, verwaltete Majorat angetreten und sich mit der Marchesa von Leonati Visconti aus Lothringen vermählt, die ihm zu seinem Leidwesen keine Kinder schenkte. Der Fürst, der 1750 den Gesandtschaftsposten am neapolitanischen Hof übernommen und sich als Feldmarschall im Bairischen Erbfolge- wie im siebenjährigen Krieg ausgezeichnet hatte, war gleichzeitig ein leidenschaftlicher Freund der Kunst und besonders der vollen Musica. Schon in den Dreissiger-Jahren verstärkte er die unter der Herrschaft seiner Mutter reorganisirte Capelle durch Flöte, Oboe, Posaune und Pauke, zog seine Hofbediensteten nach Kräften zur Orchestermitwirkung heran und suchte auch das ursprünglich nur aus fünf Personen bestehende Gesangspersonal angemessen zu vermehren. 1759 war der treffliche Tenorist Karl Friberth, der später in Wien eine nicht unbedeutende Rolle spielen sollte und mit dem Haydn bald auf intimstem Freundesfusse stand,

1760 die dem Sänger ebenbürtige Discantistin Anna Maria Scheffstos gewonnen worden. Die Convention und Verhaltensnorma, durch welche Haydns Anstellungsverhältniss zunächst für drei Jahre auf's Genaueste geregelt wurde, sagt unter Anderm in § 2: „Von dem nunmehr als Hausofficier angesehenen und gehaltenen Vicecapellmeister wird erwartet, dass er sich nüchtern und mit den ihm untergeordneten Musikern nicht brutal, sondern bescheiden, ruhig und ehrlich aufzuführen wissen wird, wie es dem ehrliebenden Hausofficier eines fürstlichen Hofstaates wohl ansteht.“ Die Besoldung Haydns bestand zunächst aus 400 Gulden, freiem Officierstisch oder einem halben Gulden tägliches Kostgeld und alljährlich einer neuen Uniform. Als solche waren vorgeschrieben: Lichtblauer Frack mit silbernen Schnüren und Knöpfen, hellblaue Weste mit Silberborden, gestickte Halskrause, weisse Halsbinde, weisse Strümpfe, eingepudertes Zopf oder Haarbeutel. Unser Meister, damals im kräftigsten Alter, an der Grenzscheide des Jünglings und Mannes stehend, mag sich in der geschilderten Tenue stattlich genug ausgenommen haben. Seine Statur war von mittlerer Grösse und stämmig derbem Knochenbau, die untere Hälfte gegen die obere etwas zu kurz. Die dunkelbraunen, blatternarbigen Gesichtszüge hatten etwas Energisches, beinahe Herbes, das indess durch den sanften Blick seiner dunkelgrauen Augen und ein die sinnlichvollen Lippen umspielendes anmuthsvolles Lächeln wohlthuend gemildert wurde. „Man mag mir's ansehen,“ pflegte Haydn selbst zu sagen, „dass ich's mit Jedermann gut meine.“ Doch hörte man ihn fast nie laut lachen und auch wenn er seinem Humor die Zügel schiessen liess, behielt seine Physiognomie einen gewissen würdevoll sanften Ernst. Die schöne, breitgewölbte Stirn Haydns kam nicht zu ihrer vollen Geltung, weil er



die Perrücke kaum zwei Finger breit über den Augenbrauen trug. Der untere Theil der Nase war durch einen Polypen, den Haydn von der Mutter geerbt, etwas aufgetrieben. Obschon ihm das Uebel zeitlebens viel zu schaffen machte, auch seiner Stimme etwas Näseldes gab, konnte er sich doch nicht entschliessen, die zur Heilung erforderliche Operation vornehmen zu lassen. 1792 lud ihn John Hunter, der grösste Chirurg Londons, mit dem er daselbst Freundschaft geschlossen, eines Tages „dringender Ursachen halber“ zu sich ein. „Nach den ersten Complimenten,“ erzählt Haydn selbst, „traten einige baumstarke Kerls in's Zimmer, packten mich und wollten mich auf einen Stuhl setzen. Ich schrie, schlug blaue Flecken und trat so lange mit den Füßen, bis ich mich befreite und Herrn Hunter, der schon mit seinen Instrumenten in Bereitschaft stand, begreiflich machte, dass ich mich durchaus nicht wolle operiren lassen.“ — „Ich muss den Kerl nun schon unter der Erde verfaulen lassen,“ äusserte er sich später zu Griesinger; „auch meine Mutter litt an dem Uebel, ohne dass es ihr den Tod zugezogen hätte.“ — Fügen wir zur Vollendung unseres Porträts noch bei, dass Haydns Unterlippe etwas vorragte und der Kiefer durch massige Breite auffiel, so ergibt sich ein Bild, dem Niemand das Prädicat „schön“ wird beilegen wollen. Nichts desto weniger scheint die Mischung von Anziehendem und Abstossendem, Genialem und Philiströsem, das geistvoll Träumerische und wieder Treuherzige des Ausdrucks auf das weibliche Geschlecht eine eigenthümliche Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Thatsache ist, dass Haydn, der seinerseits für Frauenhuld nichts weniger denn unempfänglich war, manche Eroberungen unter dem schönen Geschlecht gemacht hat und dass er noch in vorgerücktem Mannesalter von verschiedenen Frauen herzlich geliebt worden ist.



Noch grösserer Gunst erfreute sich der Tondichter freilich bei den Kindern, die ihrem Haydn-Papa mit ganzer Seele zugethan waren. Stets hatte er in den Taschen Süßigkeiten für seine Lieblinge in Bereitschaft und athemlos hingen sie an seinen beredten Lippen, wenn er ihnen in schalkhaft feierlicher Weise selbsterfundene Geschichten voll jenes Humors erzählte, den wir aus seinen Compositionen kennen. -- Haydn bekleidete die Capellmeisterstelle, in welcher er Dirigent, Componist, Schiedsrichter, Aufseher und Instructor zugleich sein musste, kaum zwei Jahre, als Fürst Paul Anton den 18. März 1762 starb und sein Bruder Nikolaus Joseph die Regierung übernahm. Derselbe war seit 1737 mit der Freiin Maria Elisabeth, Tochter des Reichsgrafen Ferdinand von Weissenwolf, einer ebenso klugen wie feinsinnigen Frau, vermählt. Seinen Vorgänger übertraf Nikolaus wie an fürstlicher Prachtliebe so an leidenschaftlicher Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Zu seinen ersten Regierungshandlungen gehörte es, dass er Haydns Gehalt um die Hälfte erhöhte und eine abermalige Neureglirung und Vermehrung des Capellpersonals eintreten liess. Die vorzüglichsten Mitglieder waren nun: der Violinist Luigi Tomasini, dessen Kunst Haydn mit dem Ausruf geehrt hat: „So wie du spielt mir Niemand meine Quartette zu Dank“. dann der Violoncellist Joseph Weigl, der 1764 die Sängerin Schaffstoss heirathete und der Vater des Componisten der „Schweizerfamilie“ ward, der Contrabassist Anton Kühnel, der Flötist Franz Sigl, der Oboist Joh. Michael Kapfer, der Fagottist Joh. Hinterberger, endlich der Hornist Thaddäus Steinmüller, zu dem sich ein Jahr später der noch berühmtere Carl Franz gesellte. Als Copist und speciell Diener Haydns functionirte der treffliche, unsern Meister wie ein höheres Wesen verehrende Schlesier

Joseph Elssler, der Grossvater der unsterblichen Tänzerin Fanny Elssler. — Von welch' unschätzbarem Werth die Vereinigung solcher Kräfte für Haydn sein musste, das bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung. Hier, in Eisenstadt, und später in Esterhaz hat er den weitaus grössten Theil seiner Instrumentalwerke geschrieben, hier hat er sich jene unfehlbare Sicherheit in der Disposition und Verwendung der orchestralen Kräfte angeeignet, hier jenen feinen Sinn für die Mischung der Klangfarben ausgebildet, die ihn der grösste Symphoniker nächst Beethoven werden liessen. Jeden Moment stand dem Tondichter seine treffliche Capelle zur Verfügung, um die eben fertig gewordenen Compositionen zu probiren und sich ihrer Wirkung zu versichern; mit jedem Tag erwuchsen ihm aber auch bei der ununterbrochenen Thätigkeit des Orchesters neue Aufgaben, wurden an seine schöpferische Kraft erhöhte Anforderungen gestellt. „Mein Fürst“, so drückt sich Haydn selbst aus, „war mit allen meinen Arbeiten zufrieden, ich erhielt Beifall, ich konnte als Chef des Orchesters Versuche machen, beobachten, was den Eindruck hervorbringt und was ihn schwächt, also verbessern, zusetzen, wegschneiden, wagen; ich war von der Welt abgesondert, Niemand in meiner Nähe konnte mich an mir selbst irre machen und quälen und so musste ich original werden.“ Diese letzten Worte beweisen deutlich, dass Haydn selbst seine Entfernung vom grossen Strom des Weltlebens, von einem der musikalischen Centren Europa's, seine Isolirung mit einem immerhin unvollzähligen Orchester keineswegs als ein Missgeschick, als ein Hinderniss für seine volle tonkünstlerische Entwicklung betrachtet hat. Und wenn wir auch zugeben, dass seine Situation als Capellmeister eines abgelegenen fürstlichen Hofes, die mangelnde Berührung mit rivalisirenden Kräften,

seine fortwährende Inanspruchnahme für das musikalische Bedürfniss des Tages, festliche Gelegenheiten u. dgl. mancherlei Schattenseiten und Hemmungen mit sich brachten, können wir den letztern doch bei weitem nicht das gleiche Gewicht beilegen, wie den oberwähnten eminenten Vortheilen seiner Stellung. Dabei ist nicht zu vergessen, dass Haydn von der Welt keineswegs in dem Maasse abgeschieden war, wie man sich solches wohl vorgestellt hat, dass er fast alljährlich nach Wien kam und öfters Monate lang in der rührigen Kaiserstadt verweilte, also Gelegenheit genug fand, die musikalischen Erscheinungen des Tages kennen zu lernen, sich die neuern Werke zu verschaffen, seine eigene Production an derjenigen anderer Tonkünstler zu messen. Wie wenig Berechtigung vollends die oft gehörte Behauptung hat, Haydn sei eben fürstlicher Bedienter und von jeder Laune seines gnädigen Herrn abhängig gewesen, das ergibt sich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, aus folgender urkundlich verbürgter Begebenheit. Bei einer Generalprobe machte der anwesende Fürst Nicolaus verschiedene tadelnde Bemerkungen, worauf Haydn in scharfem Ton erwiderte: „Fürstliche Durchlaucht! dies zu verstehen ist meine Sache.“ — Der Fürst warf seinem Capellmeister einen ungnädigen Blick zu, verliess indess ohne Replik den Saal, da er selbst fühlen mochte, dass Haydn im Recht sei. Auch des Letztern Amtsführung scheint übrigens keineswegs immer gleich untadelig gewesen zu sein. Wenigstens wissen wir, dass ihm der Fürst 1765 eine Verwarnung ertheilen liess, die mit folgenden Worten beginnt: „Nachdem auf dem Chor der Eisenstädter Schloss-Capellen unter denen Musicis Saumseligkeit und übler Einverständniss wegen, bei den Chor-Instrumenten aber wegen schlechter Obsicht und Verwahrung derselben eine sehr grosse Unordnung verführet wor-

den: so wird dem Capellmeister Haydn hiermit ernstlich anbefohlen —“ es folgen dann in sechs Abschnitten genaue Instructionen über das von Haydn zu beobachtende Verhalten und schliesslich wird demselben anbefohlen, fleissiger für das sog. Baryton, ein damals beliebtes sechs- bis siebensaitiges Geigeninstrument zu componiren, welches der Fürst selber spielte. — Immerhin waren diess nur rasch vorübergehende Trübungen des schönen, den Fürsten wie den Tondichter gleichermaassen ehrenden Verhältnisses, in welchem die Beiden zu einander standen. Den Rath, die Baryton-Composition weniger zu vernachlässigen, nahm sich Haydn zu Herzen. Er lieferte im Verlauf, nach Maassgabe seines eigenen thematischen Verzeichnisses, 163 Tonstücke für das erwähnte, gegenwärtig völlig obsolet gewordene Instrument, das sich durch eigenartigen, sanftlieblichen Klang ausgezeichnet haben soll, und der erfreute Fürst liess es an reichen Belohnungen dafür nicht fehlen. Abgesehen von wenigstens 30 Symphonien, die theilweise freilich mehr concertirend gehalten sind, einer Menge von Cassationen, Divertimentis, sogenannten Feldparthieen für Blasinstrumente, selbstständigen Menuetten und sonstiger Tanzmusik, zahlreichen Streichquartetten und Claviertrios fallen in die Jahre 1762—1766 auch bereits die ersten dramatisch-musikalischen Werke, welche Haydn für den Hof seines Fürsten geschrieben hat. Am 7. Mai 1762, nur einen Monat nach dem Tode seiner Mutter, hatte Nicolaus seinen feierlichen Einzug in Eisenstadt gehalten. Die welschen Comödianten, die man für das Empfangsfest von Wien verschrieben, spielten dann bis Ende Juni auf der im Glashauss des Schlossgartens etablirten Bühne eine Reihe von italienischen Singspielen, für welche unser Tondichter die Musik setzte. Es gehören hieher: „La Marchesa Nepola,“

„La vedova,“ „Il dottore“ und „Il sganarello“. Hervorragender war das Pastorale „Acide e Galatea“, welches Haydn nach einem Text Migliavacca's Ende 1762 zur Vermählungsfeier des ältesten Sohnes des Fürsten mit der Gräfin Maria Theresia Erdödy componirte und das beim Hochzeitsfest am 10. Januar 1763 im grossen Spiegelsaal der Burg zu Wien mit vielem Beifall aufgeführt wurde. Die wenigen davon erhaltenen Tonstücke zeigen durchwegs den damals üblichen italienischen Zuschnitt. Im Jahre 1764 hatte Fürst Nicolaus zu Frankfurt am Main bei der Krönung des Erzherzogs Joseph zum römischen Kaiser die Stelle des ersten Churböhmischen Botschafters vertreten und durch seinen Aufzug, dessen blendende Pracht Göthe in Wahrheit und Dichtung beschreibt, allgemeines Aufsehen erregt. Zur Feier seiner Rückkehr schrieb Haydn ein kirchliches Tedeum und eine umfangreiche Cantate für Soli, Chor und Orchester, der indess eine höhere künstlerische Bedeutung ebenfalls nicht zukommt.

Von wichtigern Familienereignissen haben wir aus diesem Zeitabschnitt nachzutragen den Tod von Haydns Vater, der in Folge eines neben ihm zusammengestürzten Holzstosses mehrere Rippen brach und am 12. September 1763 den Wunden erlag, ferner die auf Josephs Verwenden 1765 erfolgte Aufnahme seines Bruders Joh. Evangelist in den Kirchenchor zu Eisenstadt. Im Jahre 1766 segnete auch der alte Obercapellmeister Werner das Zeitliche, nachdem er in seinem originellen Testament den lieben Gott gebeten, er wolle ihm seine zahlreichen, zu frei gesetzten Dissonanzen nicht anrechnen. Haydn wurde sein Amtsnachfolger und vereinigte nun die Gesammtführung der fürstlichen Kirchen-, Theater- und Concertmusik in seiner Hand. Mit dieser wohlthätigen Concentration, die für den Capellmeister auch eine Besol-

derungserhöhung auf 700 Gulden mit sich führte, ging die Uebersiedelung der Capelle nach Esterhaz Hand in Hand. Fürst Nicolaus hatte das am südlichen Ende des Neusiedler See's lieblich gelegene Jagdschlösschen Sütter nach dem Stammort der fürstlichen Dynastie, dem magyarischen Dorfe Esterhaza auf der Insel Schütt in Schloss Esterhaz umgetauft und zu einem prachtvollen Sommerpalais ausbauen lassen, um hier seit 1766 regelmässig den grössten Theil des Jahres zuzubringen. Nur in den Wintermonaten siedelte er wieder nach Eisenstadt über, wo Haydn schon in den Sechziger-Jahren ein eigenes Häuschen besass. Letzteres wurde zweimal ein Raub der Flammen, dem Capellmeister aber jeweilen auf Befehl und Kosten des Fürsten wieder aufgebaut. Das freudige Selbstgefühl, die heiter angeregte Stimmung, welche Haydn schon während der Eisenstädter Zeit erfüllten, steigerten sich noch, als mit dem Umzug nach Esterhaz auch dem Orchester reichlicher Zuwachs zu Theil wurde, seine Leistungen sich stets virtuoser gestalten und mit seinem Ruf auch derjenige des Leiters und Tondichters in immer weitem Kreisen Verbreitung fand. Dazu kam, dass der Landaufenthalt, der unmittelbare Anhauch freier aug- und herzerquickender Natur auf das körperliche Befinden unseres Meisters höchst wohlthätig einwirkte. Trotz der anstrengenden Aufgabe, die er zu bewältigen hatte, finden wir ihn nur ein einziges Mal an das Krankenlager gefesselt, nämlich im Jahre 1770, wo ihn ein hitziges Fieber ergriff und er auf Befehl des Arztes eine Zeit lang jede musikalische Beschäftigung vermeiden musste. Es soll ihm dies so sauer geworden sein, dass er, als ihn eines Tages die Argusaugen seiner zur Kirche gegangenen Frau nicht bewachen konnten, die Magd mit einem Auftrag fortschickte, im tiefsten Négligé an's Clavier

sass und rasch den ersten Satz einer Sonate ausarbeitete, von der er später übrigens nur noch wusste, dass sie fünf Kreuze Vorzeichnung hatte. In den kargen Mussestunden lag er eifrig der Jagd und dem Fischfang ob und erlegte einst mit einem Schuss drei Haselhühner, deren gebratene Leichen auf die Tafel der Kaiserin Maria Theresia kamen. Ueber die Compositionen, welche in den 24 Jahren des Esterhazer Aufenthaltes entstanden sind und unter denen sich allein gegen 80 Symphonien befinden, gibt die Correspondenz Haydns mit Breitkopf und Härtel in Leipzig, sowie mit Artaria und dem Instrumentenmacher und Verleger W. Forster in London ziemlich genauen Aufschluss. Die letztere beginnt mit dem Jahre 1782, während die erstern beiden bis zum Anfang der Siebziger-Jahre zurückreichen. Schon 1764 waren die ersten Quartette Haydns, 1766 die ersten Symphonien in Paris erschienen. Der Rahmen eines Vortrages gestattet uns selbstverständlich nicht, hier in's Detail einzugehen; wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, des Ursprungs einiger grösserer, in den betreffenden Zeitabschnitt fallender Compositionen Erwähnung zu thun. Im Jahre 1774 schrieb Haydn sein an Schönheiten reiches, wenn auch parthienweise noch etwas conventionell gehaltenes Oratorium „Il Ritorno di Tobia,“ gedichtet von Joh. Gaston Bocherini aus London. Der Componist widmete das Werk der Tonkünstler-Wittwen- und Waisengesellschaft zu Wien, um deren humanitäre Bestrebungen zu unterstützen, und womöglich selbst als Mitglied aufgenommen zu werden. Er erbot sich gleichzeitig, der Societät auch fernerhin seine Compositionen ohne Entgelt zur Aufführung herzuleihen. Nach Maassgabe der Statuten hatte er, weil nicht in Wien wohnhaft, ein Antrittsgeld von 300 Gulden zu bezahlen. Man anerbote sich, ihm solches zu er-

lassen, insofern er sich durch Revers verpflichten würde, je nach Begehren Tonwerke für die Gesellschaft zu liefern. Auf dies offenbar zu weit gehende und mit seinem Capellmeisteramt unvereinbare Begehren konnte Haydn nicht eintreten, was er in Gegenwart des Capellmeisters von Bonno, eines Herrn von Sterzer und Anderer mündlich erklärte, sich übrigens neuerdings anheischig machte, nach Zeit und Umständen Compositionen zu liefern. So erfolgte denn die Aufnahme Haydns gegen Entrichtung der Einlage im Gesamtbetrag von Gulden 368. 19 Kr. Nichtsdestoweniger verlangte die Gesellschaft zufolge Schlussnahme vom 10. November 1778 nachträglich unter Androhung der Annullirung seiner Aufnahme die unbedingte Unterzeichnung des erwähnten Reverses. Haydn setzte den Sachverhalt mit Zuschrift vom 4. Februar 1779 auseinander und verlangte eventuell die bezahlte Einlage zurück. Die Gesellschaft entsprach diesem Begehren und seine Aufnahme fiel dahin. Doch konnte man der Unterstützung des Tondichters, dessen Anziehungskraft in stetem Wachsen begriffen war, nicht lange entbehren. Schon 1781 wurde Haydn neuerdings vom Gesellschaftsvorstand ersucht, den „Tobias“ mit etwelchen Aenderungen und Kürzungen herzuleihen. Als aber Haydn, durch die frühern Vorgänge gewitzigt, die Bewilligung von Beneficebillets oder einer sonstigen Bonification zur Bedingung machte, wählte die Societät unterm 25. October 1781 ein Hasse'sches Oratorium. Trotzdem gestattete unser Tondichter in seiner maassvoll versöhnlichen Weise dem Verein wenige Jahre später wiederum die Benützung seiner Partituren und dirigierte im Winter 1793 seine ersten sechs Londonersymphonien in den Academieconcerten der Gesellschaft. Bald darauf sollte ihm für die frühere Zurücksetzung glänzendste Genugthuung werden. Am 11. December



1797 rief ihn der Graf Kufstein auf Antrag des Secretärs Paul Wranitzky in feierlicher Sitzung der Societät zum Assessor senior aus, um einestheils, wie die Anrede lautete, die Insolenzen, die ihm früher von der Institutsverwaltung angethan wurden, wieder gut zu machen, andererseits ihm für die durch seine Compositionen dem Verein erwiesenen Wohlthaten zu danken. Heute schmückt sich die Gesellschaft mit des Meisters Namen und genießt als „Pensions-Verein Haydn“ den Weltruf eines der bestausgestatteten und wohlthätigsten Tonkünstlerinstitute. — Wie weit Haydns Name schon in den Achtziger-Jahren verbreitet war, geht aus folgenden Thatsachen hervor: Im Jahre 1780 ernannte ihn die Academie der Philharmoniker von Modena zu ihrem Ehrenmitglied, wofür der Meister seinen Dank durch Uebersendung der vierstimmigen Cantate „L'isola disabitata“ erstattete. 1784 sandte der Prinz Heinrich von Preussen für die ihm dedicirten sechs Streichquartette unserm Tondichter eine goldene Medaille mit seinem Porträt. 1787 liess König Friedrich Wilhelm II. diesem hocherfreulichen Geschenk in Anerkennung der Compositionen Haydns, besonders auch der damals eben vollendeten Cantate „Deutschlands Klage über den Tod Friedrichs des Grossen,“ einen prachtvollen Diamantring folgen. Ja selbst das ferne Spanien hatte der Flügelschlag des Haydn'schen Genius gestreift. Schon 1780 feierte ihn der spanische Poet Thomas de Iriarte in seinem didactischen Gedicht „La Musica“ auf überschwängliche Weise, und 1785 erhielt der Componist durch einen Domherrn in Cadix die Einladung, zu den sieben Worten Jesu am Kreuz eine Instrumentalmusik zu schreiben, welche bei einer alljährlich während der Fastenzeit stattfindenden Feier im Dom aufgeführt werden sollte. Haydn machte sich, von der eigenthümlichen Aufgabe an-

gezogen, sofort an's Werk und schrieb jene sieben bekannten Adagio's, die er wiederholt für seine gelungenste Arbeit erklärte, die er selbst als Streichquartette bearbeitete und über welche ein Passauer Prälat später einen deutschen Text schrieb. In letzterer Form ist die Tondichtung 1801 bei Breitkopf und Härtel erschienen und bildet noch immer ein beliebtes Repertoirstück der Kirchengesang-Vereine. Auch auf dem Gebiet der Bühnencomposition entfaltete Haydn zwischen 1770 und 1790 eine ausgiebige Thätigkeit. Im Jahre 1773 wohnte die Kaiserin Maria Theresia der Aufführung des für das Marionettentheater zu Eisenstadt componirten Possenspiels „L'Infedelta delusa“ bei und wurde von der reizenden Musik dermaassen gefesselt, dass Haydn bald darauf die Einladung erhielt, für das kaiserliche Hoftheater zu Wien eine Oper zu schreiben. So entstand „La Vera Constanza“ Drama giocosa, dessen Aufführung indess durch niedrige Cabalen hintertrieben wurde. Haydn zog es vor, seine Partitur ganz zurückzuziehen, statt die Oper in Folge absolut mangelhafter Besetzung durchfallen zu lassen. 1779 hörte sie indess der Kaiser als Gast zu Esterhaz und war nicht weniger davon erbaut denn seine Gemahlin von der um dieselbe Zeit entstandenen Marionettenoper „Philemon und Baucis“, welche eines ihrer Favoritstücke blieb. 1780 componirte Haydn zur Einweihung des von seinem Fürsten neuerbauten Opernhauses die opera buffa „La fedelta premiata“, 1782 zu Ehren des Besuchs eines russischen Grossfürsten in Esterhaz die ernsten Musikdramen „Orlando Palatino“ und „Alessandro il grande“, 1783 die „Armida“, von der er selbst an Astaria schreibt, sie sei den 24. Februar 1784 bereits zum vierten Mal unter ausserordentlichem Beifall über die Bühne gegangen. Noch mögen erwähnt werden: „L'Incontro imprevisto“, „La Speciale“,

„La Pescatrice“, „Il mundo della Luna“, L'infedelta fedele“, „Dido“, „Die bestrafte Rachgier oder das abgebrannte Haus.“ Was die massenhaften Instrumentalcompositionen der Esterhaz-Eisenstädter Periode anbelangt, so wollen wir nur der Entstehungsgeschichte der sog. Abschiedssymphonie kurz gedenken, weil sie zugleich das schöne Verhältniss unseres Meisters zu den ihm untergebenen Capellmitgliedern, seine rührende Sorge für möglichste Erfüllung ihrer Herzenswünsche bezeugt. Während des Sommeraufenthaltes in Esterhaz mussten die Musiker die Gesellschaft ihrer Frauen entbehren, was den jungen Leuten sauer genug ankam. Die verliebten Seufzer, mit denen sie namentlich gegen Ende der Trennungszeit die Schlossräume zu erfüllen pflegten, scheinen dem Fürsten Nicolaus Spass bereitet zu haben. Im Herbst 1772 liess er der Capelle unversehens vermelden, der normale sechsmonatliche Aufenthalt zu Esterhaz solle diesmal um zwei Monate verlängert werden. Die betroffenen Ehemänner bestürmten Haydn, er möge auf irgend eine Weise Rath schaffen. Die Lage war kritisch genug. Eine Bittschrift, welche dem Fürsten die sehnsuchtskranken Herzen seiner Musiker enthüllt hätte, würde selbstverständlich neuen Stoff zum Lachen abgegeben haben. Haydns Genie kam ihm zu Hülfe. An einem der nächsten Musikabende legte er eine Symphonie in Fis-moll auf. Mitten in der leidenschaftlich bewegten Composition endigt eine Stimme: der Spieler packt geräuschlos die Noten zusammen, nimmt sein Instrument unter den Arm, löscht seine Lichter aus und geht weg. Bald endigt eine zweite Stimme, deren Repräsentant dem ersten folgt. Ein Dritter und Vierter machen es ebenso. Das Orchester wird dunkel und öde. Endlich löscht Haydn selbst die Lichter und entfernt sich. Nur Tomasini, dessen Solospiel der Fürst bevorzugte,

bleibt vor dem Verwunderten zurück. Dann endet das Stück und auch der Primgeiger verschwindet. „Wenn sie alle gehen, so müssen wir auch gehen,“ meint Fürst Nicolaus und erhebt sich. Im Vorzimmer findet er seine Virtuosen erwartungsvoll zusammengedrängt. „Haydn“, redet er seinen Capellmeister lächelnd an, „ich habe es verstanden, morgen mögen die Herren alle reisen.“ — Wir haben bereits erwähnt, dass Haydn im Winter ziemlich regelmässig für einige Wochen, oft sogar mehrere Monate nach Wien kam. Lange Zeit betrachtete er diese Ferientage in der Kaiserstadt bloß als anregende Unterbrechung seines gleichmässig stillen, arbeitsvollen Capellmeisterlebens und kehrte jeweilen ungetheilten Herzens nach Eisenstadt-Esterhaz in seine amtliche Stellung zurück, die ihn vollständig befriedigte. Erst im Verlauf der Achtziger-Jahre sollte dies wesentlich anders werden. Die Zeit des Lernens war vorüber. Der Tondichter stand auf der Höhe der Meisterschaft. In langjähriger practischer Bethätigung hatte er sich eine Form-sicherheit, eine tiefgehende Kenntniss alles technischen, besonders aber des orchestralen Apparates angeeignet, die ihn denselben mit unbedingter Souveränität beherrschen liess. Wie konnte es ausbleiben, dass er zwischen den ungenügenden Kräften, die ihm am Hofe seines Fürsten zu Gebote standen, und dem volltönenden Orchester der Hauptstadt Vergleichen anstellte, dass er die Beschränktheit seiner Verhältnisse, all' die Schattenseiten seines enggezogenen Wirkungskreises mehr und mehr erkannte! — Dazu kamen persönliche Beziehungen mancherlei Art, die ihn mit immer stärkeren Banden an Wien fesselten. In Esterhaz war er mit Leopold von Genzinger, dem Leibarzt des Fürsten Nicolaus Joseph bekannt und so befreundet worden, dass er in der Kaiserstadt sein regelmässiger Gast wurde. Gen-

zingers Gattin, Maria Anna, war eine vielseitig unterrichtete Frau und so treffliche Clavierspielerin, dass sie Orchesterstücke Haydns ohne alle Beihülfe mit feinstem Geschmack aus der Partitur auf den Flügel übertrug. Unterm 10. Juni 1789 sandte sie ein transcribirtes Andante an Haydn und wurde durch dessen freudigen Beifall ermuthigt, die übrigen Stücke der betreffenden Symphonie folgen zu lassen. Bei diesem Anlass entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen Beiden, der auch während Haydns erstem Aufenthalt in England fortgesetzt wurde und dem wir die interessantesten Aufschlüsse über letzteren verdanken. Im Genzinger'schen Hause verkehrten die bedeutendsten Künstler Wiens. Haydn traf dort ausser seinem Bruder Michael wiederholt Dittersdorf, Mozart, Albrechtsberger und verlebte im zwanglosen Verkehr mit ihnen an der gastlichen Tafel des Doctors Geist und Sinne gleichmässig erfrischende Stunden. Was Wunder, dass ihm unter solchen Verhältnissen die Rückkehr nach seiner ultima Thule in Ungarn schwer und schwerer ward und dass er, als sich der Wiener Winteraufenthalt von 1789/90 aussergewöhnlich kurz gestaltete, seiner Freundin jenen Klagebrief schrieb, der mit den charakteristischen Worten beginnt: „Nun — da sitz ich in meiner Einöde — verlassen wie ein armer Waiss — fast ohne menschliche Gesellschaft — traurig — voll der Erinnerung vergangener Edlen Tage — ja leyder Vergangenen.“ — Trotz alledem hätte es Haydn nicht über's Herz gebracht, den Fürsten zu verlassen, dem er sein Bestes verdankte, dem er bis zum Tode treu zu dienen gelobt. Schon um das Jahr 1785 war eine starke Versuchung an unsern Künstler herangetreten, indem die kurz vorher unter dem Protectorat Lord Abingdons und dem Namen der „Professional-Concerte“ entstandene Gesellschaft zu London mit

ihm in Correspondenz trat und ihn zu einer Reise nach der englischen Capitale zu bewegen versuchte. Dass Haydn wenigstens einen Augenblick schwankte, geht aus einem Brief vom 8. April 1787 an W. Forster hervor. Bald darauf, im Jahre 1788 hatte sich der Concertmeister Peter Salomon, der mit Gründung eines selbstständigen Concertinstitutes in London umging, an Haydn gemacht und alle Hebel angesetzt, um ihn zu seiner Unterstützung über den Canal zu locken. Zum zweiten Mal widerstand Haydn, wie er denn auch gleichzeitig Einladungen des Fürsten Oettingen-Wallerstein sowie des Königs beider Sicilien für einmal ablehnte und blos den Auftrag übernahm, einige Compositionen an den letzterwähnten Hof zu liefern. Da zerbrach eine wohlthätige Schicksalsfügung die Kette, welche dem Tondichter eine immer schwerere Last zu werden drohte. Schon am 25. Februar 1790 hatte die Gemahlin des Fürsten Nicolaus Joseph das Zeitliche gesegnet. Am 28. September gleichen Jahres folgte ihr der Fürst, der den Verlust seiner Lebensgefährtin nicht zu verwinden vermochte, in die Gruft nach. Er hatte Haydn in seinem Testament eine lebenslängliche Pension von 1000 Gulden ausgesetzt, welche der Nachfolger Paul Anton noch um 400 Gulden vermehrte. Auch musste Haydn, obschon der letzterwähnte Fürst wenig Sinn für Musik besass und daher die Capelle bald nach seinem Regierungsantritt auflöste, den Titel Fürstlich Esterhazy'scher Capellmeister beibehalten. So war denn unser Meister wieder auf eigene Füße gestellt. Er verkaufte sofort sein kleines Haus in Eisenstadt für 1500 Gulden und siedelte noch im Herbst 1790 nach dem geliebten Wien über, wo er zunächst bei seinem Freunde Hamberger auf der Wasserkunstbastei Nr. 1196 eine Wohnung in Miethe nahm. Kaum hatte er sich

behaglich eingerichtet, als eines Tages im November 1790 der bereits von uns erwähnte Joh. Peter Salomon bei ihm eintrat und die eben so zuversichtlichen wie inhaltsschweren Worte an ihn richtete: „Ich komme Sie abzuholen.“ Salomon hatte im Auftrag Sir John Gallini's, des Eigenthümers der Hannover square rooms und Leiters der Aufführungen im Drury-Lane-Theater zu London, für die nächste italienische Saison daselbst Sänger engagirt und war über Leipzig und Köln auf der Rückreise begriffen, als er Kunde vom Tod des Fürsten Esterhazy erhielt. Sofort reiste er nach Wien. Er offerirte Haydn für die Composition und Direction sechs neuer Symphonien 300 Pfund Sterling, ferner 200 Pfund für das Verlagsrecht, endlich ein garantirtes Benefice-Concert zu 200 Pfund, und versprach überdies, für seine Bequemlichkeit in der englischen Hauptstadt nach Kräften Sorge zu tragen. Haydn, der sich trotz seiner 58 Jahre jugendlich frisch und kräftig fühlte, der eine neue glänzende Laufbahn vor seinen Augen eröffnet sah, besann sich nicht lange und schlug ein, obschon manche seiner Freunde über das Unternehmen den Kopf schüttelten. Zu diesen Bedenklichen gehörte insbesondere auch Mozart, der kurz zuvor ein ähnliches Anerbieten zurückgewiesen hatte. Haydn stand mit dem congenialen Meister auf dem Fusse herzlichster Freundschaft. Wie neidlos einer die Künstlergrösse des andern ehrte, sei nur durch einige wenige Züge angedeutet. Als Haydn während seines Winteraufenthaltes im Februar 1785 drei neue Quartette Wolfgang's hörte, wandte er sich mit den begeisterten Worten zu dem gleichfalls anwesenden Vater Leopold Mozart: „Ich sage Ihnen vor Gott und als ein ehrlicher Mann, dass ich Ihren Sohn für den grössten Componisten anerkenne, von dem ich nur immer gehört.“ Und in ganz ähnlicher Weise bemerkte

er in einer Gesellschaft, die über den Werth des Don Juan certirte und seine Meinung zu erfahren wünschte: „Ich kann den Streit nicht ausmachen, aber das weiss ich, dass Mozart der grösste Componist ist, den die Welt jetzt hat.“ Im December 1787 schrieb Haydn an den Proviantoberverwalter Roth in Prag: „Könnte ich jedem Musikfreund, besonders aber den Grossen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so grossen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde, so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen. Prag soll den theuren Mann festhalten — aber auch belohnen; denn ohne dieses ist die Geschichte grosser Genien traurig und gibt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum ferneren Bestreben, weswegen leider! so viel hoffnungsvolle Geister darnieder liegen. Mich zürnt es, dass dieser einzige Mozart noch nicht bey einem kaiserlichen oder königlichen Hofe engagirt ist. Verzeihen Sie, wenn ich aus dem Geleise komme, aber ich habe den Mann zu lieb.“ — Und ebenso rückhaltlos anerkennend verhielt sich Mozart gegenüber Haydn. In der Zueignungsschrift seiner sechs herrlichen Streichquartette bringt er dem Letztern diese Werke als Frucht einer langen und mühevollen Arbeit dar, „durch seinen Beifall ermuthigt, wie ein Vater seine Kinder einem bewährten Freunde von hohem Ansehen und Ruf vertraut, dass er sie vorsichtig aufnehme und vertrete,“ und als sich die Freunde über den demüthigen Ton dieser Widmung wunderten, erklärte ihnen Wolfgang: „Das war Schuldigkeit, denn von Haydn habe ich gelernt, wie man Quartette schreiben muss.“ „Keiner kann alles,“ so hörte man Mozart wiederholt sagen, „schäkern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung, und Alles



gleich gut wie Joseph Haydn.“ — Als der eitle Clavier-virtuos Leopold Kotzebuh nach Anhörung eines neuen Haydn'schen Quartettes zu Mozart bemerkte: „Das hätte ich nicht so gemacht“, fertigte ihn der letztere mit der schlagenden Antwort ab: „Ich auch nicht, aber wissen Sie warum, weil weder Sie noch ich auf den Einfall gekommen wären.“ Mozart pflegte Haydn Papa zu nennen. Auch dutzten sie sich, wie Sophie Haybl erzählt. Am Tag der Abreise Haydns nach England, 15. December 1790, konnte sich Mozart nicht von dem Gefährten trennen. Sie speiseten zusammen und als Wolfgang Abends spät aufbrach, rief er mit thränenverschleiertem Blick: „Wir werden uns wohl das letzte Lebewohl in diesem Leben sagen.“ Auch Haydn war tief ergriffen und obwohl er den fassungslosen Freund zu beruhigen versuchte, ihn darauf hinwies, dass er bei vollen Kräften sei und dass man seine Sprache durch die ganze Welt verstehe, umschauerten auch seine Seele ernste Todesgedanken. Als unser Meister zwei Jahre später ruhmbedeckt und lebensfreudiger denn je zurückkehrte, fand er Mozart nicht mehr. „Die Nachwelt bekommt nicht in hundert Jahren wieder ein solches Talent,“ hatte er, das Blatt mit seinen Thränen befeuchtend, an Marianne von Genzinger geschrieben, als ihn diese Ende 1781 von des Kameraden Tod benachrichtigt. — Die Reise Haydns und Salomons ging über München, Bonn, Brüssel nach Calais. In Bonn führte die treffliche Hofcapelle zu Ehren des Meisters eine Messe von ihm auf. Am 31. December kamen unsere Reisenden in Calais an und fuhren am Neujahrstage 1791 über den Canal. Haydn gibt in einem Brief d. d. 8. Januar an Frau von Genzinger eine anmuthige Schilderung der Seereise, welche bei ziemlich windstillen Witterung volle neun Stunden dauerte und ihm daher Gelegenheit bot, das Meer,

dies „ungeheure Thier“, sattsam zu betrachten. Am 2. Januar 1791 trafen sie in London ein, wo der „Morning-Chronicle“ schon den 29. December 1790 den Componisten mit den emphatischen Worten angekündigt: „Haydn kommt, dessen Name einem Thurm an Stärke gleicht und zu dem die Liebhaber der Instrumentalmusik als zu ihrem Gott der Wissenschaft aufblicken.“ Die erste Nacht verbrachte Haydn bei dem Musikalienverleger Bland in der City, während Salomon für die Herrichtung der erforderlichen Zimmer in dem von ihm bewohnten Haus, Nr. 18 Great Pulteney Street, Golden Square, Sorge trug. Der dortige Hausherr, ein italienischer Koch, sorgte zugleich für die leiblichen Bedürfnisse der Künstler. Haydn hielt gemeinschaftlich mit Salomon um 4 Uhr Mittagstisch, während der Morgen zunächst den nothwendigsten Besuchen, später compositorischer Thätigkeit gewidmet wurde. Von allen Seiten kam man unserm Tondichter mit ehrendster Höflichkeit entgegen. Dr. Burney, damals Organist in Chelsea, feierte seine Ankunft in Versen als segensbringendes Ereigniss für sämmtliche Musikfreunde, das sie Salomon zu danken hätten. Neben den Gesandten von Oesterreich und Neapel, Graf Stadion und Prinz von Castelcicala, welch' letzterem Haydn Seitens des Königs von Neapel selbst empfohlen war, nahmen sich besonders die Musiker Dusseck, Clementi, Storace, Kelly, Atwood, Baumgarten, Cramer, Gyrowetz seiner mit Rath und That an. Gesellschaften wurden veranstaltet, bei denen er die Kunstgenossen durch den Vortrag heiterer deutscher Lieder erfreute. Als Haydn am 6. Januar im Concert der Academie of ancient Music erschien, empfing man ihn mit allen Zeichen der Hochachtung und wies ihm beim Bankett von 200 Gedecken, das der Aufführung folgte, den Ehrenplatz an. Haydn trank, wie er selbst berichtet, die har-

monische Gesundheit in Burgunderwein sämtlichen Anwesenden zu, welche es erwiderten. Am 18. Januar, dem Geburtstag der Königin, führten ihn Sir John Gallini, Mr. Wills und Salomon beim Hofball in St. James Palast ein. Der Prinz von Wales machte ihm eine höfliche Verbeugung und „Jedermann bezeugte seinen Respect.“ Schon am 15. Januar war die Ankündigung der 12 Subscriptions-Concerte Salomons, deren Abonnementspreis 5 Guineen betrug, erschienen. Der Beginn des Cyclus verzögerte sich indess dadurch, dass den dafür engagierten Sängern Sign. David und Signora Capelletti nicht gestattet wurde, vor Eröffnung der Oper anderswo aufzutreten. So kamen die Professionals Salomon zuvor, indem sie mit ihren Aufführungen am 7. Februar den Anfang machten. Obschon die ausgesprochene Rivalität der beiden Concertinstitute sowie das vergebliche Bemühen der „Fachmusiker“, Haydn zu sich herüberzuziehen, von Anfang an eine gewisse feindselige Spannung erzeugt hatten und bereits verschiedene Zeitungsartikel erschienen waren, die unsern Meister auf Kosten seines Schülers Pleyel herabzusetzen versuchten, wurde Haydn doch mit einer Freikarte für sämtliche Concerte der gegnerischen Gesellschaft ausgestattet und gleich in das erste Programm ein Quartett und eine Symphonie von ihm aufgenommen. Der anwesende Componist machte dem Orchester das Compliment, dass er die betreffenden Werke noch nie so ausgezeichnet habe vorführen hören. Am 11. März endlich, den gleichen Abend, an welchem die Oratorien-Aufführungen in Covent-Garden ihren Anfang nahmen, fand das erste Salomon-Concert in Hanover Square Rooms statt. Das Orchester bestand aus 16 Violinen, 4 Bratschen, 3 Celli, 4 Contrabässen, Flöte, Oboe, Fagott, Hörnern, Trompeten und Pauken, in Summa 40 Mitgliedern. Haydn hatte sich ausbedungen, dass seine



neuen Symphonien jeweilen zur Eröffnung des zweiten Theils gespielt werden sollten. So figurirte denn seine grosse D-dur-Symphonie, die zweite der sogenannten Salomon-symphonien, an dieser Stelle des Programmes. Die Aufnahme des Werkes Seitens des ebenso gewählten wie zahlreichen Publicums war die glänzendste; das Adagio musste wiederholt werden. „Nie vielleicht“, hiess es im „Morning Chronicle“, „hatten wir einen reichern musikalischen Genuss. Freilich ist es nicht zu verwundern, dass Haydn den für Musik empfänglichen Herzen ein Gegenstand der Verehrung, ja Anbetung sein muss; denn gleich unserm Shakespeare bewegt und regiert er die Leidenschaften nach seinem Willen.“ Schon jetzt hörte man die freudige Erwartung aussprechen, Haydn, „das erste musikalische Genie des Zeitalters“, werde seinen dauernden Wohnsitz in England nehmen. Noch höher gingen die Beifallswogen im zweiten Salomon-Concert vom 18. März, welchem der Prinz von Wales anwohnte und wobei die Symphonie des ersten Concertabends „auf besonderes Verlangen“ wiederholt wurde. Aehnliches geschah von nun an fast bei jeder Aufführung. Auch der Erfolg des Benefice-Concertes unseres Meisters vom 16. Mai überstieg seine kühnsten Erwartungen. Das Billet kostete eine halbe Guinee. Die Einnahme betrug 350 Pfund Sterling. Zur Aufführung gelangten zwei neue Symphonien, eine Arie mit obligater Oboe- und Fagottbegleitung, eine Cantate von Pachierotti gesungen, endlich ein Chor-Finale. Auf Verlangen mehrerer hochgestellter Musikfreunde führte Haydn am 30. Mai in Hanover Square Rooms den Londonern auch seine „Sieben Worte“ mit den ersten Kräften zu allgemeinsten Erbauung vor. — Einen Hochgenuss bereitete unserm Tondichter die grosse musikalische Erinnerungsfeier an Händel, welche den 23., 26., 28. Mai und 1. Juni fest-

stehender Sitte gemäss in der Westminster-Abtei stattfand und deren Erlös für die Söhne verarmter Geistlicher und das Middlesex-Hospital bestimmt war. „Er ist der Meister von uns Allen“, rief Haydn wiederholt aus, während ihm die hellen Thränen über die Wangen rollten. — War auch die Nachricht des „Gazeteer“ vom 18. April, der berühmte Haydn habe beschlossen, den Sitz seines Reiches in der englischen Metropolis aufzuschlagen, aus der Luft gegriffen, so vermochte doch Salomon unmittelbar nach Beendigung der ersten Serie den Subscribenten anzukündigen, dass die Concerte im folgenden Jahr unter abermaligem Beistand Haydns fortgesetzt würden. Am 6., 7. und 8. Juli 1791 fand zu Oxford die alljährlich wiederkehrende Gedächtnissfeier für die Gründer und Unterstützer der Universität statt, mit welcher alle drei Jahre eine grössere musikalische Aufführung verbunden war. Preisgekrönte Werke wurden dabei im Universitätstheater aufgeführt und Doctorwürden gegen Erlegung von 100 Guineen, aber auch honoris causa an verdiente Personen ertheilt. Salomon und Dr. Burney bewogen Haydn, die Oxforder Festivitäten mitzumachen, welche gerade dies Jahr durch drei grosse Concerte mit den ersten Künstlern des Inselreichs besondern Glanz empfingen. Vor Anfang der zweiten Abtheilung des ersten Concertes, am 6. Juli, führte Dr. Hayee unseren Tondichter der illustren Versammlung vor, die ihn mit der „seinem grossen und ungewöhnlichen Talent“ gebührenden Ehrerbietung empfing. Da Haydn zu spät in Oxford erschienen war, um für seine speciell zu dieser Feier componirte Symphonie eine Probe abhalten zu können, verschob man die Aufführung des neuen Werkes auf das zweite Concert vom 7. Juli, fügte indess eine andere Haydn'sche Symphonie in's Programm ein. Beide Compositionen wurden enthusiastisch

aufgenommen. Beim öffentlichen Actus vom 8. Juli figurirte des Tondichters Name unter Denjenigen, welchen man die Doctorwürde verliehen und als Haydn Abends zum abschliessenden musikalischen Theil des Festes bereits im Doctorkleide, schwarzseidenem Mantel und viereckiger Mütze mit Quasten vor der Versammlung erschien, den Saum des Mantels mit seiner Rechten ergriff, und in die Höhe hielt, erregte dieser stumme Ausdruck des Dankes einen begeisterten Beifallssturm, wie er noch selten die ehrwürdigen Hallen durchbraust hatte. Nach London zurückgekehrt, schrieb Haydn einen Canon cancricans a tre nieder und sandte ihn mit einem verbindlichen Dankschreiben an die Universität. Die sommerlich warmen Augusttage gaben Veranlassung zu verschiedenen Ausflügen. So befand er sich Anfangs genannten Monats auf dem 12 Meilen von London entfernten Landgut des Banquier Brassy, dessen Tochter seine Schülerin geworden war, und wenige Wochen später fuhr er mit Mr. Fraser von der Westminster-Brücke auf der Themse bis Richmond, „allwo wir“, wie es in dem Londoner Tagebuch heisst, „auf einer Insel speisten, wir waren 24 Personen nebst einer Feldmusic.“ — Mitten in diesen fröhlichen Zerstreuungen überraschte Haydn ein Brief seines Fürsten, der ihn zur Composition einer Oper für eine bevorstehende Festlichkeit nach Esterhaz zurückberief. Haydn konnte natürlich nicht Folge leisten und machte sich auf ernste Auseinandersetzungen gefasst. Als er indess heimgekehrt war, bemerkte der Fürst blos, „Haydn, Sie hätten mir 40000 Gulden ersparen können“, mit welchem milden Vorwurf die Sache ihre Erledigung fand. — Als die Londoner Wintersaison herannahte, machten die „Fachmusiker“ erneute Versuche, den Meister auf ihre Seite zu bringen. Allein derselbe blieb standhaft. „Ich will dem Gallini

und Salomon nicht wortbrüchig werden, oder ihnen durch schmutzige Gewinnsucht Schaden zufügen“, waren seine Worte und als die Presse abermals sein Genie herabzusetzen begann, als man Anfangs November lesen konnte: Weil Haydn sich ausgeschrieben, werde sein berühmter Schüler Pleyel nach London kommen und für die Professional-Concerte componiren, da schrieb er gottvertrauend in sein Tagebuch: „Ich war von Jugend auf dem Neide ausgesetzt, wundere mich demnach nicht, wenn man auch dermalen mein wenig Talent ganz zu unterdrücken sucht; allein der Obere ist meine Stütze.“ — Nachdem Haydn den 5. und 9. November dem städtischen Fest zu Ehren des neu-ernannten Lord-Major sowie dem Abschiedsdiner des Abtretenden beigewohnt und dabei die unglaubliche Leistungsfähigkeit der Insulaner in gastronomischen Dingen kennen gelernt hatte, brachte er wiederum 14 Tage bei einem kunstsinnigen Lord auf dem Lande zu. Am 23. November hatte die Vermählung des Herzogs von York, zweiten Sohnes des Königs, mit Friederike Charlotte Ulrike, der ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preussen stattgefunden. Da beide musikalisch waren, luden sie Haydn auf's dringendste ein, ihnen auf Schloss Oatlands, wo sie sich bis zur Einrichtung ihrer Stadtwohnung Melbourne-House aufhielten, einen Besuch abzustatten. Haydn leistete Folge und verlebte auf dem erwähnten Schloss in der Grafschaft Surrey zwei vom feinsten Wohlgeruch fürstlicher Liebenswürdigkeit durchduftete Tage. „Die Herzogin“, schreibt er, „bliebe am zweiten Tag von 10 Uhr Abends, allwo die Music anfinke, bis 2 Uhr nach Mitternacht beständig neben mir, es wurde nichts als Haydn'sche Music gespielt, ich dirigirte die Sinfonien am Clavier. Die liebe kleine sass neben meiner an der linken Hand, und sumste alle stücke

auswändig mit, weil Sie solche so oft in Berlin hörte. Der Prinz v. Wallys sass an meiner rechten Seite und spielte das Violoncello so ziemlich gut mit, ich musste auch singen.“ — Schon Mitte November hatte Haydn im Haymarket-Kingstheater die weltberühmte Sängerin Gertrud Mara gehört, „die sich neuerdings allgemeine Raserei an Applaus erwarb.“ Am 10. December lauschte er auch der jugendfrischen Stimme ihrer spätern grossen Rivalin Mrs. Billington, die damals im Covent-Garden zum ersten Mal auftrat. „Sie sang an diesem Abend etwas furchtsam, doch sehr gut“, lautet eine bezügliche Notiz des Tagebuchs. Am 14. December speiste Haydn bei Mr. Shaw, dessen Gemahlin, „das schönste Weib, so er jemals gesehen“, ihn mit einer Stecknadel beschenkte. Eben hatte er einen tüchtigen „Englischen“ Rheumatismus glücklich überwunden, als am 23. December sein früherer Schüler und nun prædestinirter Rivale Pleyel in London eintraf und schräg gegenüber der Wohnung seines Lehrers Logis bezog. Von dem schönen Verhältniss, in welches die deutschen Musiker sofort zu einander traten, gibt folgende Briefstelle Haydns wohlthuenden Ausdruck: „Pleyel zeigte sich bei seiner Ankunft gegen mich so bescheiden, dass er neuerdings meine Liebe gewann, wir sind sehr oft zusammen, das macht ihm Ehre und er weiss seinen Vater zu schätzen. Wir werden unsern Ruhm gleich theilen und jeder vergnügt nach Hause gehen.“ Am Weihnachtstag speisten die Tonkünstler zusammen nach englischer Sitte Rostbeef und Eberskopf, Plumpudding und Pastete und tranken am Sylvesterabend herzlich vereint bei der dampfenden Punschbowle das Wohl des fernen Vaterlandes. Da Haydn gleich Pleyel es übernommen hatte, für jeden Concertabend ein neues Werk zu liefern, und da er sich zudem auf Wunsch der Verleger W. Napier in London und



Thomson in Edinburg anheischig gemacht, eine Reihe schottischer Lieder für dieselben zu bearbeiten, war seine Thätigkeit nunmehr die intensivste. Wiederholt klagt er in den Briefen an Frau von Genzinger über die Erschöpfung, die schlaflosen Nächte und Augenleiden, die ihm seine beständige geistige und physische Anstrengung bereite. „Wenn Euer Gnaden sähen, wie ich hier in London seccirt werde, um allen den Privatmusicken beizuwohnen und die Menge der Arbeit, so man mir aufbürdet, würden Sie, gnädige Frau, mit mir und über mich das grösste Mitleid haben.“ Am 13. Februar fand das erste Professional-Concert statt, zu dem Haydn wiederum als Gast geladen war und an dessen Spitze eine seiner Symphonien stand. Am 17. Februar wurden die Salomon-Concerte mit einer Pleyel'schen Symphonie eröffnet. Die neue von Haydn, Nr. 6 in D-dur, welche den zweiten Theil zierte, erfreute sich solchen Beifalls, dass man sie im zweiten, achten und zwölften Concert wiederholte. Das zweite Concert brachte unter Andern den von Haydn nach einem Text John Wolcots für gemischten Chor mit Orchesterbegleitung componirten „Sturm“, dessen drastische Tonmalerei ausserordentlich gefiel. Im sechsten Concert erlebte die Symphonie mit dem Paukenschlag ihre erste Aufführung. „Da werden die Weiber aufschreien,“ hatte Haydn lächelnd zu Gyrowetz bemerkt, als er ihm das Andante brühwarm vorspielte und in der That war der Effect jener jählings hereinbrechenden Fortissimostelle ein durchschlagender. Ein geistvoller Kritiker verglich den Satz, welchem die Engländer den Namen „the surprise“ beilegen, mit dem Zustand einer schönen Schäferin, die durch das Plätschern eines fernen Wasserfalls in Schlummer gelullt, durch einen unerwarteten Flintenschuss aufgeschreckt wird. — Im Frühjahr 1791 mehren sich des Meisters Klagen



über die ihm auferlegte erdrückende Arbeitslast. Am 17. März musste er sich zur Ader lassen und wenige Tage später schrieb er seufzend an Frau von Genzinger: „Ich werde meinem lieben Gott danken, wenn ich wie eher desto lieber werde London verlassen können.“ Trotzdem entzog er sich auch jetzt nicht, wenn seine Hülfe zu musikalischen Zwecken in Anspruch genommen wurde. So wirkte er am 20. März in dem Concert der Schwestern Abrams, den 26. in einem solchen der Miss Corri als Dirigent mit. Am 3. Mai fand sein zweites Benefice-Concert statt. Das Programm umfasste zwei Symphonien, ein Concertante, eine Cantate und ein charakteristisches Chorfinale „Das Erdbeben“. Tags darauf kamen auch die ordentlichen 10 Salomon-Concerte zum Abschluss. Doch veranlasste der Zudrang des Publicums ihren Leiter, ein Extra-Concert zu veranstalten und die zugkräftigsten Werke der Saison nochmals zu wiederholen. Bei dieser auf den 6. Juni fallenden Aufführung wurden nicht weniger denn drei Haydn'sche Symphonien gespielt und so die Saison „mit dem grössten Eclat“ beschlossen.

Am 14. Juni fuhr Haydn nach dem königlichen Schloss Windsor, genoss von der Terrasse „die göttlich schöne Aussicht“, besuchte den Astronomen Herschel, der ihm seine Riesenteleskope erklärte, und machte schliesslich einen Abstecher nach Ascot-Heath, um sich daselbst an einem grossartigen Pferderennen zu ergötzen. Dann war es aber, wie er nach Wien schreibt, wirklich Zeit, den Koffer reparieren zu lassen. Noch die letzten Tage seines Londoner Aufenthaltes trieben eine überaus duftige künstlerische Blüthe, nämlich eine Anzahl Canzonetten, zu denen ihm Mrs. Anna Hunter den Text geliefert und welche von der Musikalien-Verlagshandlung Corri und Dusseck bestellt waren, darunter

das Seejungfernlied, das reizend naive: „Stets sagt die Mutter, putze dich“ und der Geistergesang. Bevor wir den Meister in die Heimath zurückbegleiten, müssen wir noch eines jener zarten Verhältnisse gedenken, welche, wie früher bemerkt, in seinem Leben hin und wieder auftraten. Bald nach Haydns Ankunft in London wendete sich eine Wittve Namens Miss Schröter, welche in James-Street Bakinghamgate ein eigenes Haus besass, mit der Bitte an ihn, er möchte ihr einige Clavierstunden geben. Der Unterricht begann sofort. Aus der begeisterten Verehrung, welche die Frau für den Lehrer erfüllte, wurde bald eine innige Liebe, deren beredte Zeugen uns in einer Reihe von Briefen erhalten sind. „Mein theuerster Haydn,“ heisst es einmal, „ich fühle für Sie die tiefste und zärtlichste Zuneigung, deren das menschliche Herz fähig ist,“ und in einem Zettel vom 6. Juni 1792: „In Wahrheit, mein Theuerster, keine Zunge vermag den Dank auszudrücken, den ich fühle für das unbegrenzte Vergnügen, das Ihre Musik mir verschafft. Empfangen Sie denn meinen tiefsten Dank dafür und lassen Sie mich mit herzlicher Zuneigung versichern, dass ich das Glück Ihrer Bekanntschaft als eine der höchsten Segnungen meines Lebens betrachte; es wird mein aufrichtigstes Bestreben sein, dasselbe zu erhalten, zu pflegen und mehr und mehr zu verdienen.“ Aus einer Verbindung Haydns mit seiner Gönnerin konnte leider nichts werden. Wie ihm aber noch in später Erinnerung an jene holden Londonertage das Herz aufging, das ergibt sich aus folgenden Worten, die er Jahre nachher über den vergilbten Blättern sitzend an seinen Biographen, den Maler Dies richtete: „Briefe von einer englischen Wittve in London, die mich liebte, aber sie war, ob sie gleich schon 60 Jahre zählte, noch eine schöne und lebenswürdige Frau, die ich, wenn ich damals ledig ge-

wesen wäre, sehr leicht geheirathet hätte.“ Eigenthümlich berührt es, wenn wir erfahren, dass während derselben Zeit ein Brief von Haydns Frau in London eintraf, worin sie ihm mit köstlicher Naivetät mittheilte, sie habe in einer Vorstadt Wiens, Steingasse Nr. 73, ein hübsches Häuschen nebst Garten gesehen, Haydn möchte ihr doch 2000 Gulden zum Ankauf senden, damit ihr das Heimwesen dereinst als Wittwensitz diene. Der Gatte fand sich nicht veranlasst, dem Wunsch seiner Eehälfte zu entsprechen. Wohl aber besah er sich nach seiner Rückkehr das Häuschen, fand Gefallen daran, kaufte es und liess ein Stockwerk darauf bauen, um es bald selbst als Wittwer zu bewohnen.

Die Abreise von London erfolgte wahrscheinlich Anfangs Juli. Bezüglich der Heimfahrt wissen wir nur, dass Haydn in Bonn abermals auf's ehrenvollste gefeiert wurde, dass ihm das kurfürstliche Orchester daselbst ein Frühstück gab und der junge Beethoven eine auf den Tod Leopolds II. componirte Cantate vorlegte. Bevor Haydn England verliess, hatte er dem Freunde Salomon versprechen müssen, baldmöglichst wiederzukehren und für eine neue Serie von Concerten abermals sechs Symphonien zu schreiben. Von verschiedenen Verlegern Londons waren ihm weitere Aufträge zu Compositionen mit heimgegeben worden. Es erklärt sich daher, wenn des Meisters Wienerzeit bis zur zweiten englischen Reise durch unablässige schöpferische Arbeit beinahe ganz ausgefüllt und an äussern Erlebnissen relativ arm ist. Des Ankaufs eines eigenen Hauses sowie des Concertes der Tonkünstler-Wittwen- und Waisen-Gesellschaft vom Winter 1793 wurde bereits Erwähnung gethan. Dagegen müssen wir einen Moment bei den Beziehungen verweilen, in welchen Beethoven während dieses Zeitraums zu Haydn stand. Höchst wahrscheinlich hatte man schon

anlässlich der Durchreise des Letztern durch Bonn die Verabredung getroffen, dass Beethoven Haydns Schüler werden sollte, und wäre der Erstere sofort mit dem Meister nach Wien gereist, hätte nicht vorerst der Consens des gerade damals bei der Krönung des Kaisers Franz in Frankfurt abwesenden Kurfürsten eingeholt werden müssen. So ging denn Beethoven erst Anfangs November nach der Kaiserstadt an der Donau ab, um sich auf Kosten seines Fürsten unter Haydns Leitung in der Satzkunst zu vervollkommen. Der Unterricht dauerte bis Ende des Jahres 1793. Beethoven machte rasch ausserordentliche Fortschritte. Er begleitete Haydn auch auf einem Ausflug nach Eisenstadt; ja der Letztere trug sich mit der Absicht, seinen Jünger nach London mitzunehmen. Doch wurde die Ausführung dieses Planes sowie überhaupt das Zustandekommen eines herzlichen Verhältnisses zwischen den beiden Tondichtern dadurch verunmöglicht, dass der in sich abgeschlossene Haydn das volle Zutrauen des eigenwilligen, revolutionär gestimmten Beethoven nicht zu gewinnen verstand. Soll doch der Lehrer dem Letztern die Veröffentlichung seiner bekannten Trios Op. 1 widerrathen haben, weil ihm die Neuerungen dieses Werkes allzu gewagt erschienen. Als dann vollends der von der Lection heimkehrende Beethoven eines Tages seinen Freund Johann Schenk auf der Strasse antraf und letzterer in dem Skizzenheft des Schülers mehrere von Haydn nicht corrigirte Fehler entdeckte, stand es für den misstrauischen Hitzkopf fest, dass der Alte es nicht ehrlich mit ihm meine, und jählings vertauschte er den Unterricht Haydns mit demjenigen Albrechtsbergers. Ja, seine Erregung war so intensiv, dass er auch später dem Wunsch seines Lehrers, er möchte sich auf dem Titel seiner ersten Werke „Schüler von Haydn“ nennen, keineswegs

willfahrte, vielmehr zu Ferdinand Ries äusserte: er habe zwar einigen Unterricht bei Haydn genommen, aber nie etwas von ihm gelernt. Während dies herbe Wort wohl kaum zu des Meisters Ohr gedrungen sein dürfte, vernahm derselbe mit inniger Rührung, wie ihn der Graf Carl Leonhard von Harrach während seiner Abwesenheit in England geehrt, indem er in seinem Park zu Rohrau ein Monument zu Ehren Haydns hatte errichten lassen, eine viereckige Säule mit verschiedenen Inschriften geschmückt und auf der Spitze eine 15 Zoll hohe Gipsbüste des Tondichters tragend. Inzwischen war die Wintersaison 1794 herangerückt. Mit Widerstreben und nur um der Verbindlichkeiten willen, die Haydn bereits in England eingegangen, ertheilte Fürst Paul Anton seinem Capellmeister die Erlaubniss zu seiner zweiten Londoner Reise. Am 19. Januar 1794 verliess der Meister Wien, um möglichst rasch sein Ziel zu erreichen. Als sich der Grenzbeamte im Städtchen Schärding nach seinem Stand erkundigte, antwortete Haydn unbefangen: „Ein Tonkünstler.“ — „Was ist das“, frug der Beamte einen anwesenden Collegen. „Nun, ein Hafner“, meinte dieser und Haydn bekräftigte mit ernster Miene: „Allerdings, und der da (der Bediente) ist mein Geselle.“ Zu Wiesbaden lernte er im Gasthof mehrere preussische Officiere kennen, die sich eben an der Paukenschlag-Symphonie erbauten. „Unmöglich,“ riefen die Musikfreunde aus, als der Componist sich ihnen vorstellte, „Haydn, und ein schon so bejahrter Mann und hier das Feuer in der Musik, unmöglich!“ Der Tondichter musste den Ungläubigen die Identität seiner Person durch Vorweisung des Dankschreibens darthun, welches ihm Friedrich Wilhelm II. nach Empfang der früher erwähnten Quartette zugesandt. Der Enthusiasmus über das unerwartete Zusammentreffen mit dem geliebten Meister war

dann um so herzlicher. Am 4. Februar traf Haydn in London ein, bezog in einem südlichen Stadttheil Nr. 1 Burgstreet, St. James, nahe beim Hause seiner Freundin Miss Schröter Logis und dirigitte schon am 10. Februar vom Clavier aus eine seiner Symphonien im ersten Salomon-Concert. Die Concertabende waren auf die Montage verlegt, der Subscriptionspreis wiederum auf 5 Guineen festgestellt worden. Zur Mitwirkung in dem Cyclus hatte Salomon die Mara, den Bassisten Fischer, die Geiger Viotti und Fiorillo engagirt. — Der Beifall, den die Werke Haydns fanden, war womöglich noch begeisterter, als in den frühern Jahrgängen, jede Opposition nunmehr verstummt. Im fünften Concert wurde eines seiner neuen Streichquartette wiederholt, ebenso die im vierten zur Aufführung gelangte Symphonie. Nach dem sechsten Concert hiess es in der Zeitung „the Oracle“: „Von Haydn, der nie fehlen darf, wurde eine frühere Symphonie aufgeführt, der zweite Satz wie gewöhnlich repetirt — in Anmuth und Kunst, was kommt dem gleich?!“ — Im zwölften Concert erschien die sogenannte Militärsymphonie Nr. 12 der Londoner. — Das Benefice-Concert Haydns vom 2. Mai 1794 war wiederum vom glänzendsten künstlerischen wie finanziellen Erfolg gekrönt. Es umfasste zwei Symphonien und ein Finale des Beneficianten, ferner ein von Dusseck gespieltes Clavier- und ein durch Viotti vorgetragenes Violin-Concert. Schon vorher hatte Haydn Mittheilung vom Tode des Fürsten Paul Anton, aber auch von der Absicht seines Nachfolgers, des gleich seinem Grossvater kunstbegeisterten Nicolaus von Esterhazy erhalten, die Capelle in ihrem ganzen Umfang wiederherzustellen. Haydn ging mit Freuden auf den Plan ein und versprach, sobald er seinen Londoner Verpflichtungen nachgekommen sein werde, sich wie ehemals dem Dienst

seines Fürsten zu widmen. Auch die Sommermonate des Jahres 1794 benutzte Haydn zu verschiedenen Ausflügen auf's Land. Sein geselliges Talent erklärt die vielfachen freundschaftlichen Beziehungen, in welche er dabei nicht bloß zu den Kunstcelebritäten, sondern zu den vornehmsten Kreisen des Inselreiches trat und das zwanglose Behagen, mit dem er sich darin bewegte. So finden wir ihn Ende August 1794 in der Grafschaft Surrey, mit seinem Gönner Sir Charles Rich die altberühmte Abtei Wawerley durchstreifend, im September mit Dr. Burney an dem Badeort Bath in der Grafschaft Somerset, Ende October mit dem Componisten W. Schield in Taplow. Grösste Ehre ward ihm übrigens auch bei diesem zweiten Londoner Besuch Seitens des königlichen Hofes selbst zu Theil. Am 1. Februar 1795 besuchte das Königspaar den Herzog und die Herzogin von York in ihrer Wohnung zu York-House Picadilly, wobei Haydn ebenfalls geladen war. Beim Abend-Concert spielte man nur Compositionen von ihm. Der Prinz von Wales stellte ihn dem König vor. „Dr. Haydn,“ redete ihn dieser in freundlicher Weise an, „Sie haben viel geschrieben.“ „Ja, Sire, mehr als gut ist,“ entgegnete der Tondichter, worauf der König einwandte: „Gewiss nicht, die Welt widerspricht dem.“ Er wurde dann auch vor die Königin geführt, die ihn bat, einige deutsche Lieder zu singen. „Ew. Majestät, meine Stimme ist jetzt nur noch so gross,“ sagte Haydn, indem er auf die Spitze seines kleinen Fingers deutete. Alles lachte herzlich, während sich der Meister an's Clavier setzte und sang: „Ich bin der Verliebteste.“ Auch nach Buckingham-house wurde Haydn von der Königin wiederholt geladen und zu seiner grossen Freude mit einem Händel'schen Manuscriptoratorium „Der Erlöser“ beschenkt. Man machte erneute Anstrengungen,



ihn an England zu fesseln. „Ich räume Ihnen des-Sommers eine Wohnung in Windsor ein,“ meinte die Königin, „und dann,“ fuhr sie, gegen den König gewendet, in schalkhaftem Tone fort, „dann machen wir zuweilen tête à tête Musik.“ „O auf Haydn eifre ich nicht,“ versetzte der König, „der ist ein guter, ehrlicher Deutscher.“ „Und diesen Ruf zu bewahren, mein grösster Stolz,“ fügte Haydn hinzu, indem er darauf hinwies, dass ihn treue Dankbarkeit an seinen Fürsten fessle und dass er daheim eine Frau habe. Das wäre doch kein Hinderniss, meinten die Höflinge. Aber Haydn bemerkte lächelnd: „O, die fährt nicht über die Donau, noch weniger über's Meer.“ Am 3. Februar empfing der Prinz von Wales seine Eltern in seinem Palast zu Carlton-house, wobei Haydn und Salomon das Abend-Concert dirigirten und wiederum fast nur Musik des Ersteren producirt wurde. Inzwischen hatte Salomon angekündigt, dass es ihm bei der gegenwärtigen Lage des Continents unmöglich geworden sei, die nöthigen Sänger für die in Aussicht genommene Concertserie zu gewinnen, dass er daher dies Unternehmen aufgeben müsse. Es freute ihn übrigens, dass der Plan, eine Nationalschule für Musik zu errichten, Anklang finde, auch wünsche er als Fachmusiker den projectirten Concerten im Opernhaus bestes Gedeihen und spreche Haydn und Viotti, die ihn am thatkräftigsten unterstützt, nochmals seinen wärmsten Dank aus. Die erwähnten Opern-Concerte im grossen neuen Saal des Königs-Theaters traten mit Anfang Februar wirklich in's Leben. Der Subscriptionspreis für neun, alle 14 Tage jeweilen Montags stattfindende Aufführungen betrug 4 Guineen. Das 60 Mann starke Orchester leitete Cramer, die ganze Unternehmung Viotti. Neben Haydn hatten auch Clementi, Martini, Bianchi neue Compositionen zugesagt.

Schon der erste Abend (2. Februar) brachte zwei Haydn'sche Symphonien. Aber auch bei den sechs Freitagabend-Concerten, die Dr. Arnold im Kings-Concert-Room dirigierte, war Haydn's Name am stärksten vertreten; ja seine Symphonien eröffneten, wie früher bei Salomon, regelmässig den zweiten Theil. Im April 1795 hatte die Vermählung des Prinzen von Wales Georg Friedrich August mit der Prinzessin Caroline Amalia Elisabeth von Braunschweig stattgefunden. Dieser Ehe, welche später eine so disharmonische, unselige werden sollte, schien anfänglich die Muse der Tonkunst ihre anmuthigste Weise zu geben. Der Prinz war ein tüchtiger Cellist und hielt sich eine 42 Mann starke Privatcapelle, die eines vorzüglichen Rufes genoss. Die Prinzessin sang und spielte Clavier. Bei den musikalischen Soiréen, welche das junge Paar in Carlton-house veranstaltete, bildete Haydn bald den Mittelpunkt. „Es wurde,“ heisst es in seinem Tagebuch, „eine alte Symphonie von mir gegeben, welche ich am Clavier accompagnirte, nachher ein Quartett; hierauf musste ich deutsche und englische Lieder singen. Die Prinzessin sang auch mit mir und spielte mit einnehmender Leutseligkeit ein Concert auf dem Pianoforte.“ Am 15., 17., 19. April fanden ähnliche Abendunterhaltungen statt. Noch von Wien aus sandte Haydn für die Direction von 26 Concerten eine Rechnung im Betrage von 100 Guineen an den Prinzen, die trotz der bereits von demselben contrahirten enormen Schulden ohne Anstand berichtet wurde. Das letzte Londoner Benefice-Concert unseres Meisters fiel auf den 4. Mai 1795. Der Saal war ausverkauft, der Applaus der auserlesenen Gesellschaft ein rauschender. „Ich nahm diesen Abend 4000 Gulden ein,“ schreibt Haydn seelenvergnügt in sein Tagebuch, „so etwas kann man nur in England machen.“ Auch in

den Concerten Kramers und der Madame Dusseck vom 1. und 29. Mai wirkte er mit und dirimirte verschiedene seiner Symphonien. Auf Verlangen einer grossen Anzahl Subscribenten fügte man den neun Opern-Concerten am 21. Mai und 1. Juni zwei weitere hinzu, deren Glanzpunkte wiederum Haydn'sche Werke bildeten. So war denn die Zeit der Abreise herangerückt. Von allen Seiten gingen Abschiedsgrüsse und Geschenke ein, die sprechenden Zeugen der Verehrung und Liebe, welche den Tondichter mitten in der brausenden Weltstadt umgaben. Clementi schenkte ihm einen Becher von Cocosnuss mit kunstvoller Silberarbeit, ein gewisser Tattersall eine auf schönem Untergerüst ruhende Silberschale als Zeichen des Dankes für die Bereitwilligkeit, mit der er sich an der Ausarbeitung eines Werkes zur Verbesserung des Kirchengesangs betheiligte hatte. Erhielt doch Haydn neun Jahre später noch von einem reichen Londoner Fabrikanten und Musikfreund William Gardiner zu Leicester durch Vermittlung Salomons ein herzliches Dankschreiben und sechs Paar wollene Strümpfe aus der Fabrik des Spenders, in welchen ebenso viele Themen aus Haydn'schen Compositionen eingewoben waren. — Tiefbewegten Herzens verliess der Meister London den 15. August 1795. Die beiden Reisen nach England hatten ihm eine Fülle von Ruhm und Ehre, überdiess einen materiellen Gewinn von 24000 Gulden eingetragen, wobei die Honorare für Compositionen (ausser den Salomon'schen), für Mitwirkung in Concerten sowie für Unterrichtsstunden nicht inbegriffen sind.

Schon am 18. December 1795 gab Haydn im kleinen Redoutensaal zu Wien eine musikalische Academie, in welcher den Musikfreunden der Kaiserstadt drei der Londoner Symphonien zu allgemeinem Entzücken vorgeführt wurden.

Auch am 8. Januar 1796 dirigitte der Meister im nämlichen Saal anlässlich des Concertes der Sängerin Sgr. Bolla mehrere seiner neuen Compositionen. — Die Jacobiner-Verfolgungen und zahlreichen Hinrichtungen in Oesterreich und Ungarn während des Jahres 1796 hatten den Grafen Saurau, spätern k. k. Oberstkanzler, veranlasst, Haydn zur Composition einer österreichischen Volkshymne aufzufordern, für die ihm der Dichter Haschka den Text geliefert. So entstand Anfangs 1797 das Lied „Gott erhalte Franz den Kaiser.“ Dasselbe erhielt unterm 28. Januar genannten Jahres die Imprimatur von des Grafen Saurau eigener Hand und wurde am 12. Februar, dem Geburtstag des Kaisers, in allen Theatern Wiens wie auch Triests, wo damals Erzherzog Ferdinand residirte, mit beispiellosem Enthusiasmus gesungen und gespielt. Der Kaiser belohnte Haydn für sein schlicht-herrliches Meisterwerk mit einem ansehnlichen Geldgeschenk und seinem Bilde. Die spätern Concerte, die Haydn arrangirte, oder in denen er mitwirkte, waren meist zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, wie beispielsweise eine grosse Aufführung des Jahres 1801 zum Besten der Verwundeten von Hohenlinden. Der Magistrat von Wien verlieh ihm in Anerkennung seiner aufopfernden, uneigennütigen Thätigkeit, deren finanzielles Gesamtergebniss zu 33,169 österreichischen Gulden beziffert wird, unterm 1. April 1801 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien und überreichte ihm am 10. Mai 1803 des Fernern eine zwölffache goldene Bürgermedaille. — Von der Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, mit der Haydn aber auch jüngern strebsamen Künstlern entgegenkam und ihre Wege zu ebnen sich bemühte, möge hier nur ein besonders anmuthiges Beispiel angeführt werden. 1796 war der Violinspieler und Tondichter Andreas Romberg von einer Kunstreise zurückkehrend, die er mit

seinem Vetter, dem trefflichen Cellisten Bernhard Romberg durch Italien gemacht, nach der österreichischen Kaiserstadt gekommen und hatte sich Haydn vorgestellt. Dieser veranlasste sofort, dass Andreas zu einer musikalischen Abendunterhaltung in einem der ersten Häuser Wiens geladen wurde. Freudiges Gemurmel durchlief den Saal, als unser Tondichter selbst die Stimmen zu einem neuen Quartett auflegte. „Vater Haydn hat was Neues.“ Das Quartett wurde vorzüglich vorgetragen und Alles drängte sich um den Meister, um ihn für die Composition zu beglückwünschen. Dieser aber wehrte mit schelmischem Nicken des Kopfes ab und sagte nach einer Pause: „Hat es Ihnen wirklich gefallen? Das ist mir sehr lieb, denn es ist von dem jungen Manne da!“ Dabei präsentirte er der Versammlung den jugendlichen Andreas, dessen Ruf in Wien hiedurch fest begründet war. Wir haben uns nun der Thätigkeit Haydns auf dem Gebiet des Oratoriums zuzuwenden, welche die Wienerjahre bis 1801 fast ganz ausfüllt. Schon während des zweiten Londoner-aufenthaltes hatte er sich mit der Absicht getragen, ein Oratorium zu schreiben. Der bekannte Musikenthusiast Graf von Abingdon empfahl ihm zu diesem Behuf Nedhams englische Uebersetzung von Seldons „Mare Clausum.“ Haydn machte sich auch an die Arbeit, fühlte indess bald, dass er der englischen Sprache nicht hinlänglich mächtig sei, um ein so umfangreiches Werk darin auszuführen. Es wurden daher nur eine Bassarie und ein Chor fertig. Später übergab ihm Salomon, welcher der Neigung des Tondichters zur Oratoriencomposition nach Kräften Vorschub leistete, einen bereits fertigen Text seines Freundes Lindley. Allein auch jetzt mangelte Haydn das nöthige Zutrauen zu seiner Sprachkenntniss. Er nahm indess das Libretto mit über den Canal und zeigte es in Wien seinem Gönner Gottfried



Baron van Swieten, dem Präfecten der Hofbibliothek und eifrigsten Musikförderer, der ihn schon früher mehrfach unterstützt und ihm zur zweiten Fahrt nach England einen bequemen Reisewagen geschenkt hatte. Van Swieten erbot sich sofort zur Uebersetzung und angemessenen Umänderung und legte dem Tondichter wenige Wochen später den Text zur „Schöpfung“ vor, wie wir ihn heute besitzen. Mit Feuereifer ging Haydn Anfangs 1797 an die Composition, die er im April des folgenden Jahres vollendete. Als Salomon vernahm, dass der Tondichter das neue Werk zuerst in Wien aufzuführen beabsichtige, drohte er ihm wegen gesetzwidriger Benutzung des Textes mit einem Process, erklärte sich indess bald durch Haydns Anerbieten befriedigt, ihm ein Exemplar der Originalpartitur zu überlassen. Er bezahlte für dieses die Summe von 30 Pfund Sterling und 16 Schilling Porto. Fast gleichzeitig hatte John Ashley, Dirigent der Oratorien im Covent-Garden, die „Schöpfung“ durch einen Courier der englischen Gesandtschaft zu Wien erhalten. Immerhin verzögerten sich die ersten Aufführungen des Oratoriums in London bis zum Frühjahr 1800, so dass man ihnen an der Donau zuvorkam. Hier hatten sich noch 1798 zehn Männer des kunstsinnigen österreichischen Adels zusammengethan und Haydn für Ueberlassung der Partitur die Summe von 700 Dukaten bezahlt. Sie bestritten die sämtlichen Kosten der ersten Aufführung, welche den 19. Januar 1799 im Schwarzenbergpalais stattfand, überliessen aber trotzdem in wahrhaft vornehmer Weise dem Componisten die ganze Einnahme von 4088 Gulden 30 Kreuzern als Geschenk und sandten ihm die Partitur zu beliebigem Verkauf an einen Verleger zurück. Der rauschende Beifall, welchen das Werk schon bei der ersten Wiedergabe gefunden, steigerte sich noch,

als dasselbe am 19. März zu Haydns *Benefice* wiederholt wurde. Ebenso glänzend war seine Aufnahme in London am 28. März und 21. April 1800. Im letzterwähnten Concert sangen die Frauen Mara und Dusseck, die Herren Small, Page, Tenman und Barthleman die Soli, während das treffliche Orchester der italienischen Oper die Begleitung übernommen hatte. „Die Aufführung,“ hiess es in der „Times“ vom 28. April, „die Aufführung des grossen Oratoriums „Die Schöpfung“ von Herrn Salomon zu seinem *Benefice* gegeben, rechtfertigte die Erwartungen, die man auf dessen Erfolg gesetzt hatte. Die Musik ist ausserordentlich grossartig und der überfüllte Saal vereinigte alle vorzüglichen Musikliebhaber Londons.“ Unmittelbar nachher begann der Triumphzug des Oratoriums durch die englischen Provinzen. Noch 1800 wurde es beim Musikfest zu Worcester, 1801 zu Hereford, 1802 zu Gloucester aufgeführt. Aber auch Frankreich zögerte nicht, sich die unvergleichliche „Schöpfung“ anzueignen. Am 24. December 1800 ward sie zum ersten Mal in der grossen Oper zu Paris gegeben. Napoleon Bonaparte entging glücklich der Verderben spendenden Höllmaschine, welche ihn auf dem Wege zu diesem Concert hätte vernichten sollen. Er verfolgte die Tondichtung bis an's Ende und schien einen tiefen Eindruck davon zu tragen. Die Künstler der Oper selbst riss das Werk dermaassen hin, dass sie Haydn eine von Gateaux gestochene goldene Ehren-Medaille übersandten, deren eine Seite des Meisters Brustbild, die andere eine antike Leier mit passender Inschrift zierte. Die verschiedenen Aufführungen trugen dem Componisten ein Gesammthonorar von 12000 Gulden ein. Freudig gehoben von dem grossartigen Erfolg hatte er sich bereits an die Composition eines zweiten ähnlichen Oratoriums gemacht. Wieder war es der feueireifrige Baron van Swieten,



der ihm den Text geliefert, eine deutsche Bearbeitung des Lehrgedichtes „The Seasons“, „Die Jahreszeiten“ von James Thomson. Beginn und Vollendung des Werkes fallen in das Jahr 1800. Die geistige Anstrengung, die sich Haydn dabei zumuthete, war aber auch so gross, dass er, kaum zum Abschluss gelangt, von einem heftigen Fieber erfasst wurde und sich viele Nächte hindurch in den buntesten musikalischen Phantasien erging. Auch diesmal erwirkte eine Anzahl österreichischer Adeliger das Recht der ersten Aufführungen, welche wiederum im Schwarzenberg-Palais den 24. und 27. April und den 1. Mai 1801 stattfanden. Haydn, der selbst dirigierte, wurde mit Beifall überschüttet. Das Verlagsrecht überliess er Breitkopf und Härtel gegen ein Honorar von 1000 Dukaten. Seine beste Kraft zusammenfassend, mit einer tondichterischen Begeisterung sondergleichen hatte der sich dem Greisenalter nähernde Meister in einem Zeitraum von wenigen Jahren die beiden umfangreichen Oratorien geschaffen. Wenn er, von einer Aufführung der „Schöpfung“ heimkehrend, seinen Zustand während der Direction derselben mit folgenden Worten schildert: „Bald war ich eiskalt am ganzen Leibe, bald überfiel mich eine glühende Hitze, und ich befürchtete mehr als einmal plötzlich vom Schlag gerührt zu werden,“ so dürfen wir wohl annehmen, dass seine Gemüthsbewegung während des Schaffens selbst nicht weniger intensiv, sein ganzes Wesen in tiefster Erregung war. Nun lagen die Oratorien vollendet vor ihm, aber auch das Nervensystem des 68jährigen Mannes hatte eine unheilbare Erschütterung erlitten. Im Jahre 1803 schuf er seine letzten Werke, eine Claviersonate für die Gemahlin des Generals Moreau, bekanntlich eine der vorzüglichsten Virtuosinnen der Zeit, und sein dreiundachtzigstes, unvollendet gebliebenes Streichquartett. Die massenhaften Ehren-



bezeugungen, welche die letzten Lebensjahre brachten, vermochten Haydn nur unvollkommen über den fortschreitenden Zerfall seiner Kräfte zu trösten. „Ich bin der Welt zu nichts mehr nütze,“ rief er wiederholt aus, „ich muss mich wie ein Kind warten und pflegen lassen, es wäre wohl Zeit, dass mich Gott zu sich rufe.“ Sein leidender Zustand mag wohl auch die Veranlassung gegeben haben, dass 1805 durch Pariser Zeitungen die Nachricht von Haydns Tod verbreitet, ja berichtet wurde, man habe zur Leichenfeier Mozarts Requiem aufgeführt. „Die guten Herren,“ rief der Tondichter aus, „ich bin ihnen recht zu Dank verpflichtet für die ungeahnte Ehre. Wenn ich um die Feier gewusst hätte, ich wäre selbst dahin gereist, um die Messe in eigener Person zu dirigiren. Im gleichen Jahr 1805 besuchten die Fürstin Esterhazy und ihre Tochter Haydn in seinem traulichen Häuschen, um dem alten Manne die Kunde vom Tod seines Bruders Johann auf möglichst schonende Weise persönlich zu überbringen. Durch das Wohlwollen seiner Fürstin erhielt er auch seit 1806 eine jährliche Zubusse zu seiner Capellmeisterbesoldung im Betrage von 600 Gulden. Ueberdiess stellte man ihm eine Equipage zur Disposition, wovon er indess keinen Gebrauch machte. Dagegen nahm er es dankbar an, dass ihn sein Fürst mit einem feinen, seiner Gesundheit zuträglichen Malaga versorgte. Nicht weniger rührend als die rücksichtsvolle Zartheit, die sich in all' diesen Zügen offenbart, erscheint der Abschied, welchen Cherubini nach fast einjährigem Aufenthalt zu Wien im Frühling 1806 von Haydn nahm. „Erlauben Sie,“ sagte der Letztere, „dass ich mich Ihren musikalischen Vater und Sie meinen Sohn nenne,“ und helle Thränen rollten über die Wangen des ernstesten Italieners, als ihm der hochverehrte Meister mit dem letzten Händedruck die Original-

---

partitur einer seiner Symphonien zum Andenken übergab. Im Frühjahr 1808 sollte Haydn eine Apotheose seines Genie's erleben, wie sie grossartiger und herzerhebender nicht gedacht werden konnte. Am 27. März führte der Wiener Musikverein in der Aula des Universitätsgebäudes die „Schöpfung“ auf. Als Haydn in den Saal trat, erhob sich das ganze Auditorium entblössten Hauptes. Trompeten und Pauken erschollen und Haydn wurde zur Fürstin Esterhazy geleitet, neben der er sich auf eigens für ihn hergerichteten Ehrensessel niederlassen musste. Schon vorher hatte man einige deutsche Stenzen von Collin und ein italienisches Sonett Carpani's, zum Ruhm des Meisters gedichtet, unter die Zuhörer vertheilt. Als nach dem Orchestervorspiel und dem einleitenden Bass-Recitativ des Erzengels Raphaël jener wunderherrliche Uebergang von C-moll und bez. F-moll nach C-dur erklang „Und es ward Licht,“ da erhob sich nach athemloser Stille brausender Beifall, der mit dem Jubelsturm der Chormassen und des Orchesters wetteiferte. „Das kömmt von oben,“ sagte der tiefbewegte Meister, gen Himmel deutend. Bis zum Schluss des ersten Theils folgte er der Wiedergabe seines Werkes, in dessen strahlenden Harmonieen er sich selbst kaum wiedererkannte. Dann musste man den Erschütterten aus dem Saal tragen. Der concertgebende Verein sandte ihm nach der Aufführung eine Ehrengabe von 500 Dukaten. Die erwähnten Huldigungen waren der glänzendste Lichtblick, der des Tondichters letzte Lebenszeit verklärte. Rasch zerfielen nun seine Kräfte. Das Gedächtniss, über dessen Abnahme er sich schon 1806 dem Freunde Dies gegenüber beklagte, versagte mehr und mehr. Das Gehen wurde ihm beschwerlich, da sich eine Geschwulst an den Füßen eingestellt hatte. Als frommer Katholik liess er sich daher noch 1808

am Feste des heiligen Peregrinus, des Schutzpatrons kranker Gliedmassen, vor das Servitenkloster fahren und eine Messe für sich lesen. Anfangs des Jahres 1809 schrieb er sein Testament nieder, in welchem er eine Menge von Legaten sowohl zu Gunsten frommer Stiftungen, wie ihm nahestehender Personen, namentlich solcher aussetzte, die ihm in seinen frühern unvergessenen Nöthen mit Rath oder That beigesprungen.

Im Frühling 1809 wälzte sich die entfesselte Kriegsfurie jählings gegen die österreichischen Erblande heran. Der Mai ward diesmal aus dem Wonne- zu einem Schreckensmonat für die Kaiserstadt, vor deren Thoren die siegreichrauschten Feinde standen. Am 10. fielen ganz in der Nähe der Wohnung unseres Meisters mehrere Kanonenschüsse. „Fürchtet euch nicht, Kinder!“ rief er aus, „wo Haydn ist, kann Euch kein Unglück treffen.“ Allein sein Geist war stärker als der altersschwache Körper. Unmittelbar nachher befiel ihn ein heftiges Zittern und eine leise Ohnmacht, so dass er zu Bette gebracht werden musste. Noch am 17. Mai erfreute ihn der Besuch eines im französischen Heer dienenden Italieners, Namens Clement Sulemy, welcher, selbst Musikkenner, dem hochverehrten Tondichter seine Huldigung darbringen wollte. Er sang Haydn auch die Arie: „Mit Wüld' und Hohheit angethan“ vor. Während der darauffolgenden Tage spielte er mehrmals sein Kaiserlied. Dann raubte ihm am 26. Mai eine heftige Uebelkeit das Bewusstsein. Bis zum 30. dämmerte er in lethargischem Zustande hin, erwachte in der Nacht darauf noch einmal zu voller Klarheit und hauchte den 31. Mai 1809, Morgens 1 Uhr, schmerzlos ruhig seine Seele aus. Drei Tage später wurden die sterblichen Ueberreste Haydns auf dem Gottesacker vor der Hundsthurmer Linie beige-

setzt. Bei der wildbewegten Zeitlage gelang es den zahlreichen Verehrern des Meisters erst am 13. Juni 1809, durch Aufführung des Mozart'schen Requiems in der Schottenkirche eine angemessene Gedächtnissfeier zu veranstalten. Die Kirche war mit schwarzem Tuch behangen, der im Chor aufgestellte Sarkophag mit einer Ehrenbürgerwache umgeben; auf schwarzem Sammtkissen lagen die zahlreichen Medaillen des Dahingegangenen ausgebreitet. Die gesammte französische Generalität sowie die Künstler Wiens wohnten der ergreifenden Feier bei. — Unter den Nachlassgegenständen, welche bei ausserordentlichem Zudrang des Publicums versteigert wurden, erregten besonderes Interesse die 46 Kanons, welche Haydn statt kostbarer Gemälde unter Glas und Rahmen in seinem Schlafzimmer hängen hatte, und der grünschillernde Papagei, das Lieblingsthier des Meisters, den der Fürst Johann von Liechtenstein für 1400 Gulden erstand. — 1820 wurde Haydns Leiche nach Eisenstadt übergeführt und dem Tondichter in der Kirche am Calvarienberg ein marmorenes Grabdenkmal errichtet.

Unternehmen wir nunmehr einen kritischen Gang durch das blühende Labyrinth der Haydn'schen Compositionen, so mögen seine Arbeiten auf dramatisch-musikalischem Gebiet, d. h. seine Opern, Singspiele, Zwischenactsmusiken, dabei ganz ausser Betracht fallen, da das Nöthige darüber bereits im biographischen Abschnitt unserer Arbeit gesagt wurde und da ihnen eine höhere kunstgeschichtliche Bedeutung nicht zukömmt. Aehnlich verhält es sich mit den zahlreichen Kirchencompositionen unseres Meisters. War doch Haydn ein viel zu naiv frommer, unbefangener gläubiger, durch keinen Zweifel an seinem Gott und seiner Kirche berührter Katholik, als dass seine religiösen Tonwerke, seine Messen, Vespers, Offertorien ein tieferes subjectives Gepräge hätten

erhalten können. „Wenn ich an Gott denke,“ pflegte Haydn selbst zu sagen, „ist mein Herz so voll Freude, dass mir die Noten wie von der Spule laufen. Und da mir Gott ein fröhlich Herz gegeben hat, so wird er mir's schon verzeihen, wenn ich ihm auch fröhlich diene.“ In der That liegt über den für den Cultus bestimmten Schöpfungen unseres Tondichters durchwegs ein Hauch kindlich heiterer Freude, zuversichtlichen Gottvertrauens. Aber gerade diese gleichmässig heitere Grundstimmung, diese absolute Ungebrochenheit des religiösen Empfindens gibt ihnen in Verbindung mit der meist allzu schablonenhaften Form etwas oberflächlich monotones, so dass sie mit den tiefersten religiösen Werken eines Joh. Seb. Bach, der hohen Messe Beethovens oder auch nur dem wie von geheimer Todesahnung durchschauerten Requiem Mozarts keinen Vergleich aushalten. Ganz anders gestaltet sich das Urtheil, sobald wir das weite Gebiet der Instrumentalmusik betreten. Auf diesem Felde hat Haydn wahrhaft schöpferisch gewirkt; hier steht er mit den grössten Meistern aller Zeiten auf gleicher Höhe und so lange es eine Geschichte der Sonate, des Quartettes, der Symphonie gibt, wird auch sein Name nicht untergehen. Fassen wir zunächst die Claviersonaten in's Auge, so wurde schon früher darauf hingewiesen, wie Haydn unmittelbar an Phil. Emanuel Bach anknüpft, die bei diesem noch ziemlich lose gefügte Sonatenform indess durch bedeutungsvollere, bestimmter ausgeprägte Themen, consequentere Verarbeitung derselben, energischere Betonung des Verhältnisses von Tonica und Dominant zu festigen sucht. Was freilich die Stellung der verschiedenen Sätze zu einander anbelangt, so scheint Haydn das Stilprincip der Claviersonate später erst klar erfasst zu haben, als dies in seinen Quartetten und Symphonien der Fall war. Die wenigsten

seiner 44 Claviersonaten zeigen jene harmonisch gegliederte cyclische Form, wornach zwei rasche Sätze einen langsamen, Andante oder Adagio umschliessen. Manche beginnen mit einem Moderato, das gewöhnlich zweistimmig behandelt ist und durch die Mischung heiterer Anmuth mit pathetischer Grandezza, sowie durch seine reichen Verzierungen durchwegs an das Philipp Emanuel Bachs'sche Roccocco gemahnt. Statt des liedmässig getragenen Satzes steht oft eine Menuett in der Mitte oder bildet am Platze des Allegro-Finale den Abschluss. Einzelne Sonaten sind auch nur zweisätzig oder bringen einen so knappen letzten Satz, dass derselbe den beiden ersten unebenbürtig erscheint und, wie Riehl irgendwo hübsch bemerkt, den Eindruck hinterlässt, als spritzte der Componist gleichsam blos noch die Feder aus, kindlich froh darüber, dass er nun zu Ende sei und hinaus eilen könne in die blüthenlichte Flur oder zum schattigen Wald oder zu seinem Schatz. Die chronologische Reihenfolge der Sonaten, welche sich auf einen Zeitraum von wenigstens 50 Jahren vertheilen, ist bei dem gänzlichen Mangel an zuverlässigen Daten nicht mehr herzustellen. Doch heben sich einzelne, wie die Es-dur Sonate Nr. 5 der André'schen Ausgabe durch breit entwickelte Form, symmetrische Gliederung und klangvollen Claviersatz so auffällig von andern ab, dass wir mit Sicherheit auf ihre spätere Entstehung schliessen dürfen. Immerhin zeichnet auch die offenbar frühester Zeit angehörenden Sonaten Haydns ein so reiches inneres Blühen und Klingen aus, sie entfalten in engstem Rahmen so viel melodischen Reiz, eine solche Feinheit und Grazie der Empfindung, dass sie allen ähnlichen Arbeiten der Zeitgenossen überlegen sind und ihren unmittelbar fesselnden Reiz stets bewahren werden. Namentlich ragt schon hier die Menuett, dies Lieblingsgebilde der Haydn-

schen Muse, durch reich abgestuften Ausdruck und eine Fülle humoristischer Wendungen hervor, während der weniger von der Phantasie erzeugte als zum Ausdruck tiefen Gefühlslebens bestimmte langsame Satz im Vergleich zu der überströmenden Innigkeit des Mozart'schen Andante und der hymnischen Breite des Beethoven'schen Adagio bei unserm Meister oft noch etwas äusserlich und klangspröde erscheint. Da wir bei den Claviercompositionen stehen, sei hier gleich erwähnt, dass Haydn auch ein wenig bekanntes aber sehr anmuthiges Clavierconcert in D-dur geschrieben hat, wie er denn überhaupt bestrebt war, durch concertmässige Behandlung der verschiedensten Instrumente sich mit deren Technik und Klangvermögen genau vertraut zu machen. Den Uebergang von den Claviersoli's zu der Kammermusik Haydns im engeren Sinne des Wortes bilden eine Reihe von Werken, bei denen sich dem Pianoforte Streichinstrumente zugesellen. Schon unter den zahlreichen Clavier-Violinsonaten erheben sich einzelne, vermöge der darin vollzogenen Verschmelzung der Vorzüge beider Instrumente, ächt geigenmässige Cantilene einerseits und reiche figurale wie harmonische Ausstattung andererseits zum Rang vollendeter Kunstwerke. Noch besser gelang ihm die Vereinigung des Claviers mit Violine und Violoncell zum Trio. In den reifsten der hieher gehörigen Compositionen Haydns treten die drei Instrumente als durchaus selbstständige Individuen auf, von denen sich jedes seiner eigenthümlichen Natur, seinem Klangvermögen gemäss ausspricht, deren Vereinigung aber trotzdem nirgends als eine blos äusserliche, willkürlich gemachte, sondern durch das innerste Wesen der Tondichtung selbst erzeugte und bedingte, organisch nothwendige erscheint. Noch in erhöhtem Maasse gilt dies von des Meisters Streichquartetten. „Selten,“ bemerkt Otto Jahn, „ist es wohl einem Künstler

in ähnlicher Weise gelungen, für die individuelle Productivität die entsprechende Form zu finden: man möchte sagen, das Quartett sei für Haydn der natürliche Ausdruck seiner musikalischen Stimmung gewesen.“ — In der That ist es wunderbar, wie unser Tondichter hier von vornherein gleichsam instinctiv oder besser gesagt mit der Naivetät des Genie's das Richtige trifft. Schon in seinen allerersten Streichquartetten, die noch den bescheidenen Namen Cassationen, Divertimenti oder Notturmi führen, erfasst er die vier Instrumente nicht bloß in ihrem eigensten Charakter; er setzt sofort zweimal zwei Stimmen einander gegenüber, die beiden Geigen einerseits, Viola und Cello andererseits, und gewinnt auf diesem Wege jenen lebendigen Organismus, jene anregend geistvolle Gesprächsform, welche das Grundwesen der Kunstgattung, die Voraussetzung ihrer blühend reichen Entfaltung bildet. Diese ersten Quartette bestehen der Cassatio entsprechend meist noch aus fünf Sätzen. Einem raschen Einleitungssatz folgt regelmässig eine Menuett, dann ein Adagio, hernach eine zweite Menuett, und den Schluss macht ein Allegro oder Presto. Jeder einzelne dieser Sätze ist übrigens bereits in sich so sicher gefügt, die thematische Erfindung und Entwicklung so selbstständig und üppig reich, dass sich schon hier Form und Inhalt vollständig decken und der Hörer den Eindruck eines harmonisch geschlossenen Kunstwerkes empfängt. Durch Beseitigung des ersten Menuettsatzes gewinnt Haydn dann rasch auch und weit früher als es bei seinen Claviersonaten der Fall war, jene symmetrische Gruppierung, jene Folgerichtigkeit, die unser ästhetisches Gefühl gleich dem logisch consequenten Gang eines Drama's befriedigt. Wir können auf die einzelnen der 83 Streichquartette, die Haydn geschrieben, selbstverständlich nicht eintreten und wollen nur die sechs dem



König von Preussen gewidmeten Quartette als besonders werthvoll hervorheben. Die Kunst unseres Tondichters, das unscheinbarste Thema als fruchtbaren Keim für immer neue Gebilde zu verwenden, die ursprünglichen Motive in verschiedenartigster Gestalt auftauchen zu lassen, sie bald diesem, bald jenem Instrument anzuvertrauen und dadurch in die vielseitigste, oft überraschendste Beleuchtung zu rücken, diese Kunst zeigt sich hier auf ihrer vollen Höhe. Phantasie-reiches Schweifen und gesammelte Kraft der Empfindung halten sich dabei das Gleichgewicht. Zeigt sich ersteres namentlich in den weit ausgelegten ersten Allegrosätzen, so kömmt letztere im Andante oder Adagio zu herzbewegendem Ausdruck. Menuett und Finale, welches meist in der weniger streng geschlossenen, coupletartigen Rondoform auftritt, sind dann gewöhnlich realistischer aufgefasst und spiegeln gleichsam ein Stück buntbewegten, frisch pulsirenden Volkslebens wieder. Hier öffnet sich unserm Meister ein unbegrenztes Feld für seine joviale Laune, seinen übersprudelnden Humor. So erklärt es sich denn, dass gerade die Quartette Haydns von jeher das Labsal und Entzücken aller feinfühligsten, für Musik empfänglichen Geister waren. Bekannt ist das treffende Wort einer Berliner Dame, bei Kammermusikaufführungen sollte Haydn stets den Schluss machen; nach der Aufregung durch tiefsinnige Compositionen wirken seine Quartette immer wie ein Brausepulver, das uns die frohe Laune wiedergebe und das schwankende Gleichgewicht der Seele herstelle. „Welch' ein Schwung,“ äusserte sich Rossini zu Ferdinand Hiller, „welch' eine Anmuth in den Motiven! Es sind reizende Werke, diese Quartette; welch' ein liebevoller Verkehr der Instrumente unter einander, und welche Feinheit in den Modulationen!“ — Selbst dem sonst für die Kunst der Töne weniger empfänglichen Altmeister

Göthe müssen es die Haydn'schen Quartette angethan haben. Denn in „Kunst und Alterthum“ Bd. V, Heft 3 heisst es darüber: „Diese Werke sind eine ideale Sprache der Wahrheit, in ihren Theilen nothwendig zusammenhängend und lebendig. Sie sind vielleicht zu überbieten, aber nicht zu übertreffen.“ — Nur im Vorbeigehen sei übrigens erwähnt, dass Haydn neben seinen Quartetten nicht nur eine Reihe von sogenannten Streich-Trio's, welche Kunstform zu seiner Jugendzeit besonders beliebt war, sondern auch mehrere Quintette für Streichinstrumente geschrieben hat. — Wenden wir uns nun zu den Symphonien unseres Meisters, so ist die Stimmenzahl der frühern Symphonien dem Orchester entsprechend, über welches Haydn in Eisenstadt-Esterhaz disponirte, eine ziemlich beschränkte. Zum Streicherchor gesellen sich zunächst blos Flöten und Hörner. Dann werden erstere durch Oboen ersetzt oder es treten diese auch selbstständig hinzu, während die Fagotte mit den Celli's oder Contrabässen gehen und erst später zu eigenartiger Verwendung gelangen. Auch Trompeten, Posauern und Pauken bilden in den frühern Symphonien eine Ausnahme. Erst in den Londoner Symphonien verwendet Haydn die Clarinette mit ihrem klangreichern, vollsaftigen Ton als selbstständiges Orchesterinstrument. Doch gliedert er bereits in seinen hieher gehörigen Erstlingsarbeiten das Orchester doppelchörig, indem er den Streichern die Blasinstrumente gegenüberstellt, wie im Quartett die beiden Geigen ihren dunkler gefärbten Genossen. Auch bestehen schon die ersten Symphonien aus den normalen vier Sätzen, indem Haydn nach dem zweiten langsamen Satz regelmässig eine Menuett einschiebt. Letztere gewinnt hier noch höhere Bedeutung und originellere Gestalt denn im Quartett. Haydn entkleidet sie der vornehmen Würde

und steifen Grandezza, welche die Menuett als Tanz der aristokratischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts kennzeichneten. Indem er sie zum anmuthsvollen Gefäss seiner behaglichen Laune, seiner schalkhaften Spässe macht, gibt er ihr eine neue volksthümliche Färbung, ohne doch im geringsten ordinär zu werden oder die Harmonie der Kunstform zu stören. Im Gegentheil, er erweitert die letztere und erhöht ihren ästhetischen Reiz, indem er den dramatischen Contrast, der die Sonatenform überhaupt charakterisirt, auch hier in den Gegensätzen des Hauptsatzes zum Trio ausdrückt. Der Humor, der in dem Haydn'schen Menuettsatz sein Wesen treibt, ergeht sich dann in den Rondofinales durchschnittlich noch übermüthiger; hier am meisten zeigt sich der Gegensatz des deutschen Haydn zu dem auf italienischem Grunde gebildeten Mozart. „Ersterer ist,“ wie Moritz Hauptmann sich treffend ausdrückt, „mannigfaltiger in den Formen, zuweilen mehr blüthenvolles Rankengewächs, da in Mozart immer Stamm und Zweige sich unterscheiden, aber gestaltlos wird auch Haydn niemals.“ In den Symphonien der Achtziger- und Neunziger-Jahre lässt sich dann Mozarts Rückwirkung auf unsern Tondichter wohl erkennen. Stand doch jenem in Wien bereits ein vollzähliges, alle Instrumente in gleichmässiger Schulung umfassendes Orchester zur Verfügung, während Haydn noch immer für eine kleine Capelle schrieb. Es ist daher erklärlich, dass Mozart früher zu jenem reichen, namentlich auch den Klang der Holzbläser allseitig ausnutzenden Colorit gelangte, das die Symphonie auf der Höhe ihrer technischen Entwicklung kennzeichnet. Erst als Haydn zu London über einen vollkommenen Instrumentalkörper gebot, gewinnen auch seine Symphonien den vollen Farbenreichtum. Hierin sowie in der breiter ausgeladenen Form

liegt der Hauptgrund, warum wir heutzutage meist nur die Londoner Symphonien zu hören bekommen. So schönheitsvoll dieselben sind, bleibt es doch zu bedauern, dass die frühern Tondichtungen der Gattung darüber ganz vernachlässigt werden, da sie in knapperer Gestalt mehr Wechsel der Stimmung, dunklere Schatten, Sätze von leidenschaftlicherem Gepräge aufzuweisen haben, als die durchgängig von heiterer Lebensfreude, von wohligem Behagen erfüllten spätern. Was schliesslich die Oratorien Haydns und zwar, da von seinen ersten Arbeiten auf diesem Gebiet ebenfalls abgesehen werden kann, speciell die „Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ anbetrifft, so haben wir schon in der Einleitung angedeutet, dass diese Werke sich mehr und mehr von dem heroisch ernsten, biblisch-epischen Grundton entfernen, welcher den Händel'schen Oratorien eigen ist. „Das Haydn'sche Oratorium,“ sagt Dommer in seiner Geschichte der Musik, „verhält sich zu dem Händel'schen wie ein angenehmer Garten mit heitern Wiesen, muntern Bächen und schattigem Gebüsch zum Eichwald und Hochgebirge.“ Dieser Vergleich ist um so treffender, als er zugleich das rege Naturgefühl unseres Tondichters andeutet, seinen landschaftlichen Sinn, seine herzinnige Freude an Feld und Flur, an Baum und Busch, an Allem, was ihn rings umgab. Gerade hierin, in diesem urkräftigen Behagen unseres Meisters an der farbenbunten Welt der äussern Erscheinung, in dieser heitern Sinnenfreude ist aber der Keim zu suchen, der seine tondichterische Phantasie für die Oratorien befruchtet, welcher sie befähigt hat, eine neue Welt in Tönen erstehen zu lassen, duftend und leuchtend wie der Thau des ersten Schöpfungstages. Was sind denn die „Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ im Wesentlichen anderes, als eine Reihe musikalischer Naturschilderungen, eine farbenblühender

und klangberückender als die andere, von jenem genialen Tongemälde des Chaos hinweg bis zu dem aus Rosenwolken hervorbrechenden Morgen, den das erste Menschenpaar genießt, von jenem lieblichen Lenzgesang hinweg bis zu jenem trompetenschmetternden Doppelchor: „Die Himmelsporten öffnen sich“ aus den „Jahreszeiten“. Was klingt denn aus jenen Engelchören, aus jenem Zwiegesang von Adam und Eva, aus den Liedern der Landleute, aus den herzinnigen Duetten Lucas' und Hannchens anderes heraus, als ehrfurchtsvoller Schauer, seliges Genügen, hoch aufjubelnde Freude an der Schöpfung, an der Natur, von der die Liebenden selbst gleichsam mit ein Stück sind?! Nirgends haben wir es hier mit heldenhafter Grösse, mit dämonischer Leidenschaft, mit verbrecherischem Uebermuth zu thun, wie bei einem Judas Maccabæus, Saul, Belsazar. Nichts übermenschlich Gewaltiges, Todverachtendes, Grausenhaftes fordert unsere Bewunderung oder unser Entsetzen heraus. Eine festliche Freude, eine harmonisch heitere Stimmung erfüllt das Ganze; die Personen, welche die Staffage in diesen köstlichen Landschaftsgemälden abgeben, erheben sich keineswegs über das Durchschnittsmaass naiv treuherziger Menschenkinder; es sind keine Heroen, keine Kainseltern, sondern Geschöpfe von unserm Fleisch und Blut, trotz ihrer Frömmigkeit fröhliche Kinder der Welt, die mit hell erschlossenen Augen um sich schauen und dankbar das Schöne und Gute geniessen, das sich ihnen auf Schritt und Tritt darbietet. Fragen wir nach dem künstlerischen Rangverhältniss, in welchem „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“ zu einander stehen, so hat Haydn nach einer überlieferten Anekdote selbst der vielfach verbreiteten Anschauung Vorschub geleistet, das erstere der beiden Werke sei das vollendetere, indem er anlässlich einer Aufführung der „Jahreszeiten“ zu



Kaiser Franz Joseph gesagt haben soll: Er selbst ziehe die „Schöpfung“ vor, „denn in dieser reden und erzählen die Engel von Gott, aber in den „Jahreszeiten“ spricht nur der Simon.“ Es mag zugegeben werden, dass unser Tondichter das trockene Moralisiren, die dürre Lehrhaftigkeit des Textes in den „Jahreszeiten“ stellenweise nicht ganz zu überwinden vermocht hat, wie er ja von dem bekannten Chor „O Fleiss, von dir kömmt alles Heil“ treffend bemerkte: er sei nun Zeitlebens fleissig gewesen, aber nie sei es ihm eingefallen, den Fleiss in Noten zu setzen. Wir wollen auch Ed. Hanslick nicht entgegentreten, wenn er sagt, Frühling und Sommer ständen keineswegs ganz auf derselben Höhe, wie der wunderherrliche Herbst und der Winter, es mache den Eindruck, als habe Haydn jene wärmeren Jahreszeiten mehr aus der Erinnerung geschildert, während die kühleren in lebendiger Anschauung vor dem achtundsechzigjährigen Manne standen. Allein trotz alledem scheint es uns nicht gerechtfertigt, die „Jahreszeiten“ dem frühern Oratorium nachzustellen. Die Tonmalerei, welche bei beiden eine so grosse Rolle spielt, ist dort wie hier gleich meisterhaft, nirgends die Natur äusserlich copirend und doch von packender Wahrheit. Denn wenn es schwer fallen dürfte, jener Schilderung des das Thal leise durchrauschenden Baches in der ersten Raphaëlarie oder dem Recitativ des Uriel, welches den strahlenden Aufgang der Sonne, den Mondenglanz der stillen Nacht in Tönen charakterisirt, oder jener ergreifenden Stelle des Engelterzettes: „Du wendest ab dein Angesicht, da bebet Alles und erstarrt; du nimmst den Odem weg, in Staub zerfallen sie“, etwas Ebenbürtiges aus andern Oratorien an die Seite zu setzen, so stehen Tongemälde, wie das des Sommerabends aus den „Jahreszeiten“ mit dem Grillegezirp, dem monotonen Froschruf, dem mildverhallenden

Abendglockenklang oder die Schilderung des nach dem Wild schnobernden Jagdhundes in der dritten Simonarie eben so einzig da. Was vollends die Chöre anbetrifft, so kennen wir nichts realistisch Packenderes und doch wieder kunstvoller Gefügtes als die Winzerchöre des Herbstes aus den „Jahreszeiten“. Haydn drückt die Unmittelbarkeit der Anschauung und Stimmung, welche ihn bei dieser Composition erfüllte, selbst in seiner köstlich naiven Weise aus, wenn er sagt: „Mein Kopf war so voll von dem tollen Zeug: es lebe der Wein, es lebe das Fass! dass ich Alles drunter und drüber gehen liess; ich nenne daher die Schlussfuge nur die besoffene Fuge,“ und nicht weniger bezeichnend für die drastische Kraft dieser Chöre ist es, wenn Zelter in einem Brief an Göthe vom Jahre 1830 erzählt: er sei beim Einstudiren der „Jahreszeiten“ förmlich in einen Zustand der Unschuld, ein vollkommenes Gleichgewicht der Seele versetzt worden; da aber die zarte Compagnie seiner Berlinerinnen nicht in's Heida, Hopsa, Juhe der ländlichen Weinlese habe einstimmen wollen, habe er diese Stücke weggelassen, da sie ohne Lust gegeben, nicht mit Lust empfangen werden können. In der That gemahnt die schlagende Lebenswahrheit und hinreissend wirkungsvolle Steigerung der Winzergesänge beinahe an ein imposantes Opernfinale, wie sich denn Haydn auch keinen Augenblick besonnen hat, Triangel und grosse Trommel, diese sonst im Oratorium verpönten Instrumente zur Begleitung zu verwenden. Uebrigens fehlt es in den „Jahreszeiten“ keineswegs an Chören, welche das in der „Schöpfung“ naturgemäss stärker betonte Element des weihervoll Hymnischen, feierlich Erhabenen vertreten, und namentlich der Abschluss des Werkes, das wundervolle Terzett mit Doppelchor: „Dann bricht der grosse Morgen an“, darf in dieser Beziehung gar wohl jenen

glanzumwehten Chören beigesellt werden: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,“ „Stimmt an die Saiten,“ „Der Herr ist gross.“ — Wir wollen die Parallele nicht weiter fortsetzen. Liegt doch keine Gefahr vor, dass die Schätze, welche unser Meister in beiden Werken mit verschwenderischer Hand ausgestreut, der Vergessenheit anheimfallen möchten. Wenn irgend etwas in der Tonkunst sichere Anwartschaft auf unsterbliches Leben hat, so sind es die Haydn'schen Oratorien, weil ihr Inhalt ein allgemein verständlicher, rein menschlicher, von allem einseitig beschränkten, das einer bestimmten Zeit angehört, losgelöster ist und weil sie die Eigenschaft aller ächten Kunst, uns über den Staub des Tages zu erheben, unsere Kümmernisse in Wohllaut aufzulösen, uns mit reiner festlicher Freude zu erfüllen, in höchstem Maass besitzen. — Mit diesem letzten Satz haben wir aber das Geheimniss, das innerste Wesen der Haydn'schen Musik überhaupt ausgesprochen. Freude ist es, deren reiche Stufenleiter von unbefangenster Weltheiterkeit bis zu gottdurchschaueter Inbrunst unser Künstler in seinen zahllosen Compositionen unablässig durchläuft; Freude ist es, herzliche Freude an Allem, was ein Dasein hat, welche sein rastloses Schaffen durchklingt, welche gleichsam den Cantus firmus all' seiner Tondichtungen bildet. Und so wollen wir, wenn Unmuth und Sorge ihre dunklen Fittige um uns schlagen, immer wieder zu Haydn zurückkehren als einem Born herzlicher Erquickung, als einem Zauberer, dessen Spiegel die Welt ringsum mit liebevoller Treue und doch wieder in glanzverklärtem Abbild zurückstrahlt, als einem nie versagenden Freund, der unsere Schmerzen beschwichtigt und unsere Seele sich selbst zurückgiebt.

---



7

7

7

7

7

7

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefie bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.

Element gebunden Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hefie sind nach einzelnen Heften.*

## III. Band.

- Heft I. Dr. Adolf Hirsch, Die Samen.  
Heft II. Prof. Carl Vogt, Unser Vulkan.  
Heft III. Prof. Dr. Dan. Jacoby, Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur.  
Heft IV. Prof. Stephan Berni, Heinrich Heine.  
Heft V. Dr. Victor Kuhn, Macbeth und Lady Macbeth.  
Heft VI. Prof. Albr. Müller, Der Gehegebau des St. Gotthard.  
Heft VII. Dr. Carl Meyer, Wäthel von der Vogelweide.  
Heft VIII. Dr. J. E. Maas, Ueber die Wandlungen der Moral im Menschengeschlecht.  
Heft IX. Prof. Edward Guenther, Die deutschen Nachsprichwörter.  
Heft X. Harold Meyer von Knonau, Die Ekehart von St. Gallen.  
Heft XI. Prof. Hermann Vögeli, Kunst und Volksleben.  
Heft XII. A. Blücher, Felix Mendelssohn-Bartholdy.

## IV. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Doser, Die Menck der Wüste.  
Heft II. Prof. A. de Chambrier, Die letzten Höhenstufen u. des Pagsithum.  
Heft III. Prof. Albrecht Wöller, Die Meteorsteine.  
Heft IV. Prof. Stephan Berni, Nicotinae Linné.  
Heft V. Prof. Emil Arkenz, Die Schriftsteller in Rom zur Zeit der Kaiser.  
Heft VI. Dr. Viktor Kaiser, Cornelius und Kaulbach in ihren Lieblingenwerken.  
Heft VII. Dr. M. Wili, Meyer, Von den ersten und letzten Dingen im Universum.  
Heft VIII. Dr. Jacob Wackernagel, Ueber den Ursprung des Brahmanismus.  
Heft IX. Prof. Dr. Ludwig Wille, Göthe's Werthe und seine Zeit.  
Heft X. Paul Châmal, Die Paläontologie, deren Methode, Nutzen und Ziel.  
Heft XI. Dr. Gottfried Kinkel jun., Kunst und Cultur im alten Italien vor der Herrschaft der Römer.  
Heft XII. Prof. L. Terrier, Salbei.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 13.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 15.

Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.

## V. Band.

- Heft I. Prof. Stephan Born, André Chénier.  
Heft II. Robert Billwiler, Ueber Astrologie.  
Heft III. Dr. M. Wilhelm Meyer, Kraft und Stoff im Universum und die Ziele der astronomischen Wissenschaft.  
Heft IV. Prof. A. de Chamberlain, Die Rolle der phönizischen Kolonien in der alten Welt.  
Heft V. Prof. Albert Heim, Ueber die Verwitterung im Allgemeinen.  
Heft VI. Dr. G. Klinkerfuss, Macanoy, sein Leben und sein Geschichtswerk.  
Heft VII. Dr. Karl Meyer, Das göttliche Schauspiel des Mittelalters.  
Heft VIII. A. Niggli, Robert Schumann, sein Leben und seine Werke.  
Heft IX. Dr. J. H. Rutz-Oderwald, Das Digma in der Wissenschaft.  
Heft X. Otto Hagganmacher, Die alexandrischen Mysterien.  
Heft XI. Prof. Albr. Müller, Die Erzählung.  
Heft XII. J. J. Honegger, Iwan Turgenjew.

## VI. Band.

- Heft I. Dr. H. Holz, Die Erschliessung Central Africas.  
Heft II. Prof. Dr. E. Deor, Im Urwald.  
Heft III. Prof. Dr. Ludw. Wille, Der Spirillenbau der Gegenwart.  
Heft IV. J. J. Honegger, Francis Bret Harto.  
Heft V. Prof. Dr. Stephan Born, Beaumarchais.  
Heft VI. Dr. E. Bloesch, Valerius Anshelm und seine Minonik.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Die Gebirge.  
Heft VIII. Pfarrer Ernst Buss, Der Volksaberglaube.  
Heft IX. A. Niggli, Joseph Haydn, sein Leben und sein Wirken.  
Heft X. S. Bagge, Das Musikalisch-Schöne.

Das Inhaltsverzeichnis des I. bis IV. Bandes befindet sich auf den inneren Seiten des Umschlages.

13

Monatliche Abrechnung  
1888/89

# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren

E. DESOR,

Professor in Neuchâtel.

L. FÜRSTL,

Professor in Bern.

B. KIRCHER,

Professor in Zürich.

ALB. MÜLLER und J. RÖTMEYER,

Professoren in Basel.

Band VI. Heft X.

Das Musikalisch-Schöne.

VON

S. HEGGE.

BASEL.

Mehrweltbannstische Verlagshandlung.

(Hans Bänninger)

1889.

Wir bitten die andere Seiten des Umschlages gefl. beachten zu wollen.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 16. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12. —

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## I. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Dasey, Die Sahara.  
Heft II. Prof. Dr. G. Kinkel, Die Malerei der Gegenwart.  
Heft III. Prof. Dr. A. Müller, Die ältesten Spuren des Menschen.  
Heft IV. Prof. Dr. L. Hirzel, Goethe's italienische Reise.  
Heft V. Prof. Dr. H. Dor, Das Stereoscop und das stereom. Zeichnen.  
Heft VI. Prof. Dr. H. Hebe-Eschenburg, Charles Dickens.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Aus der Geschichte der Schöpfung.  
Heft VIII. W. Wachernagel, Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache.  
Heft IX. Fr. Kinkel, Ueber Ernährung.  
Heft X. Prof. Dr. S. Schwendener, Aus der Geschichte der Culturpflanzen.  
Heft XI. Prof. Dr. Jol. Oppert, Grundzüge der assyrischen Kunst.  
Heft XII. Dr. H. Meitz, Lessings Bedeutung für das deutsche Drama.

## II. Band.

- Heft I. Prof. Dr. J. Rud. Bohn, Das Erbe der Antike.  
Heft II. Prof. Dr. Tobler, Die fremden Wörter in der deutschen Sprache.  
Heft III. Prof. Salomon Vögeli, Ueber das Verhältnis der Orientalen zum bildenden Kunst.  
Heft IV. Prof. Dr. G. Schläpfer, Die Frauenfrage.  
Heft V. Dr. H. Geiser, Eine Wanderung nach Troja.  
Heft VI. Dr. Ad. Hirsch, Die Sternschnuppen.  
Heft VII. Dr. H. Steiner, Ueber hebräische Poesie.  
Heft VIII. G. Mayer von Kennau, Sage von der Befreiung der Waldstätte.  
Heft IX. Prof. Dr. A. Müller, Das Wachsen der Steine.  
Heft X. Prof. Dr. G. Kinkel, Peter Paul Rubens.  
Heft XI. Prof. Dr. W. Munzinger, Erbschaftliche Studien.  
Heft XII. Prof. Dr. Huguenin, Ueber Simmenthürungen.

10

10  
#6

DAS  
MUSIKALISCH - SCHÖNE.

---

VORTRAG

von

S. Bagge.



---

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.

(Hugo Richter.)

1882.

~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

Was „musikalisch schön“, oder was überhaupt schön, oder auch nicht schön sei — das sind kurze Fragen, die sich Jeder in einem bestimmten Einzelfalle auch kurz beantwortet: der harmonisch organisirte und speciell gebildete, daher urtheilsfähige Mensch mit einiger Sicherheit; der verschrobene, ungebildete oder der Sache innerlich fremd gebliebene, meist in verkehrter Weise. Wenn sich aber selbst der Urtheilsfähige Frage und Antwort zum Bewusstsein bringen und die Gründe angeben will, warum Dieses oder Jenes schön, Anderes nicht schön sei, worin überhaupt die Kriterien des Schönen liegen, und unter welchen Voraussetzungen Solches entstehen kann — dann wird die Sache schwierig und lässt sich nicht mit wenig Worten abthun. Ich bin auch weit entfernt hier auf die eben gestellten Fragen eine bündige oder erschöpfende Antwort geben zu wollen, eine Antwort, welche sehr gelehrten Leuten in ausführlicher Behandlung nicht immer vollkommen geglückt ist. Auch die Aufstellung eines musikalisch-ästhetischen Systems liegt nicht in meiner Absicht. Es kann sich vielmehr nur darum handeln, in Kürze einige Cardinalpunkte zu skizziren, die in Betracht kommen, wenn man heute eine Beantwortung der Frage, was musikalisch-schön sei und wie das Schöne entstehen könne, versuchen will.

Die Schwierigkeiten, von denen ich sprach, liegen zum Theil im Gegenstande, in der Musik selbst: Die Fülle der Gestalten, die Verschiedenheit oder Verschiedenartigkeit



der Formen, in welchen das Schöne sich offenbart, ist ausserordentlich gross! Das Kunstvollste und das Einfachste, Altes und Neues, gross und weit Ausgebautes und Kleines oder Niedliches, kann den Anspruch erheben „schön“ zu sein. Es gibt aber ferner unzählige Grade oder Abstufungen der Schönheit: vom gefällig Hübschen bis zur idealen und erhabenen Schönheit, vom leidlich Gelungenen bis zum Vollendeten. Für alle diese Verschiedenheiten soll eine Definition des Schönen Raum lassen, und doch diesen Raum so begrenzen, dass das Unschöne oder Hässliche ausgeschlossen bleibt. — Nun kommen aber noch Schwierigkeiten subjectiver oder persönlicher Art dazu: da die Menschen verschieden organisirt und gebildet sind, so wirkt derselbe Gegenstand in verschiedener Weise auf sie ein, so zwar, dass oft der Eine schön findet, was den Andern nicht anmuthet. Hieraus entstehen verschiedene Urtheile, verschiedene Principien, schliesslich sogar in manchen Fällen Kampf und Streit.

Aller dieser Verschiedenheiten und Schwierigkeiten ungeachtet haben sich doch unter ähnlich fühlenden und denkenden Menschen gewisse übereinstimmende Grundanschauungen über das Wesen des Schönen gebildet, und da es zu Zeiten gut ist, einfache Grundsätze, wenn sie nämlich in's Schwanken oder ausser Curs gekommen sind, wieder zu betonen, so mag der folgende Versuch entschuldigt und in Anbetracht seiner Schwierigkeit mit wohlwollender Nachsicht aufgenommen werden.

Um nun zunächst anschaulich zu machen, was dem Schönheitsgebiete überhaupt angehört, und wie sodann die Beschränkung auf ein specielles Fach herbeizuführen ist, will ich daran erinnern, dass der Sprachgebrauch das Wort „schön“ auf sehr viele Gegenstände anwendet, nicht allein



auf Kunstproducte, sondern auch auf Gegenstände der Natur und des mannigfaltigsten Genusses: auf Menschen, Thiere, Blumen, Bäume, Wälder, Berge, ganze Gegenden; ja sogar auf Dinge, die mit der Aesthetik nichts zu schaffen haben; so sagt der Norddeutsche: „dieser Wein, dieses gebratene Huhn schmeckt schön,“ ja sogar: „diese Nelke riecht schön.“ Wir ersehen daraus wohl, dass alle Sinne Empfänglichkeit besitzen für angenehme und unangenehme Eindrücke, müssen aber auch sofort unterscheiden zwischen niederen und höheren Sinnen. Zu den niederen wird man nach der gangbaren Unterscheidung den Tastsinn, den Geschmacks- und Geruchssinn zu rechnen haben — es bleiben sodann Auge und Ohr als die höheren übrig, bestimmt auch ganz besonders zur Aufnahme des Kunstschönen. Sollten aber mit diesen zweien die aufnehmenden Organe des Menschen für Kunst und Schönheit erschöpfend bezeichnet sein? Zugegeben, dass die bildende Kunst durch das Auge, die Musik durch das Gehör aufgenommen wird. Will man aber der Dichtkunst einzig das Ohr als solches anweisen, sollte über diese Kunst blos dieses Organ zu prüfen und zu richten haben? Gewiss — was schlecht klingt, ist auch in der Dichtkunst, wie in der Musik, vom Uebel; aber es müssen doch wohl noch andere Organe als das blosse Ohr thätig sein, um ausser dem Wortklang noch das Wichtigere: den Gedanken des Dichters, zu fassen und schön zu finden. Das Ohr ist eben in der Dichtkunst, und auch in der Musik, nur die Pforte, durch welche die Erscheinungen in das Innere zu dringen pflegen; und ebenso wird für die bildende Kunst das Auge auch nur eine solche „Pforte“ sein, hinter welcher sich sodann die ganze Denk- und Empfindungswelt des Menschen aufthut, falls durch Uebung und specielle

Anlage die Verbindung sicher gestellt ist. Die Erscheinungen können übrigens auch auf anderen Wegen vor den inneren Sinn gelangen: der geübte Musiker versteht und beurtheilt lesend, also ohne Vermittlung des äussern Gehörs, selbst eine ihm fremde oder neue Musik; jeder Mensch verschafft sich lesend den Genuss eines Gedichts; und ein Bild, eine Landschaft kann man sich ebenfalls mittelst der Vorstellungskraft bei verschlossenen Augen vor den inneren Sinn rücken. Die Theilnahme des innern Sinnes scheint daher wichtiger als der blosse Durchgang durch die Pforte, deren Vorhandensein und specielle Bildung freilich voraussetzen ist, weil ohne sie der innere Sinn seine Ausbildung und schliessliche Selbstständigkeit, ja Unabhängigkeit, nicht erringen könnte. Dass jene Theilnahme des innern Sinnes aber für den Eindruck das eigentlich Entscheidende ist, geht schon aus der Erfahrung des einfachen natürlichen Menschen hervor, der zum Beispiel sagt: „diese Musik ist für das Herz, jene für den Verstand; diese erwärmt mich, jene lässt mich kalt“ — was nichts Anderes beweist, als dass die Musik durch die Nerven nach Umständen auf das Gefühl oder den Verstand, also auf das Blut oder auf das Gehirn wirkt. Es ist dies ein Gebiet, von dessen Vorgängen wir noch wenig wissen, das des Räthselhaften und Geheimnissvollen nur zu viel enthält; es ist aber einmal vorhanden, und man darf es nicht deshalb ignoriren wollen, weil man es nicht ganz begreift oder versteht.

Wir haben gesehen, dass der Genuss der Musik ein speciell gebildetes Organ, das Ohr, zur Voraussetzung hat, dass aber der Eindruck, den sie macht, oder nicht macht, anderswo entschieden wird. Man darf also dem Ohr nicht zu wenig und auch nicht zu viel Autorität zusprechen, man darf ebenso wenig unbedingt sagen: was schön klingt, ist

schöne Musik, als: es ist einerlei, wie die Musik „klingt“, wenn sie nur an- oder aufregt. Aeusserer und innerer Sinn werden vielmehr einen Vergleich zu schliessen haben, etwa so lautend: Als „schön“ nehmen wir hin, was entweder uns beiden guten Eindruck macht, oder was doch dem Einen besonders zusagt, ohne von dem Andern verworfen zu werden. Dabei müsste nun freilich, um zum Einverständniss zu gelangen, des Weiteren untersucht werden: erstens, was denn wirklich schön klingt, und zweitens, was vor dem innern Sinn bestehen kann — Untersuchungen, die äusserst schwierig und umständlich sind. So zum Beispiel sind die Ohren der Menschen sehr verschieden in Bezug auf das Maass von Dissonanzen, das sie vertragen können: das eine erschrickt vor jedem Ton, dessen Beziehung auf die herrschende Harmonie ihm nicht sogleich klar wird, das andere fordert schon etwas Dissonanz als Salz und findet sich vom absoluten Wohlklang eher gelangweilt; das dritte schwelgt, wenn es recht heiss mit pikanten Dissonanzen hergeht, ja sogar den absoluten Missklang, die Kakaphonie, verträgt es ohne zu zucken, und befindet sich da, wie es scheint, in seinem rechten Elemente. Der Geschmack der Musikfreunde geht in der That nach dieser Richtung sehr weit aus einander, und eine Einigung scheint ebenso unmöglich, wie die von Aristokraten und Socialdemokraten, von Orthodoxen und Reformern. — Nicht geringer sind die Verschiedenheiten bei der zweiten Frage: was vor dem innern Sinn bestehen kann; denn da kommt erstens die Moral in Betracht. Manche sagen, die Kunst, das Schöne, habe mit der Moral gar nichts zu schaffen, ja sie geberden sich manchmal ordentlich verzückt, wenn dieser alten Weltordnung, Moral genannt, wenigstens in den „freien Künsten“ einmal ein gehöriges Schnippchen geschlagen wird. Andere

wollen, dass Moral und Kunst zusammengehen, wie denn Schumann einmal sagt: „Die Gesetze der Moral sind auch die der Kunst.“ Die Dritten übertreiben den moralischen Standpunkt, wollen von sinnlicher Schönheit, von natürlich menschlichem Empfinden, von eigentlichem „Genuss“ gar nichts wissen, und vertragen die langweiligste Musik, wenn sie nur recht lammfromm ist und in irgend einem ausgesprochenen Verhältniss zur Moral steht. Es scheint gerathen, sich in beiden Beziehungen, nämlich was die Dissonanzen und den moralischen Standpunkt betrifft, zu der Mittelpartei zu halten.

Eine nicht minder starke Rolle spielt, ausser der Moral, im innern Sinn der Logos, die Fähigkeit zu denken, die Erscheinungen nach der Nothwendigkeit und Consequenz ihrer Gestaltung zu prüfen. Diese Fähigkeit ist bei den Menschen ausserordentlich ungleich ausgebildet, besonders in Beurtheilung der Musik. Da schreiten Viele in grösster Gemüthsruhe über innere Unmöglichkeiten, unlogische Bildungen, Willkürlichkeiten, Mangel an Symmetrie und dergleichen hinweg — Dinge, die dem Musikalischen sofort unangenehm auffallen, wenn er auch nicht immer sogleich die Ursache genau erkennt; die aber freilich bei den wahren Meistern des Tonsatzes gar nicht vorkommen, weil es ihrer gesunden Natur ganz unmöglich war, dergleichen zu produciren. Desto häufiger sind sie bei Anfängern und solchen Musikern zu finden, die nichts Rechtes gelernt haben, aber originell sein wollen.

Dies führt mich zu der Behauptung, dass die angeführten Bedingungen der Schönheits-Erkenntniss, welche auf receptiver oder empfangender Seite vorhanden sein müssen, vor allen Dingen auch auf der productiven oder schaffenden Seite, und da am allermeisten, Geltung haben



sollten. Ist dies aber thatsächlich immer der Fall? — Werfen wir einen Blick in das Atelier des Tonsetzers, welches freilich auch nicht bloß auf dem äussern Schauplatze seiner Thätigkeit, in seinem Arbeitszimmer, an seinem Clavier oder auf dem Notenpapier zu finden ist, sondern in seinem Innern: in seiner Phantasie, seiner musikalischen Vorstellungskraft und Erfindung, aber auch in seiner ganzen Weltanschauung, in seinen vorherrschenden Trieben und Leidenschaften, in seiner ganzen Persönlichkeit. Der Vorgang des Componirens, des musikalischen Erfindens und Gestaltens, ist freilich in nicht minderes Geheimniss gehüllt als der Vorgang des Empfangens bei dem Hörer. Der Componist weiss oft selbst nicht, wie es ihm während der Composition ergangen ist und wo ihm besonders glückliche Ideen hergekommen sind: „von Oben“, sagt der Eine; „ich war wie in einem sonderbaren Rausch“, sagt der Andere; „ich war entrückt“, sagt der Dritte. Alle diese Ausdrücke deuten weniger auf Arbeit als auf Empfangen, auf einen somnambulen, übernatürlichen Zustand, auf ein Hellsehen der Phantasie. Es ist aber sicher, dass gerade in diesen Momenten die Persönlichkeit in ihrer höchsten Potencirung zur Geltung kommt und verjüngte Gestalt annimmt. Der Hörer sagt bei Stellen, die von besonderer Inspiration zeugen, zum Beispiel: „da ist doch der ganze Mozart, da der ganze Beethoven!“ — Die musikalische Phantasie kann nicht vom Menschen und seiner Eigenthümlichkeit getrennt gedacht werden — jede eingehende Biographie lehrt dies.

Die künstlerische Production ist also von zwei Seiten her bedingt: erstens durch den Grad des Talents oder Genie's, zweitens durch die Natur und Persönlichkeit des Künstlers. Man wird sich daher zunächst klar zu machen

haben, welche Eigenschaften in ihrem gleichzeitigen Vorhandensein Talent oder Genie ausmachen, und zweitens, welche Momente des äussern und innern Lebens auf die ganze Productionsweise, oder auf die Production einzelner Werke des Künstlers einwirken oder eingewirkt haben.

Das Wort „Talent“ oder „Genie“ ist leicht hingesagt, aber nur Wenige haben eine genaue Vorstellung davon, was für eine Fülle ganz exceptioneller Fähigkeiten und welcher Grad von Ausbildung derselben dazu gehört, um wirkliches, echtes Talent zu begründen. Es gibt nämlich auch falsche Talente, und in Folge davon Tonwerke, die mehr scheinen als sie sind, und die nicht selten im Musikleben eine Art von Götzendienst erzeugen, da eben die Wenigsten Echtes vom Falschen in der Musik zu unterscheiden vermögen. Theoretisch ist nun leicht gesagt, bei dem einen Künstler seien alle erforderlichen Eigenschaften in völliger Ausbildung vorhanden und in harmonischer Zusammenwirkung thätig; bei dem andern sei wohl auch ein gewisses Talent anzuerkennen, aber eine ungleiche Entwicklung der einzelnen Seiten desselben lasse es selten oder nie zu völlig harmonischen und daher „schönen“ Productionen kommen. Im speciellen Falle auf bestimmte, namhaft gemachte Künstler angewendet, wird auch der kenntnissreiche und gewandte Kritiker Mühe haben, seinem Publicum den Unterschied klar zu machen, wenn dasselbe nicht ohnehin schon zu unterscheiden vermag und urtheilsfähig ist.

Es muss hier wenigstens versucht werden, die Attribute des echten musikalisch-productiven Talents aufzustellen und mit einigen kurzen Erläuterungen zu versehen. Ich nenne folgende, weil auf sie das meiste Gewicht zu legen sein dürfte, und weil ihre Bethätigung im Kunstwerke in erster Linie als „Schönheit“ empfunden wird: Gedanken-

reichthum, Beherrschung der Form, Klarheit, Wahrheit und Wärme der Empfindung, Selbstkritik und künstlerische Vollendung, echt musikalische Behandlung aller Aufgaben.

Erstens: Gedankenreichthum nenne ich die nicht versiegende Fülle verschiedenartigster, kernhafter und ansprechender Ideen, welche dem Tondichter erlauben, immer die passendsten zu einem bestimmten Kunstwerke auszusuchen, so zwar, dass er keineswegs genöthigt ist, Alles zu ergreifen und festzuhalten, was ihm gerade augenblicklich eingefallen ist, und wodurch seine Composition unbedeutend oder uneinheitlich werden könnte. — Man kann aber das Wort „Gedankenreichthum“ auch verwandeln in: Reichthum im Gedanken, womit dann der äusseren Reichhaltigkeit eine innere gegenübergestellt, und womit der Unterschied zwischen blosser Phrase und einem bedeutenden, lebens- und entwicklungsfähigen Gedanken betont wäre. Es gibt Musikwerke, wo die nichtssagende Phrase nicht bloß als Lückenbüsser vorkommt, sondern wo sie geradezu herrscht; einen solchen Mangel können zwar anderweitige Mittel der Musik, namentlich reiche Tonfarben, manchmal auch Vielstimmigkeit, dem ungeübten Ohre verdecken; dem geübten aber, und den kritischen inneren Organen, offenbart er sich durch das Ausbleiben jener tieferen Erregung, welche nur der Gedanke und die Gedankenfülle hervorbringen kann.

Zweitens: Beherrschung der Form — und ich füge hinzu: möglichst vieler, vielleicht aller Formen, welche die künstlerische Idee in ihrer Verkörperung annehmen kann und historisch angenommen hat — kann verlangt werden sowohl hinsichtlich der freien, phantasieartigen, als namentlich auch der gebundenen Formen, soweit dieselben irgend mit der besonderen Kunstgattung, die ein



bestimmter Künstler vorzugsweise pflegt, in engerer oder weiterer Beziehung stehen. Von einem Componisten, der sich ausschliesslich auf die komische Oper geworfen, wird man nicht verlangen, dass er in contrapunktischen Formen vollständig zu Hause sei, sondern dass er mit Leichtigkeit reizende Melodien producire und der polyphonen künstlicheren Gestaltungen nur etwa so weit mächtig sei, als solche zum Aufbau wirksamer und charakteristischer Ensemble-Nummern und Finale's erforderlich sind. Vom Orgelcomponisten oder Organisten dagegen wird man keine Fertigkeit in zierlicher Melodieerfindung, sondern gerade Fertigkeit in den strengeren gebundenen Formen des Contrapunkts, der Fuge u. s. w. verlangen, weil die Natur des Instruments und der Zweck dieser Kunstart gerade darauf hinweisen. Dass die contrapunktische und fugirte Ausdrucksweise für uns eine verlorene Sprache sei, wie dies zuweilen von Solchen behauptet wird, die dieser Sprache eben nicht mächtig geworden sind, wird am besten durch zwei ganz moderne Musiker widerlegt: Mendelssohn und Schumann, welche diese Formen am rechten Ort zu brauchen wussten und dadurch doch keineswegs an Modernität einbüssten.

Drittens: Klarheit der künstlerischen Intentionen, sowie des ganzen musikalischen Aufbaues. Unklare, undeutliche Formen lassen auf Unsicherheit hinsichtlich des Gewollten, oder auch des Verhältnisses der Mittel zum Zweck, schliessen. In Beidem offenbart sich ein Mangel, zunächst vielleicht blos eine Unreifeit des Talents; seltener eine blosser Verirrung, letzteres in dem Falle, dass der Tondichter sonst, in anderen Werken, oder in anderen Perioden seines Schaffens, volle Belege seines Könnens und seiner Kunsteinsicht gegeben hat. Im

Allgemeinen ist sich das Genie oder grosse Talent entweder vollkommen bewusst über seine Kräfte und Ziele, oder, wenn der Productionsdrang das Bewusstsein stark überwiegt, gehorcht es doch einem mächtigen Impulse, der ebenso viel zu bedeuten hat als das Bewusstsein.

Viertens: Wahrheit und Wärme der Empfindung. Es ist zwar falsch, bei dem schaffenden Künstler allemal eine besondere Stimmung vorauszusetzen, aus welcher sein Werk „hervorgegangen“ wäre, etwa dass er gerade sehr unglücklich gewesen sein müsste, als er ein melancholisches Stück, oder ein Stück von leidenschaftlicher Heftigkeit schrieb; oder im Gegentheil besonders gut aufgelegt, wenn ein heiteres oder gar übermüthiges Stück seiner Feder entfloss. Der Künstler ist hier vielmehr in der Lage des Schauspielers, der eine Rolle durchzuführen übernommen hat, die vielleicht zu seiner augenblicklichen Stimmung gar nicht passt; er muss aber im Stande sein, sich in eine Stimmung zu versetzen und den Schein zu erregen, als sei dies seine eigene. Dies geht auch auf musikalischem Gebiet wirklich so vor sich, und der Künstler offenbart sich hierin als ein merkwürdiges Doppelwesen: sobald er nämlich mit seiner Kunst in innigen Contact tritt, also eben zur Zeit des künstlerischen Hellsehens, wird er gleichsam ein Anderer, nimmt ihn die Kunst dermaassen gefangen, dass er die Welt um sich herum vergisst und was ihn selbst sonst bewegt dazu; die Bilder seiner Phantasie nehmen Kunstgestalt an, und wenn er ein echter Künstler ist, so gibt er sich rein und voll der Aufgabe hin, diese Bilder zu fesseln und zu fixiren. Dem falschen Talent oder Künstler begegnet es dagegen, dass er sich von Nebenabsichten leiten lässt, etwa durch die Sucht, grossen äusserlichen Effect hervorzubringen, wodurch die ursprüngliche

Farbe verwischt und das Bild verdorben wird. Wenn wir nun dennoch bei dem schaffenden Künstler „Wahrheit der Empfindung“ fordern, so kann also damit nur gemeint sein, dass er gegen die Kunst und gegen den besonderen Stoff seines eigenen Kunstwerkes wahr sei, nicht dass er einer vorher bestehenden Stimmung wahren Ausdruck gäbe — wie hätte sonst zum Beispiel Mozart in den letzten so trüben Monaten seines Lebens eine Zauberflöte schreiben können?! Aehnlich verhält es sich mit der Wärme der Empfindung. Auch hier bestimmt nicht eine vorhergegangene starke Erregung den Wärmegrad seiner entstehenden Musik, sondern die Freude an der Arbeit selbst, wenn er bemerkt, dass seine Phantasie ihm willig zuführt, was er braucht, wenn er sieht, dass ihm das Gelingen zur Seite steht. In diesem Gefühle wurzelt denn wohl auch die allmählig sich verstärkende Ueberzeugung, dass er noch Besseres leisten könne, als er soeben hervorgebracht hat.

Dies führt mich auf meinen fünften Punkt: Selbstkritik. Der Moment des eigentlichen Erfindens ist zwar, wie schon bemerkt, mehr ein Act des Empfangens als der Arbeit; aber von diesem Moment, oder diesen Momenten, vom Blitzen und Leuchten der Phantasie bis zum fertig ausgestellten Kunstwerke, ist noch ein weiter Weg zurückzulegen, ein Weg oft mühsamer Art, der eigentlichen „Arbeit“, die dafür zu sorgen hat, dass Alles an seinem richtigen Platze steht und wirkt, dass nichts Ungehöriges, Unorganisches, die Idee des Ganzen Störendes sich einschleicht, dass überall Maass und Ziel hergestellt wird. Diese Arbeit gelingt nicht immer vollständig, und ihr häufigeres Nichtgelingen bezeugt abermals eine Talentschwäche: der Künstler hat dann entweder kein sicheres Ideal vor sich, oder er ist zu nachlässig und leichtsinnig, um es ganz zu verwirklichen.

Endlich müssen wir sechstens von Dem, den wir als musikalisches Genie anerkennen sollen, unbedingt fordern: Echt musikalisch-künstlerische Behandlung aller Objecte, die er in den Bereich seiner Thätigkeit zieht. Es muss für den, der in unsere Angelegenheiten nicht eingeweiht ist, wunderlich genug klingen, wenn gesagt wird, man fordere von einem musikalischen Genie, dass es seine Objecte „musikalisch“ behandle. Eingeweihte wissen aber, dass es in neuerer Zeit in der musikalischen Kunst Richtungen gibt, wo die Componisten alles Mögliche mehr im Auge haben, als gerade das, was der Musik als solcher Werth und Wirkung verleiht, und dass vom Publicum ebenfalls verlangt wird, es solle bei der Musik an Dies und Das denken — nicht an die Musik, sondern an das, was der Tondichter „ausdrücken“ will. Dem gegenüber muss die Aesthetik gerade die musikalisch-künstlerische Seite betonen und werthvolle Kunstarbeit fordern; und zwar nicht bloß auf dem Gebiete der absoluten oder Instrumentalmusik, sondern auch auf denjenigen Gebieten, wo die Musik in Verbindung tritt mit der Dichtkunst als Gesang, oder auch mit noch weiteren Künsten, also in der Theatermusik. Die Musik ist eine selbstständige Kunst, auch wo sie dienen will. Sie hat sich durch eine grossartige Entwicklung und Wirkung selbst ihre Gesetze gegeben. Sie ist von Haus aus geschmeidig genug, um jede Dienstleistung, die ihrer überhaupt würdig ist, vollbringen zu können, unbeschadet ihrer eigenen Natur und Lebensbedingungen. Sie kann im kürzesten und längsten Gebilde klare und feste Form gewinnen und für alle möglichen Seelenzustände sprechende Analogien bieten, so sprechend ähnliche, dass man versucht wird, sie mit directem „Ausdruck“ zu verwechseln. Aber „Form“ muss sie annehmen,

Wie Alles, was in die Erscheinung tritt, und es hat gar keinen Sinn, an bestimmten Formen, heissen sie wie sie wollen, Anstoss zu nehmen; es handelt sich für den Künstler eben nur darum, seine Musik in der rechten, passendsten, und vor Allem in schöner Form erscheinen zu lassen. Zur blossen Illustration ist die Musik nicht geschickt, weil sie das Ohr vollständig in Beschlag nimmt, daher sie nicht mit Unrecht auch die „aufdringlichste Kunst“ genannt worden ist. Wo einmal Musik ist und als Kunst gelten will, da darf man schöne Musik verlangen; und gar von einem Producte, das man als ein Meisterwerk anerkennen soll, muss verlangt werden, dass die Musik überall, durchgängig schön sei; zunächst also wohl lautend, wohl gestaltet, reichhaltig, wahr, warm, vollendet als Kunst. — Diese Eigenschaften genügen allerdings noch nicht immer: es muss noch das Charakteristische hinzu kommen, besonders wenn die Musik bestimmten textlichen Vorwürfen zum Ausdruck dienen soll. Doch sorgt der echte Künstler, von seinem Idealismus geleitet, dafür, dass das Charakteristische nicht durch allzu deutliche (realistische) Behandlung über die Grenzen des Maassvollen, Wahren und Schönen hinausgehe. Selbst die sogenannte Tonmalerei, die äussere Nachahmung des in der Natur Sichtbaren oder Hörbaren durch besonders charakteristische Tonverbindungen, erhebt er nicht zur Hauptsache, sondern benützt sie nur gleichsam als Staffage, das Hauptgewicht immer auf den Ausdruck der Empfindung legend — wie dies Beethoven bei seiner Pastoralsymphonie ausdrücklich betonte. — Die charakteristische Behandlung braucht, wie man aus dem eben angeführten Beispiel ersieht, nicht auf die Gesangsmusik beschränkt zu werden, sie kann auch in der Instrumentalmusik Platz greifen und ist dort sogar als unter-

scheidendes Merkmal verschiedener Kunstwerke beinahe unentbehrlich; der Künstler gibt durch Festhaltung eines bestimmten Charakters seinem Stück etwas Besonderes und erhöht dadurch den Reiz und das Interesse an demselben.

Dies führt zu einem Punkte, der hier nicht übergangen werden darf: zu dem Verhältniss des Interessanten zum Schönen, ein Verhältniss, welches von den Künstlern nicht immer richtig aufgefasst wird, in Folge dessen manchmal ein Talentfehler, oder ein Mangel in der Kunsteinsicht, zu Tage tritt, und auch das Publicum irre geführt wird. „Schön“ ist ein höherer Begriff als „interessant!“ Denn was nicht anzieht, nicht unsere Theilnahme erweckt, nicht fesselt, wird schwerlich Jemand für „schön“ erklären. Dagegen kann etwas interessant, auffallend, frappant sein und doch keineswegs schön; auch das Hässliche kann aus theilweise „interessanten“ Zügen bestehen. Das unumgängliche Zuchtmittel, welches dem Künstler innewohnen muss und das ich daher zu den Attributen des höheren Talents rechne, das vor Ausschreitungen des Interessanten, vor dem „Interessant sein wollen um jeden Preis,“ bewahrt, ist die Grazie, nämlich die freie, ungezwungene, edle, nirgends anstössige Bewegung. Wo dem Talent des Künstlers die Grazie fehlt, oder wo sie ihn verlässt, da kann vom echten schönen Kunstwerk nicht die Rede sein; und doch wird dieser Mangel oft übersehen und das Interessante mit dem Schönen verwechselt.

Soweit in Bausch und Bogen die Anforderungen, welche man an den Künstler als solchen, an sein Genie oder Talent stellen darf, wenn man von ihm Schönes erwartet. Es fragt sich jetzt, welche Einwirkungen auf seine Kunst von Seite seiner besonderen Natur und Persönlichkeit, ferner der Aussenwelt, der Zeit

u. s. w., sich vernünftigerweise geltend machen dürfen.

Wenn, wie ich am Beginn dieser Vorlesung anführte, die Musik Ausdruck des Innenwesens, der Persönlichkeit des Tondichters ist, so müssen wir im Interesse seiner Kunst, wie im Interesse der Menschheit, für welche die Kunst doch da ist, für welche der Künstler schafft, zunächst wünschen, dass diese Persönlichkeit eine menschlich-würdige, sittliche, von idealen Bestrebungen getragene sei. Wir verlangen nicht, dass der productive Künstler ein Engel sei — Mensch bleibt er immer; nur sei er auch kein böser Dämon, der mehr zerstörend als aufbauend wirkt. Es ist nämlich nicht zu verkennen, dass in den Künsten unseres Jahrhunderts der Zerstörungstrieb sich als eine starke, unheimlich wirkende Macht entfaltet, grösser als die Productionskraft. Wenn von Künstlern und Schriftstellern aller festen Form in der Musik der Krieg erklärt, wenn jeder Anschluss an die Principien der grossen Meister als Schlaverei bezeichnet und verabscheut wird; wenn sich die Menschen einmal daran gewöhnen, in der Musik nicht mehr die Verkörperung von Idealen zu suchen und zu finden, sondern den Ausdruck wüster Sinnlichkeit, barbarischer Leidenschaften oder grotesken Unsinns, dann hört die Musik auf, eine wohlthätige Culturmacht zu sein; sie dient dann nicht mehr zur sittlichen Befreiung des Menschengeschlechts vom Druck des Stofflichen, sondern im besten Falle zu unnützem aufregendem Zeitvertreib.

Betrachten wir das Leben und die Persönlichkeit der grossen Meister der sogenannten classischen und auch der ersten sogenannten romantischen Schule von Palestrina bis Schumann, so finden wir hier Charaktere von ausgeprägt sittlicher Tendenz, wie Palestrina, Bach, Händel, Beethoven;

andere von edler menschlicher Liebenswürdigkeit, wie Mozart, Mendelssohn u. A., wie gesagt: keine Engel, aber nicht einen einzigen, gegen dessen Charakter schwere Bedenken mit Grund zu erheben wären. Diese Thatsache wird schwerlich der geringste Grund sein, warum wir zu einer „classischen“ Musik, zu einer Musik gelangt sind, die als universales Culturmittel anerkannt ist; ebenso wie wir schwerlich im Besitz einer Poesie wären, wie es die deutsche ist, wären unsere grossen Dichter: Lessing, Schiller und Goethe, nicht Leute von solcher Geistes- und Gemüthsbildung, von so hoher und ernster Weltanschauung gewesen.

Eine andere Forderung, die an die Persönlichkeit des schaffenden Künstlers zu richten ist, ist die der Selbstständigkeit, welche oft gleichbedeutend genommen wird mit Originalität. Letztere ist aber ein höherer Grad der Ersteren und daher seltener, nicht von jedem Künstler zu fordern. Wir haben in der Kunst viele Producte, die die Bezeichnung „schön“ verdienen, ohne dass sie gerade absolut originell wären, oder ohne dass ihr Schöpfer ein Originalgenie genannt werden könnte. „Selbstständigkeit“ des Charakters und Willens kann aber jeder Künstler an den Tag legen, kann sich sogar in bewusster Nachbildung der Werke Anderer, im Anlehnen an deren Schaffensweise, zeigen, und dies ist häufig bei jüngeren Künstlern der Fall. So hat Bach zuerst Buxtehude, Froberger u. A. absichtlich nachgebildet, Mozart schrieb Stücke im Händel'schen Stil, Beethoven lässt in seinen ersteren Werken jeder Gattung (selbst bei höherer Opuszahl) Mozart und Haydn als seine Muster erkennen. Allen Dreien aber wird schwerlich Jemand Selbstständigkeit abstreiten, deren Gegentheil nur aus dem Herumspringen zwischen den verschiedensten und entgegengesetzten Stilarten zu entstehen pflegt. Die wahre



Originalität ist nicht immer gleich von Anfang da, sondern entwickelt sich in dem Maasse, als der Künstler in sich selbst fester und bewusster wird. Und nur, wenn die Originalität als das erscheint, was man auch „schöne Individualität“ nennt, wird sie wirklich Schönes hervorbringen.

Ist im Vorigen der Wunsch begründet worden, dass auch die Tonmeister dem Idealen und ihrer eigenen gesunden Natur treu bleiben möchten, so soll damit nicht verkannt sein, dass der Künstler der unvermeidlichen Einwirkung des Zeitgeistes ausgesetzt ist, ja denselben, im reinsten Sinne, zur Richtschnur nehmen muss. Erscheinen uns doch auch beim Rückblick in frühere Zeiten die grossen Meister als künstlerisch potencirter Ausdruck der Ideen welche ihre Zeit beherrschten; so Bach und Händel (letzterer in seinen Oratorien) als die Interpreten jener tief religiösen Strebungen des protestantischen Nordens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Mozart und Haydn als die musikalischen Repräsentanten jener heiteren, gemüthlichen und gemüthvollen Lebensauffassung des katholischen Südens gegen Ende desselben Jahrhunderts; Beethoven wieder als Vertreter einer ernsteren Zeit, die den Ursachen des Völker Glücks und -unglücks auf den Grund ging und in grossen Revolutionen einen Völkerfrühling feierte; Mendelssohn, Chopin u. A. zeigen sich stark berührt von dem Rückschlage jener denkwürdigen Zeit: vom Weltschmerz, dem der Glaube an den entsprechenden Sommer abhanden gekommen ist, der dem vielverheissenden Frühling hätte folgen sollen. — Das Alles ist jetzt, aus einiger zeitlichen Entfernung, leicht zu erkennen und zu übersehen. Fragt man sich aber im Interesse der heutigen Kunst und des heutigen Künstlers, was denn eigentlich der Geist unserer



Zeit sei, an den sich anzuschliessen dem Künstler Bedürfniss und Pflicht wäre, so kommt man in keine geringe Verlegenheit. Ist es noch jener Geist des Friedens, der Freude, der brüderlichen Handreichung, dessen Töne uns einst so süß in den Ohren klangen? Oder nicht vielmehr der Nationalitäten- und Racenhass mit obligater Begleitung jener schauerhaften Auswüchse des Freiheitsdranges: Socialismus, Communismus und Nihilismus? Oder ist es einfach der Geist der neuen Erfindungen und, zum Theil in Folge davon, eines kalt egoistischen Bereicherungstriebes, der nie genug haben kann? Das Alles sind Geister der Zeit, aber schwerlich der Zeitgeist selbst — den hat noch Niemand, wie Dr. Faust den Erdgeist, zu citiren vermocht, und da ihn eben noch Niemand leibhaftig geschaut hat, so lassen sich die Meisten von den oft irreführenden Geistern leiten. Am besten wäre es vielleicht, wenn man schon irgend einen mystischen Geist in Anspruch nehmen will, sich an den Weltgeist, statt an den Zeitgeist anzuschliessen, denn jener repräsentirt das Bleibende, dieser das Wechselnde, daher Vergängliche. Und so ist es auch bei den Künstlern: die mehr Werth auf augenblicklichen Erfolg legen, pflegen sich eng dem sogenannten Zeitgeist anzuschliessen; andere, die bemüht sind, ihren Werken dauernden Werth zu geben, schliessen sich lieber an den Weltgeist an. Im Ganzen fürchte ich, dass die Nachwelt die künstlerischen Talente nicht sehr beneidenswerth finden wird, welche in eine so verworrene, den Künsten keinen rechten Halt bietende, daher ungünstige Zeit hineingeboren worden sind!

Doch ich kehre zur Musik zurück! Man muss ja anerkennen, dass schon auf rein artistischem Gebiet sich Wandlungen vollziehen, die nicht gerade in engem Zusammenhang mit

weltbewegenden Fragen stehen müssen. Jede Zeit hat einfach ihren Kunststil, dem der Künstler sich nicht entziehen kann und soll, ausser wenn er etwa ausgeartet ist, in welchem Falle das Zurückgreifen auf frühere Standpunkte nicht getadelt werden darf. In Zeiten normaler Entwicklung wird jeder Künstler sich auf die Gegenwart stützen und an dem weiteren Ausbau der Zeitgedanken mitarbeiten. Dies ist etwas Selbstverständliches, aber eben deshalb auch nicht die Hauptsache, nicht das Einzige, was dem Künstler als Ziel oder Aufgabe vor Augen stehen muss. Diese bleibt immer das Streben nach Vollendung in der künstlerischen Ausführung oder Behandlung des Stoffs. Aeltere Kunstwerke, die im höchsten Sinne vollendet heissen können, sind daher oft mehr werth und erfreuen sich längerer Wirkung, als Werke modernsten Stils, die aber keinen Kunstgehalt haben, oder denen zur Schönheit unerlässliche Bedingungen fehlen.

Dies führt auf eine interessante wissenschaftliche Frage, nämlich auf das Verhältniss der geschichtlichen zur aesthetischen Betrachtung. Diese beiden Disciplinen befinden sich zuweilen in einem merkwürdigen Widerspruch, welcher Verwirrung erzeugt und der rechten Erkenntniss oft im Wege steht. Die Geschichte der Musik begnügt sich nicht, das Wachsthum derselben nachzuweisen und den Männern, die dazu mitgeholfen haben, den schuldigen Tribut der Dankbarkeit zu zollen; sie geht mitunter in ihrem Eifer für Letztere zu weit, indem sie deren Productionen ohne Unterschied lobpreist und Alles für schön anerkannt wissen will, was einmal als schön gegolten hat; sie übersieht dabei, dass Momente des Verfalls und des neuen Aufschwungs in den verschiedenen Gattungen oft gleichzeitig eintreten, dass daher ein und derselbe Künstler in

der einen Gattung Vorzügliches, Unanfechtbares, in einer andern Gattung aber Schwaches und Verfehltes leisten kann. Die geschichtliche Betrachtung wird dadurch zu weit-herzig und hebt eigentlich alles Urtheil auf. Die Aesthetik der Musik hingegen stützt sich oft allzusehr auf Principien, die die Gegenwart aufstellt, welcher alle gemachten Fortschritte bekannt und geläufig sind. Dadurch wird sie zuweilen ungerecht gegen Werke und Meister der Vergangenheit und übersieht die Bedingungen deren Werdens und Entstehens. Sie wird zu engherzig. Da müssen denn über bestimmte ältere Meister die widersprechendsten Ansichten zu Tage kommen, und besonders die Kunstjünger wissen nicht, wem sie glauben oder folgen sollen; gelangen sie dann zu einem eigenen selbstständigen Urtheil, so werden sie an dem Werthe jener Disciplinen irre — zum eigenen Schaden und auch nicht selten zum Schaden der gesunden Entwicklung der Kunst und des allgemeinen Urtheils.

Es gehört dieser Punkt zu den unausweichlichen Einwirkungen der Welt auf den Künstler. Durch all' diese muss er sich durcharbeiten, und wohl ihm, wenn die productive Kraft dabei nicht erlahmt.

Ist es nun nach alledem zu verwundern, wenn behauptet wird, das absolut Schöne sei das Product einer unglaublichen Menge von Vorbedingungen, objectiven und subjectiven, und deshalb selten?

Nun dürfen wir aber Einiges nicht übersehen. Erstens muss betont werden, dass die Elemente des Schönen, so vielfach sie sein mögen, doch nicht etwa einzeln neben einander stehen, sondern sich im rechten Kunstproducte zu einer einzigen Wirkung vereinigen, wie sie in ihrer Vereinigung auch dem Künstler während der Erfindung vor-

schwebten. Wie die Strahlen des Lichts sich im Brennpunkte sammeln, um leuchtend oder zündend einen viel höhern Grad intensiver Wirkung anzunehmen, so wirkt das Schöne in seiner Totalität, daher oft mit magischer unbegreiflicher Kraft. Und wie man das Licht wieder durch das Prisma in seine einzelnen, als Farben erscheinenden Momente zerlegen kann, so sucht auch die Wissenschaft der Musik (im einzelnen Falle die Kritik) die Einzelmomente auf, wobei leider freilich oft, wie der Dichter sagt, das „geistige Band“ verloren geht, das eben in der Idee des Ganzen liegt.

Zweitens wird man fragen dürfen: Wenn so ausserordentlich viel dazu gehört, bis eine Musik absolut schön genannt werden kann, ob denn so rigorose Forderungen den Kreis der Kunst nicht allzusehr verengen, ob nicht dem Kunstfreunde bei solcher Verengung allzuviel genommen wird, was ihm Freude machen kann? Ich muss daher noch einmal auf einen früher gethanen Ausspruch zurückkommen, dass es unendlich viel Grade der Schönheit gibt, und will hier ausdrücklich beifügen, dass nicht blos das absolut Schöne, sondern dass auch die unteren Grade ihre Berechtigung haben. Das Gute ist die natürliche Basis des Besten und Höchsten, und soll in der hier construirten Welt des Schönen gewiss nicht fehlen. Geradezu ungerecht und unvernünftig war ja seine Ausschliessung, denn lauter Genie's kann es nun einmal nicht geben. Nur gegen das Schlechte und Falsche soll, als nicht zum Schönen gehörig, protestirt, und nur soll der kritische Maassstab nicht verfälscht werden, wodurch das Niedere zum Höchsten, oder Hohes zum Niedrigen gestellt wird. Jene „Grade“ aufzu-  
ist Sache einer förmlichen Aesthetik, würde hier zu  
ren und doctrinär erscheinen.



Dagegen muss ich einen Punkt berühren: den Unterschied der musikalischen Kunstgattungen. Die Musik, als die jüngste Kunst, ist, was die „Begriffe“ anlangt, noch nicht zu so festen theoretischen Lehrsätzen gelangt wie andere Künste. Was ein lyrisches, didactisches, dramatisches oder episches Gedicht sei und erfordere, ist längst jedem Gebildeten geläufig. Dass ein Landschaftsbild etwas anderes sei als ein historisches; dass ein Palast, eine Kirche, ein öffentliches Staatsgebäude jedes einen andern Stil erfordere, darüber wird kein Mensch, als über etwas Selbstverständliches, ein Wort verlieren. Wenn aber behauptet wird: Symphoniestil und Opernstil, oder Opern- und Kirchenmusikstil sei etwas sehr verschiedenes, und die betreffenden Stile sollten, unbeschadet ihrer eigenen Entwicklung, rein gehalten werden, so schauen selbst geistreiche Leute ungläubig d'rein, und wie Pilatus fragte, „was ist Wahrheit?“ so fragen sie: „was ist Kirchenstil?“ Auf dieser Unsicherheit der Erkenntniss und der Principien beruht ein grosser Theil der Verwirrung, die sich heute im Urtheil über Musik bemerklich macht. Man sollte nicht glauben, dass es so schwer wäre, zum Beispiel für Kirchenstil und Opernstil die unterscheidenden Merkmale zu finden und aufzustellen. Haben doch beide Musikgattungen himmelweit auseinander liegende Zwecke: Während die natürliche Aufgabe der Oper ist, den Menschen in seiner menschlichen Handlungsweise, in den Contrasten, Verwickelungen, Kämpfen mit andern Menschen, mit menschlichen Einrichtungen, auch wohl mit dem Schicksal oder der ewigen Gerechtigkeit, musikalisch-dramatisch (sei es pathetisch oder komisch) darzustellen, also möglichst lebendig, ja drastisch in Tönen zu malen, gilt es bei der Kirchenmusik geradezu das Gegentheil: alles leidenschaftlich Menschliche zu bannen,

die Gedanken aus dem Getümmel der Welt hinaus, zur Welt der ewigen Harmonie zu führen, und so denselben Zwecken zu dienen, welche die Kirche und der Gottesdienst verfolgen. Als Kirchenmusik ist also nur schön, was als Musik schön ist und zugleich der Kirche entspricht; und ebenso ist als dramatische Musik schön, was als Musik schön ist und zugleich dem Drama entspricht. Und doch ist es historisch wahr, dass Oper und Kirchenmusik Berührungspunkte fanden, die zu einem völligen Uebergangen und Ineinanderfliessen der beidseitigen Stilarten führten. Ein geistreicher Schriftsteller — ich glaube H. Heine — hatte ganz recht, wenn er in Paris einem Freunde, der ihn am Montag fragte, was er gestern am Sonntag erlebt habe, zur Antwort gab, er sei Vormittags im Theater und Abends in der Kirche gewesen, womit er sagen wollte, er habe Vormittags in der Kirche eigentlich Theatermusik, Abends im Theater aber Kirchenmusik gehört — mit letzterer meinte er eine Oper von Méhul, der bekanntlich mehr Organist als Theatercomponist war. Geschichtlich wahr ist jene Vermischung der Stile. Ist aber das geschichtlich Wahre, das wirklich Geschehene, auch nothwendig das künstlerisch Wahre oder Vernunftgemässe? Und haben nicht grosse Musiker, wie Palestrina und Bach, gezeigt, wie Kirchenmusik zu behandeln sei? Sollte man nicht Diesen mehr zu glauben und Folge zu leisten Ursache haben, als etwa einigen Operncomponisten, die sich gelegentlich auch einmal zur Kirchenmusik verirrten, aber ihre operistischen Gewohnheiten nicht dahinten lassen konnten?!

Ueber einen andern sehr wichtigen Punkt: den Unterschied und die Berechtigung der nationalen Stile, kann ich mich hier in Kürze nur dahin aussprechen, dass man diesem Unterschied gewöhnlich zu viel Werth beilegt. Vernünftiger-

weise können nationale Stilarten nur Nuancen oder Schattierungen der einen grossen Kunstwahrheit sein; was darüber hinausgeht, ist einseitige Entwicklung, die schwerlich eine Zukunft hat. Vielleicht erlauben Sie mir einen Vergleich: Die Tanne, die Eiche, die Palme sind Bäume, die alle drei schön sein können, obwohl jeder in einer andern Art. Wenn aber zum Beispiel die Palme schief gewachsen oder verkrüppelt ist, so macht ihre Eigenschaft als Palme sie deswegen nicht schön, und es wäre sehr verkehrt Jemand, der sie nicht schön findet, zu sagen: Du verstehst die Palme nicht. Ein Gleiches könnte bei der Eiche und der Tanne vorkommen. Ich meine, um wieder musikalisch zu sprechen, eine italienische Musik, die in melodischer Beziehung reizvoll, aber in harmonischer Beziehung armselig und unbedeutend ist, sei ebenso wenig absolut schön, als eine deutsche, die harmonisch und contrapunktisch reich, aber an Melodie arm ist.

Alles bisher Behandelte bezieht sich auf die productive Kunst, auf die Composition. Man könnte auch die reproductive Kunst, die „ausübende Musik“, speciell einer Untersuchung unterziehen und sehen, welche Bedingungen bei ihr zur Schönheit gehören. Doch würde dies für diesmal zu weit führen. Ich erlaube mir daher nur noch, zum Schluss meiner Vorlesung meinen geduldigen und nachsichtigen Zuhörern das bekannte Wort zuzurufen: „Prüfet Alles und das Gute behaltet!“

---



1

2

3

4

5

6

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge seiner Hofte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.  
Einzeln gebunden: Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hofte sind auch einzeln zu haben.*

## III. Band.

- Hof I. Dr. Adolf Hirsch, Die Sonne.  
Hof II. Prof. Carl Hegel, Unser Vulkan.  
Hof III. Prof. Dr. Deu. Jacoby, Friedrich von Grossen und die deutsche Literatur.  
Hof IV. Prof. Stephan Barn, Historik Helms.  
Hof V. Dr. Victor Kaiser, Macheit und Lady Macheit.  
Hof VI. Prof. Mor. Müller, Der Gedichtbau von St. Gotthard.  
Hof VII. Dr. Carl Meyer, Wälder von der Vagabunde.  
Hof VIII. Dr. J. E. Meuk, Über die Wandlungen der Moral im Menschen-  
geschlecht.  
Hof IX. Prof. Eduard Benndorff, Die deutschen Rechtsprechungs-  
Hof X. Gerold Meyer von Kienau, Die Ekkirche von St. Gallen.  
Hof XI. Prof. Hermann Vögeli, Kunst und Volkstum.  
Hof XII. A. Hölzer, Felix Mendelssohn-Bartholdy.

## IV. Band.

- Hof I. Prof. Dr. E. Döber, Der Mensch der Wüste.  
Hof II. Prof. A. de Humbert, Die letzten Hohenstaufen u. das Papsttum.  
Hof III. Prof. Albrecht Müller, Die Meeresküste.  
Hof IV. Prof. Stephan Barn, Nicolaus Levan.  
Hof V. Prof. Emil Arbez, Die Schriftsteller in Rom zur Zeit der Kaiser.  
Hof VI. Dr. Victor Kaiser, Carozzini und Kautsch in ihren Lieblingswerken.  
Hof VII. Dr. M. W. Meyer, Von den ersten und letzten Dingen im Universum.  
Hof VIII. Dr. Jakob Wackeregal, Über den Ursprung des Brahmanismus.  
Hof IX. Prof. Dr. Ludwig Wille, Goethe's Werther und seine Zeit.  
Hof X. Paul Chastat, Die Paläontologie, deren Methode, Nutzen und Ziel.  
Hof XI. Dr. Gottfried Binkel jun., Kunst und Cultur im alten Italien  
vor der Herrschaft der Römer.  
Hof XII. Prof. L. Tervlen, Gabel.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Frs 10.

Einzeln gebunden: Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## V. Band.

- Heft I. Prof. Stephan Born, André Chénier.  
Heft II. Robert Hilwiler, Deutscher Naturschutz.  
Heft III. Dr. M. Wilhelm Meyer, Kraft und Stoff im Universum und die Ziele der astronomischen Wissenschaft.  
Heft IV. Prof. A. de Chamberlay, Die Rolle der phönizischen Nation in der alten Welt.  
Heft V. Prof. Albert Heim, Ueber die Verwitterung der Gesteine.  
Heft VI. Dr. C. Kinkel jun., Macaulay, sein Leben und sein Geschichtswerk.  
Heft VII. Dr. Karl Meyer, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters.  
Heft VIII. A. Niggli, Robert Schumann, sein Leben und seine Werke.  
Heft IX. Dr. J. H. Holz-Osterwald, Das Dogma in der Wissenschaft.  
Heft X. Otto Haggenschlager, Die eleusinischen Mysterien.  
Heft XI. Prof. Albr. Möller, Die Erzgänge.  
Heft XII. J. J. Honegger, Iwan Turgenev.

## VI. Band.

- Heft I. Dr. R. Hetz, Die Erschliessung Central-Afrika's.  
Heft II. Prof. Dr. E. Desor, Im Urwald.  
Heft III. Prof. Dr. Ludw. Wille, Der Spiritismus der Gegenwart.  
Heft IV. J. J. Honegger, Francis Bret Hartle.  
Heft V. Prof. Dr. Stephan Born, Beaumarchais.  
Heft VI. Dr. E. Bloesch, Valerius Anshelm und seine Chronik.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Die Gahrge.  
Heft VIII. Pfarrer Ernst Buss, Der Volksaberglaube.  
Heft IX. A. Niggli, Joseph Haydn, sein Leben und sein Wirken.  
Heft X. S. Bagge, Das Musikallisch-Schöne.

Das Inhaltsverzeichnis des I. bis IV. Bandes befindet sich auf den inneren Seiten des Umschlages.

# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren

E. PESON,

Professor in Bernburg

J. HINZEL,

Professor in Bonn

G. KINKEL,

Professor in Königsb.

ALBR. MÜLLER und J. RÜTIMAYER,

Professoren in Basel.

Band VI. Heft XI.

Speise und Trank vergangener Zeiten in deutschen  
Landen.

von

Dr. Wilhelm Goetz.

BASEL.

Schweizerische Verlagsbuchhandlung.

(Rugy-Rickler.)

1882.

Wir bitten die andern Herren des Umschlages wohl beachten zu wollen.

# ÖFFENTLICHES FORTGÄGE

gehalten in der Woche

der 10. Sonntag der Fastenzeit vom Jahr

ausgegeben von der Stadt Halle a. M. im

Jahre 1811. Halle a. M.

von der Stadtverwaltung.

## I. Abschnitt.

- Am 1. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 2. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 3. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 4. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 5. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 6. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 7. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 8. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 9. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 10. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 11. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 12. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 13. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 14. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 15. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 16. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 17. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 18. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 19. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 20. Mai 1811. Sonntag der Fastenzeit.

## II. Abschnitt.

- Am 1. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 2. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 3. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 4. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 5. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 6. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 7. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 8. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 9. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 10. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 11. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 12. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 13. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 14. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 15. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 16. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 17. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 18. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 19. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.  
Am 20. Juni 1811. Sonntag der Fastenzeit.

31

# Speise und Trank

## vergangener Zeiten in deutschen Landen.

---

VORTRAG

von

Dr. Wilhelm Goetz.



---

BASEL.

Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Richter.)  
1882.

~~~~~  
Schweighauserische Buchdruckerei.

*Brillat-Savarin* macht in seinem berühmten Buche „*Physiologie du goût*“ darauf aufmerksam, welche unendliche Wichtigkeit Essen und Trinken bei allen Nationen und hinsichtlich aller Lebensverhältnisse ausübt, wie bedeutend es erscheint, dass heutzutage noch bei den Naturvölkern die meisten wichtigen Geschäfte über dem Mahle abgewickelt werden; ja derselbe behauptet, dass bis auf den heutigen Tag alle grossen Geschehnisse, Verschwörungen nicht ausgenommen, bei Tische ausgedacht, vorbereitet und in's Leben gerufen worden sind.

Gewiss ist das „Tafelwesen“ ein nicht zu unterschätzender Factor im Culturleben aller Zeiten und hängt so innig mit der übrigen Entwicklung einer Nation zusammen, dass es den Maassstab abgeben kann für das Steigen und Fallen ihres Lebens. Speise und Trank haben in der That ihre Geschichte, und ein Blatt aus derselben, soweit sie die Lande deutscher Zunge betrifft, soll in der Folge mitgetheilt werden.

Wie gestaltlos steht die Kochkunst zu jener Zeit auf deutschem Boden da, über die wir den einen Gewährsmann *Tacitus* haben! „Die Speisen,“ erzählt dieser, „sind einfach; Baumfrüchte, frisches Wildpret oder geronnene Milch. Ohne Leckereien, ohne Gewürze vertreiben die Germanen nur den Hunger. Zum Getränk haben sie ein Gebräu aus Gerste oder Korn, das dem Weine etwas ähnlich gemacht ist.“



So der Römer, der wohl wissen mochte, dass diese germanische Einfachheit in Speise und Trank mehr Folge der Unwissenheit war als der Selbstbeherrschung. Wenn nun auch seit der Völkerwanderung das germanische Leben sich zu höherer Cultur entwickelte, so zeugten doch wiederum die Nahrungsmittel unserer Vorsassen im Allgemeinen von schmutziger Armseligkeit, mit der oft die grösste Schwelgerei und eine lächerliche Verschwendung contrastirten.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel unserer mittelalterlichen Vorfahren waren gesalzenes und geräuchertes Fleisch, getrocknete Fische, einige Kohlarten. Was letztere betrifft, so kannte *Arnold von Villeneuve* im XIV. Jahrhundert nur drei, und noch zu *Liebau's*, eines berühmten Gartenkenners, Zeiten (um 1570) waren im nachbarlichen Frankreich nur vier Arten von Lattich bekannt. Im XIII. Jahrhundert fabulirte man von den wunderbaren Gartenkünsten *Alberts des Grossen*; allein man darf nur das dürftige Verzeichniss von Gartengewächsen in seinem Buche „*De vegetabilibus et plantis*“ nachsehen, um sich von der Unvollkommenheit der Gärtnerei zu den Zeiten des Magus zu überzeugen. Unser Blumenkohl ist erst in den 80er Jahren des XVI. Jahrhunderts aus der Levante nach Italien und von da im Anfang des XVII. Jahrhunderts nach Deutschland gekommen.

Die allgemeine animalische Nahrung bildete im Mittelalter in allen Ländern Schweinefleisch. Ungeheures Gewicht legte die Lex Salica auf Schweinezucht. Der Erzbischof im „hiligen“ Köln brauchte alltäglich 24 grosse und 8 mittlere Schweine, der Abt zu Korvei an der traulichen Weser 5 fette, 1 mageres Schwein und 2 Ferkel. Und aber merkwürdig ist es, dass schon zur Zeit der Römerherrschaft das heutige Westfalen wegen seiner Schinken berühmt war; denn die marsischen Schinken, welche damals

nach Rom geschickt wurden, kamen aus jener Gegend. Vor der Bekehrung der Deutschen durch den Canossaweiser Bonifacius begingen diese im Februar die Sporkelfeier. Es war ein häuslich religiöses Fest, wobei man ein Schwein schlachtete, das mit gewissen religiösen Feierlichkeiten der Göttin Freia dargebracht wurde. Wer möchte in den „Metzelsuppen“ die Reste dieser heidnischen Feier verkennen? Und vor Uhland sang begeistert Meister *Steinmar* aus dem Thurgau:

„Min sele uf eine rippe stat,  
Wafen! diu von dem wine druf gehüpft hat.“

Zum Schweinefleisch gehörte in den deutschen Landen bald das Sauerkraut, des Deutschen Nationalspeise, wie die Franzosen behaupten, die jedoch in Wahrheit eine Erbschaft von den Südländern ist. Heisst doch dieses Kraut jetzt noch in ostfränkischen Mundarten Kompost (= compositum)!\*) Bei den Deutschen hat dasselbe freilich erst seinen guten Boden gefunden.

Zu den Thieren, welche gegessen wurden, gehörten selbst Pfauen, Reiher, Kraniche, Störche, Geier, Raben, Schwäne — Gerichte, deren jedes seine eigene Brühe, ja oft zwei oder drei hatte, von denen die eine heisser und künstlicher denn die andere war. Schon seitdem überhaupt von einer „Kunst“, die Speisen zu bereiten, in den deutschen Landen die Rede sein kann, zeigt sich auch hier eine sonderbare Vorliebe für scharfe und beissende Würzen, eine Vorliebe, die im späteren Mittelalter immer mehr Platz griff und dann erst nach der wilden Zeit des dreissigjährigen Krieges wieder zurücktrat. Es ist erstaunlich, welche Mengen von Zimmet, Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnüssen,

---

\*) *Spreng* bezeichnet mit „Gumpist“ in Wasser eingelegtes Kraut.



# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8, Fr. 10.  
Kleant gebunden: Mark 10, Fr. 12.

Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.

## III. Band.

- Heft I. Dr. Adolf Hirsch, Die Romer.  
Heft II. Prof. Carl Vogt, Ueber Vulkane.  
Heft III. Prof. Dr. Sam. Jacoby, Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur.  
Heft IV. Prof. Stephan Harn, Heinrich Heine.  
Heft V. Dr. Viktor Kasper, Marbein und Lady Marbein.  
Heft VI. Prof. Albr. Müller, Der Ursprung des St. Gotthard.  
Heft VII. Dr. Carl Meyer, Wälder von der Vogelweide.  
Heft VIII. Dr. J. E. Alaux, Ueber die Wälder der Moral im Menschengehirn.  
Heft IX. Prof. Eduard Gumboldt, Die deutsche Romantikerliteratur.  
Heft X. Gerold Meyer von Knonau, Die Ekkehard von St. Gallen.  
Heft XI. Prof. Salomon Vögeli, Kunst und Volksleben.  
Heft XII. A. Böhler, Felix Mendelssohn-Bartholdy.

## IV. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Gessé, Der Mensch der Weile.  
Heft II. Prof. A. de Chamberet, Die letzten Hochzeiten des Papstthums.  
Heft III. Prof. Albrecht Müller, Die Mäurersteine.  
Heft IV. Prof. Siegmund Born, Nikolaus Lenau.  
Heft V. Prof. Emil Arlenz, Die Schriftsteller in Rom zur Zeit des Kaiser.  
Heft VI. Dr. Viktor Kasper, Cornelius und Knabach in ihren Liederwerken.  
Heft VII. Dr. M. Wilm. Meyer, Von den ersten und letzten Dingen im Universum.  
Heft VIII. Dr. Jakob Wachernagel, Ueber den Ursprung des Brahmanismus.  
Heft IX. Prof. Dr. Ludwig Wille, Göthe's Werther und seine Zeit.  
Heft X. Paul Chiffel, Die Paläontologie; deren Methoden, Nutzen und Ziel.  
Heft XI. Dr. Gottfried Kinkel jun., Kunst und Cultur im alten Indien vor der Herrschaft der Römer.  
Heft XII. Prof. L. Tarrion, Estlin.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 3. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## V. Band.

- Heft I. Prof. Stephan Born, André Gide.  
Heft II. Robert Hiltebeitel, Ueber Astrologie.  
Heft III. Dr. M. Wilhelm Mayer, Kraft und Stoff im Universum und die Ziele der astronomischen Wissenschaft.  
Heft IV. Prof. A. de Chamberlin, Die Rolle der physischen Sinne in der alten Welt.  
Heft V. Prof. Albert Heim, Ueber die Verwitterung im Gebirge.  
Heft VI. Dr. G. Kinkel jun., Macaulay, sein Leben und sein Geschichtswerk.  
Heft VII. Dr. Karl Meyer, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters.  
Heft VIII. A. Niggli, Robert Schumann, sein Leben und seine Werke.  
Heft IX. Dr. J. H. Hotz-Osterwald, Das Dogma in der Wissenschaft.  
Heft X. Otto Hüggenmacher, Die elenischen Mysterien.  
Heft XI. Prof. Albr. Müller, Die Erzgänge.  
Heft XII. J. J. Konnegger, Iwan Turgenjew.

## VI. Band.

- Heft I. Dr. R. Hotz, Die Erschliessung Central-Afrika's.  
Heft II. Prof. Dr. E. Desor, Im Urwald.  
Heft III. Prof. Dr. Ludw. Wille, Der Spiritismus der Gegenwart.  
Heft IV. J. J. Konnegger, Francis Brat Harle.  
Heft V. Prof. Dr. Stephan Born, Baumärzels.  
Heft VI. Dr. E. Bloesch, Valerius Anselm und seine Chronik.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Die Gebirge.  
Heft VIII. Pfarrer Ernst Buss, Der Volksbergglaube.  
Heft IX. A. Niggli, Joseph Haydn, sein Leben und sein Wirken.  
Heft X. N. Bayge, Das Musikalisch-Schöne.

Das Inhaltsverzeichnis des I. bis IV. Bandes befindet sich auf dem inneren Seiten des Umschlages.

# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter geistlicher Mitwirkung  
des Herten

P. DEBON,

Ordinarius in Bernsburg.

F. MISEL,

Ordinarius in Bern.

G. KINKEL,

Ordinarius in Bern.

ALBR. MÜLLER und F. RÖTHER.

Verleger in Bern.

Band VI. Heft 81.

Speise und Trank vergangener Zeiten in deutschen  
Landen.

von

Dr. Wilhelm Goetz.

BASEL.

Kohwälgwäserische Verlagsbuchhandlung.

1869.

1869.

Wir bitten Sie andere Seiten für Umsetzungen gef. beachten zu wollen.

275 - 27 f

lei der Frucht, dass ihnen der Anbau derselben nicht nur befohlen, sondern mit Gewalt aufgezwungen werden musste. Die Verbreitung des Kartoffelbaues in den deutschen Landen war daher eine sehr verschiedene. Erst um 1640 wurde die Kartoffel in Hessen, Westfalen und Niedersachsen gepflanzt, 1647 in Braunschweig, 1650 in Berlin, erst 1716 in Bamberg und Baireuth, in der Pfalz, in Baden und Schwaben. Zur Zeit producirt Deutschland 440 Millionen Centner. In der Schweiz wurden die Erdäpfel erst bei der Theurung von 1771 bekannter, hatten aber lange mit dem Vorurtheil zu kämpfen. —

Den Speisen von ehemals gaben zum grossen Theil, insonderheit was dem Magen der Masse zukam, die Getränke an Schlechtigkeit oder Ungeschmack nichts nach. Wenn nun auch Küche und Keller sprachlich ein unzertrennliches Paar sind, wie in der Ehe Mann und Weib, so müssen wir doch umfassender vom deutschen Trinken reden, da ja von jeher insonderheit der deutsche Durst gewürdigt ward und auch in Wahrheit den alten Deutschen das Trinken höher stand als das Essen:

„Sachs, Baier, Schwob und Frank,

Sie lieben alle den Trank.“ (Sprichwort.)

Uralte Getränke der Germanen waren Meth und Bier; mit dem Auftreten fremder Elemente in den deutschen Landen wurde aber bald auch der Weinstock verbreitet und selbst fremder Wein eingeführt. Ersteres Getränk begann seit dem XIV. Jahrhundert in den Hintergrund zu treten, während der Weinconsum bis in die Neuzeit hinein ein allgemeiner war.

Bekanntlich gedeiht in Deutschland der Weinstock, welcher eine Jahrestemperatur von 7° braucht, bis Bonn am Rhein und in Unterschlesien bis Grünberg, dem nörd-

31

# Speise und Trank

## vergangener Zeiten in deutschen Landen.

---

VORTRAG

von

**Dr. Wilhelm Goetz.**



---

**BASEL.**  
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.  
(Hugo Richter.)  
1882.



war; wenn die Leute den tranken, sprachen sie: „Herr Gott, behüt' uns, wie ist der Wein so sauer!“ so dass der Wein von dem Jahre den Namen behielt: Herr Gott, behüt' uns. Als nun der Landsknecht ass und auch den sauren Wein versuchte, sprach er: „Pottztausend, Herr Wirt, wie ist der Wein so sauer!“ Antwortete der Wirt: „Unsere Weine sind derart, dass sie erst im Alter gut werden.“ Spricht der Landsknecht: „Wirt, ja wenn er so alt würde, dass er auf Krücken gienge, es würde nichts gutes daraus.“

Ingolstadt, ehemals die Warte der Jesuiten, hatte nach *Fischart* seinen Essigwein:

„Gewächs, sieht aus wie Wein,  
Ist's aber nicht; man kann dabei nicht singen,  
Dabei nicht fröhlich sein.“

Solch' ein Nass bedurfte natürlicher Weise der Versetzung mit Wermut und Honig, mit Säften von Beeren und mit Zucker. War das aber edler Rebensaft? Brauchte doch die wilde Rebe des Rheingaues eine Zeit von mehr denn 1000 Jahren, um zur jetzigen Rieslingrebe veredelt zu werden und war doch noch vor 100 Jahren die am Rheine jetzt allgemein geübte Kunst der Auslese beinahe völlig unbekannt! An den Ufern, die wir jetzt im Liede feiern, in den „weingeschmückten Landesweiten“, da wuchs im Mittelalter auch ein schlechter, saurer Wein, „davon die Quart nicht ganz drei Heller galt“, den man „Ratsmann“ nannte, aber wohl schwerlich aus dem unschuldigen Grunde, den ein späterer Chronist angibt, wenn er meint: „denn wie viel man dessen trank, liess er doch den Mann bei Verstand, gleichwie alle Ratsleute verständig sein sollen.“

Am beliebtesten waren in mittelalterlicher Zeit die gekochten und gewürzten Weine, Pigmenta oder Piments, unter welchen der Clairot und Hippocras obenan standen.

Im „*Parcival*“, den *Wolfram von Eschenbach* auf der Wartburg, der in Stein gehauenen Chronik des Thüringerlandes, beim Landgrafen Hermann dichtete, werden folgende Getränke aufgeführt:

„Morass, Wein, Sinopel rot,

Wonach den Napf ein jeder bot.“

Das erste derselben war ein süßes Nass aus Maulbeeren, Sinopel eine Art mit Syrup oder Honig süß gemachten Weines, der von den Frauen besonders geschätzt wurde.

Indem wir auf den Volksspruch: „Reben, Messgeläut, Bamberg, das ist Franken“ hinweisen, bemerken wir, dass auch „wîn von welschem lande“, namentlich „süezer wîn von Cleven“ (*Chiavenna*, *Clavenna*) und der „Rainfall“, der süsse und kostbare Wein von Rivoglio in Istrien, in hohem Ansehen bei der vornehmen deutschen Welt stand. *Vinum latinum*, italienischen Wein tranken besonders gern die Bewohner der brunnenreichsten deutschen Stadt, die Augsburger. Und aber der schon oben genannte schalkhafte *Wickram*, der sein „Rollwagenbüchlein“ dem Wirte „zur Blume“ in Kolmar zueignete, erzählt uns auch, wie sich ein Schwabe beklagte, dass Gott nicht auch im Schwabenlande geweinet habe, wie in Italien:

„Ein guter, frommer, einfältiger Mann aus dem Schwabenlande zog zur Wallfahrt gen Rom. Als er nun nach Italien kam, kehrte er bei einem Wirte ein, der ihn höflich empfing; denn er hatte viel Geld zu verzehren. Der Wirt trug ihm auf, was er gutes hatte, dazu die allerbesten Weine, die man in Italien hat, wie Velteliner, Reynfall und andre guten Sorten, die schmeckten dem guten Schwaben wohl. Derhalben fragte er zuletzt den Wirt, was das für Trank wäre. Da dachte der Wirt bei sich, er hätte einen rechten Kunden gefunden; denn er war auch ein

geborner Deutscher und ein grosser Spottvogel. „Lieber Freund,“ sagte er, „der Trank, nach dem ihr fragt, sind unseres Herrgottes Thränen.“ — „O!“ sagte der Schwabe, „Du lieber Gott, warum hast du nicht auch im Schwabenlande geweint?“ —

Wein von Cypern kam schon während der Kreuzzüge nach Basel. Einen anderen „welschen“ Wein weist das Volkslied auf:

„Den liebsten Buhlen, den ich han,  
Der liegt beim Wirt im Keller;  
Er hat ein hölzern Röcklein an,  
Und heisst der Muskateller.“

Dass die Weine schon frühzeitig gefälscht wurden — der Humanist *Konrad Celtes* mahnt den Nürnberger Magistrat: *Vinorum etiam corruptores utinam graviore supplicio afficerent!* — darf wohl nur nebenbei erwähnt werden. In Bezug darauf heisst es in *Fischart's* „Gargantua“: „Demjenigen hätte Grandgoschier ohne weiteres den Hals umgedreht oder ihn auf sonstige Art erwürgt, der ihm mit Manschen und Planschen oder durch Schwefel, Speck und heisses Wasser den Wein zum Ketzer machte. Der Wein soll gut katholisch sein,“ rief er, den Becher in der Rechten schwingend, manchmal aus und fuhr dann Reime schmiedend also fort:

„Der krieg' das Grimmen,  
Der einschenkt schlimmen;  
Der soll in Apfelwein ersaufen,  
Der uns den guten Wein will taufen.“ —

Bei grossen Gastmählern und Gelagen pflegte man vor dem Weine noch gewisse Wurzeln und Gewürze zu essen, um den Durst mehr zu reizen. Solche Gaumenkitzler und

Weinhaspeln, um mit *Fischart* zu reden, waren Muscatnüsse, Gewürznelken, Ingwer, Rettig und Meerrettig.

Der Minnesänger *Neidhart*,\*) welcher der Bauern spotete, die es den Rittern auf tölpelhafte Weise gleich zu thun suchten, erwähnt als bauerlichen Trankes auch des Birnenmostes:

„Ir birmost den trank ich also swinde,  
des was sie vro,  
do sang ich uns beiden gar genouk,  
vil zühteklich sprach sie zuo ir gesinde  
vil liebe also:  
„bring’ uns aber einen vollen kruok,  
daz wir den tak mit vröuden also verslizen,  
die brunnen nütze mit einander bizen.“

Ein andermal lässt unser Spötter und Bauernneider den Ruf erschallen nach „guot most uz ungevuegen kruogen.“

Nun, volle Humpen sah der Deutsche männlichen wie weiblichen\*\*) Geschlechtes in der „guten alten Zeit“ nur zu gerne; nobiliter bibere, adelig zechen, war, sub rosa gesprochen, die Bezeichnung für ein Sichvolltrinken. Namentlich spielte das Zutrinken zu „gleichen“, „vollen“ und „halben“ eine grosse Rolle, und Verbote dieser Unsitte fruchteten nichts. Auch *Hans Sachs*, der deutschesten einer, eiferte gegen dieselbe in „Ein kurtz Gesprech von dem zutrinken, dem schedlichen Laster“. Derselbe erzählt uns auch, wie der Belzebock in „frumme“ Landsknechte, die in einem Wirthshause zechten, zu fahren gedachte und wie es ihm dabei erging:

---

\*) Er lebte am baierischen und österreichischen Hofe bis um 1240.

\*\*) Bezüglich der Frauen „mit Rosenmund und leuchtenden Augen“ verweisen wir auf die Daten in der „Geschichte der deutschen Frauenwelt“ von *Johannes Scherr*.

„An dreien Tischen sass der Chor,  
Tranken halbe und ganze vor:  
Man gab nur einen Schwung dem Krug  
Und trank ihn aus auf einen Zug.  
Der Teufel thät die List nicht sparen,  
Gedacht' heimlich in einen zu fahren,  
Den toll er sah' hinuntergiessen.  
Sollt' seiner Schlaueit nicht geniessen;  
Denn also war des Trinkens Brauch:  
Bringt's einer zu, so sagt er auch:  
„Gesegen's Gott“; der andere sofort  
Giebt ihm zurück dasselbe Wort.  
Da so sie alle gesegnet waren,  
So konnt' der Teufel in keinen fahren.“\*)

Im Jahre 1618 verbot der Rath zu Basel alles Zutrinken, „da man auf Stühl oder Bänk zu steigen pflegt, sammt allem schandlichen Zetergeschrei und Tellerklopfen.“

Feindliche Brüder sind die Büchlein „Jus potandi oder Deutsches Zech-Recht 1616“ und „Vom schweren Misbrauch des Weins 1580“.

Doch hören wir hinwiederum den Humoristen *Fischart!* In dem „Gargantua“, der strotzenden Blütenkrone alles deutschen Humors, lässt der Dichter seinen „vollenwolbeschraiten“ Helden und den Mönch Johann also reden:

„Kann man noch grössere Ehre und Genugthuung in dieser Zeitlichkeit erwarten und erlangen, als die, ein Held der Gurgel genannt zu werden?“ fragte Gargantua in sehn-süchtiger Erwartung eines entschiedenen Ja.

---

\*) Von den Hunnen erzählt *Priscus* als Augenzeuge: Unusquisque eorum, qui aderant, surgens scythica comitate poculum plenum nobis porrexit et eum, qui bibebat, amplexus et osculatus illud accepit — ein Brauch, der sich gleich anderem Rüstzeug aus dem Barbarenthum auf den deutschen Hochschulen erhalten hat.

„Allerdings,“ entgegnete Johann. „Ein Held der Gurgel zu sein, ist die berechnete Eigenthümlichkeit jedes echten Deutschen, also des deutschen Spiessbürgers wie des deutschen Fürsten.

Dieses Verdienst ist so alt, wie die Germanen selbst es sind; es bildet, mit der ehelichen Treue zusammen, das eigentliche Axiom der deutschen Volksindividualität und deutschen Stammescharakters, es ist das Nationalitätsprincip der Deutschen; denn beide entspringen, ob sie gleich keine Geschwisterähnlichkeit zeigen, aus derselben Wurzel, nemlich aus der dem Germanenvolke eigenen Neigung zum Festhalten und Festsitzen an dem und auf dem, was man ererbt oder erworben, und was einem durch Alter und Gewohnheit lieb und wert geworden, mit einem Wort, sie beruhen auf der deutschen Sesshaftigkeit.

Weil dem aber so ist, so dürft Ihr Euch der Gurgelheldenschaft so wenig rühmen, als Mann und Frau sich ihrer Treue rühmen dürfen. Es ist nichts als Erbadel oder überkommene Ehre, auf die Ihr Euch soviel zu gute thut und nicht persönliches und selbsterworbenes Verdienst.“ —

Drum wohl sorgte eine allweise Obrigkeit auch für die Bewältigung des Durstes. Trat etwa im Frühjahr ein Frost ein und verderbte die Reben, so traf der Basler Rath sogleich Maassregeln, dass Wein genug in der Stadt für die nächste Zukunft vorhanden war, indem er die Ausfuhr erschwerte. Und in Speier „beschrieb“, laut den „Chronika der Freyen Reichs-Stadt Speyer“ von *Christoph Lehmann*, der Magistrat im Jahre 1438 den ersten Biersieder von Bamberg, „in Mangel Weins Bier zu sieden“. Das Bier war bereits das Getränk des Mittelstandes geworden.

Die Bierbrauerei gehört zu den ältesten Gewerben in Nürnberg, und schon 1370 wurden die „roten“, nach jetziger

Sprachweise Braunbierbrauer, allda in den grösseren Rath aufgenommen. Weisses Bier wurde erst im Jahre 1541 zu brauen angefangen, und zwar durch Hans Kräne, einen Niederländer. Später kam das Weizenbier auf. Die Bierfabrication in Nürnberg wurde durch den in der Nähe der Stadt betriebenen Hopfenbau sehr begünstigt. Schon im XV. Jahrhundert wurde in Altdorf Hopfen gebaut; bald verbreitete sich der Hopfenbau im ganzen Nürnberger Gebiet, und der Hopfen wurde schon damals ein für Stadt und Land sehr einträglicher Handelsartikel. Ueber die Güte des Bieres wachte der Rath mit besonderer Aufmerksamkeit. Wo die zur Prüfung des Bieres bestellten sogenannten Bierkieser ein schlechtes Bier antrafen, wurde es dem Bräuer oder Wirth um zwei oder mehr Pfennige im Preis herabgesetzt; auch wurden Stadtknechte in Amtstracht vor den Keller gestellt, die so lange bezahlt werden mussten, bis das schlechte Bier ausgetrunken war! Gesundheitsschädliches Bier aber wurde durch den Henker dem Wasser der Pegnitz zugesellt, indem derselbe eine grosse Trommel schlug, so dass männiglich von dem Vorgange Kenntniss gewann.

Nicht minder sorglich war man im reichen Ulm, indem im Jahre 1486 die Herren des kleinen Rathes es gut fanden, „weilen der wein in hohem gelt und die Burger sich uff das Bier legen, die Biersieder aber ohne alle Ordnung sieden, und es nit vergeren lassen, dadurch den leuten krankheiten zugezogen werden, dass desshalb gen Nördlingen, Giengen und Lauingen geschrieben und erkundigt werde, wie lang Ire Bierbrauer das new gebraute Bier liegen lassen, eh sie es uss schenkken, damit den hiesigen auch die ordnung gegeben werde.“ —

Das Bier begann wieder seine frühere Stellung einzunehmen.

Schon zur Zeit *Fischart's* legte man auf ein gutes Bier grosses Gewicht; unser Autor verlangt von einem solchen, dass es „weinmässig, wohlgebraut, glitzend, dunkel, dick, klebrig, augenblendig“ sei; auch kannte derselbe die berühmtesten Sorten desselben: die Braunschweiger Mumme und die Goslarer Gose.

Die erstere wurde in fremde Länder, selbst in fremde Erdtheile ausgeführt, und darauf bezieht es sich auch, wenn *Brückmann* in seinen Reisebriefen vom Jahre 1742 ein Gedicht „über die Braunschweiger Mumme“ bringt, das also anhebt:

„Trutz, dass Du Deinen Sec (Sect) der Mumme wilt  
vergleichen,

Der Mumme, welcher Mann' und Himmels Nektar  
weichen . . .

Trinkt ein Javaner Mumm', wie wir in Büchern lesen,  
So schwert er hoch und theur, er sei bei Gott gewesen;  
Der Mogol meint, er sei bis an die Stern entzuckt,  
Wenn er nur einen Trunck von diesem Saffte schluckt!“ .

Dieselben Reisebriefe bringen auch eine Verherrlichung des Goslar'schen Bieres, der Gose:

„Du liebster Weitzen Safft,  
Du, Du kannst Leib und Seel vergnügen,  
Du machest mir gesund Geblüt,  
Weg Coffée, Thee und Aquavit,  
Die Gose lässt Courage kriegen,  
Die Gose, die hat Schmach und Krafft!“ u. s. f. —

Die heutige volkswirthschaftliche Bedeutung des Bieres lässt sich durch Zahlen belegen; wir geben im Folgenden für einige Länder die Zahl der 1877 im Betrieb gewesenen Brauereien, sowie diejenige der producirten Hektoliter:



| Länder.        | Zahl<br>der Brauereien | Hektoliter. | Es treffen auf 1 Ein-<br>wohner Liter per Jahr. |
|----------------|------------------------|-------------|-------------------------------------------------|
| Preussen       | 9977                   | 14,489,909  | 55 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>                  |
| Bayern         | 4621                   | 11,862,462  | 240                                             |
| Die kleinen    |                        |             |                                                 |
| nordd. Staaten | 2680                   | 3,137,320   | .77 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>                 |
| Württemberg    | 2510                   | 2,801,086   | 154                                             |
| Baden          | 1651                   | 638,414     | 63                                              |
| Sachsen        | 717                    | 3,246,150   | 117 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>                 |

Dass Production und Verbrauch des Bieres in steter Zunahme begriffen sind, kann man wohl aus der Thatsache schliessen, dass überall neue Brauereien in immer riesigeren Verhältnissen angelegt werden und dass fast alle den Gründern trotz Steuern ein gut Stück Geld abwerfen. —

Der Branntwein endlich ist das jüngste und das reinste der spirituösen Getränke. Bei den alten Culturvölkern war der Branntwein unbekannt. Erst die Araber stellten durch Destillation des Weines ein solches Getränk her, benutzten es aber nur als Arznei. Der arabische Arzt *Abulkasem* im XI. Jahrhundert erwähnt seiner zuerst. Die Bereitungsweise wurde aber, wie es die Sitte jener Zeiten mit sich brachte, streng geheim gehalten, bis im XIV. Jahrhundert der von uns oben genannte *Arnold von Villeneuve* sie bekannt machte. Mit dem arabischen Namen Alkohol bezeichnete man damals jeden durch mechanische oder chemische Mittel möglichst gereinigten oder verfeinerten Stoff. *Arnold* nannte ihn zuerst Weingeist (Spiritus vini), und da er, wie alle seine Zeitgenossen, auf Entdeckung einer wunderthätigen Essenz zur Verlängerung des Lebens hoffte und eine solche in dem Branntwein gefunden zu haben glaubte, so gab er ihm auch zugleich den Namen Aqua vitæ (Lebenswasser).

Während aber noch im XVIII. Jahrhundert nur wohl-

bemittelte Leute etwas Branntwein tranken — auf „Hochzeiten und Kindstauen wurde dem Pfarrer ein Spitzglas voll“ vorgesetzt —, ist der „Schnaps“ zum Genussmittel gerade der Armen in unseren Tagen geworden. \*)

Der rohe Luxus verschwindet aber nur dann, wenn höhere Bedürfnisse und Befriedigungsmittel eingeführt werden; den verderblichen Missbrauch einer früheren Entdeckung kann nur ein neuer Fortschritt aufheben. Und einen solchen bezeichnet die Einführung der zwei neuen Genussmittel, des Kaffee's und des Thee's, in die deutschen Lande.

Der Kaffee ist in Deutschland zuerst genannt worden im Jahre 1582 und zwar durch den Arzt *Rauwolf*, dem seine von ihm beschriebene „Raiss in die Morgenländer“ die Bekanntschaft mit diesem Getränke verschafft hatte. Abermals wurde dasselbe sodann im Jahre 1647 durch einen anderen Reisenden, den berühmten *Olearius*, erwähnt und zwar unter der Benennung „Kahowä“. Im Abendland ist aber der Kaffee zuerst in Paris am Hofe des vierzehnten Ludwig getrunken worden, wohin ein Gesandter Mohameds IV. die Bohnenfrucht der Kaffeestauden gebracht hatte. Das älteste abendländische „Kaffeehaus“ aber wurde schon 1652 in London aufgethan, während das erste französische erst 1671 zu Marseille eröffnet worden ist. Das erste deutsche Kaffeehaus hatte Wien (1689), noch heute die Musterstadt für Kaffeehäuser. Stuttgart erhielt ein solches 1712, Augsburg 1713.

Es mussten aber hundert und mehr der Jahre vergehen,

---

\*) Bezüglich des Giessener Studentenlebens vor 100 Jahren erzählt uns *Laukhard* († 1832): „Der Giesser Schnaps ist wie das Bier sehr elend; er hat einen Geschmack, wie wenn er mit Rauch von Nusslaub geräuchert wäre. Dabei ist er sehr wohlfeil. Wer für sechs Kreuzer trinkt, ohne ganz berauscht zu werden, muss ein kapitaler Säuffer sein.“

bis der Kaffee in den deutschen Landen aus einem Luxusgenuss der Reichen — in Basel war derselbe noch 1769 verboten und durfte nur in den Apotheken als Arznei verkauft werden — zu einem billigen Volksnahrungsmittel werden konnte.

Mit nicht geringem Interesse verfolgt man den stillen, aber heftigen Krieg, den die Regierungen mit den Kaffeetrinkern führten.

Versetzen wir uns auf solch' einen Kriegsschauplatz, nach der kleinen hessischen Universitätsstadt Giessen an der Lahn!

Schon 1750 muss der Kaffee allda zahlreiche Anhänger gehabt haben. Dies geht aus einem Liede im Wochenblatt der Stadt hervor, das, steif und unpoetisch wie die ganze Zeit, in 19 Strophen den braunen Trank besingt:

„Verdickt, verstopft sich das Geblüte,  
Wird jemand von dem Stein geplagt,  
Stört auch ein trauriges Gemüte,  
O trinkt, die Krankheit wird verjagt!  
Er reinigt, treibt, verdünnt das Blut,  
Vergnügt den Geist, erweckt den Mut.

Wen Husten, Schnupfen, Kopfweh plagen,  
Der nehme diesen Nektar ein.  
Zur Stärkung für den schwachen Magen  
Kann wohl kein besser Mittel sein,  
Als wenn man diesen Göttersaft  
Recht heiss zu ihm hinunterschafft.

Die Ursach ist ganz leicht zu finden,  
Die manchen stolzen Arzt bewegt,  
Dass er, wiewohl mit seichten Gründen,  
Sich gegen diesen Nektar regt;  
Denn der, so den Kaffee verehrt,  
Hat selten einen Arzt begehrt.“ etc.

Diesem Poem lässt das auf Löschpapier gedruckte Wochenblatt einen grösseren Artikel über Kaffee, Thee und Tabak folgen, in welchem vom ersteren gesagt wird, er sei so gemein geworden, „dass man heut zu Tage die Bohnen und ihr Zugehör in Häusern antrifft, darin manchmal kein Brot zu finden ist.“

Eine der ersten Verordnungen gegen das Kaffeetrinken, d. d. Darmstadt 12. September 1766, lässt sich unter Anderem also vernehmen:

§. 2. „Der weitere Gebrauch des Caffé ist überall auf denen Dörfern und einzelnen Höfen denen Bauern, Tagelöhnern und Gesinde bei 10 Reichsthaler Gelde oder 14tägiger Gefängnisstrafe hiermit untersaget und verboten, und soll demjenigen, welcher einen Contravenienten anzeigt, mit Verschweigung seines Namens die Hälfte sothaner Geldstrafe verabreicht werden.“ §. 6. „Ferner ist unsere gnädigste Intention vornehmlich mit dahin gerichtet, dass dem in Städten von den Handwerks-Gesellen, Tagelöhnern und dem Gesinde mit vielem Zeitverlust betriebenen Unfuge des Caffé-Trinkens völlig abgeholfen werde; also sollen sich auch diese sothanen Getränks in Zukunft bei Vermeidung der §. 2 bemerkten Strafe für ihre Person gänzlich enthalten. §. 7. Dafern aber die Hausväter und Hausmütter oder sonstige Personen, sie seien wess Standes sie wollen, denen Arbeits-Leuten, von welcher Gattung diese auch sein möchten, und unter diesen namentlich denen Wäsch- und Büglerinnen den Caffé gestatten, oder aus einem übel angebrachten guten Willen ihnen solchen gar selbst verhandreichen und solchergestalten das von Uns zu ihnen hegende Vertrauen, dass sie diese zu ihrem eigenen und eines jeden Besten eingeführte Ordnung aufs genaueste zu befolgen, von selbst den vernünftigen Bedacht nehmen werden, etwan

hintergehen würden, so sollen dieselben gleichmässig in die §. 2 gedachte Strafe unnachsichtlich verfallen sein.“

Dass ein derartiges Gesetz nicht viel, jedenfalls nicht auf die Dauer wirken konnte, war vorauszusehen. Die Regierung erkennt endlich, dass sich hier ein ergiebiges Steuerfeld öffne, und nun ergeht seit 1775 eine Hochfürstliche Verordnung nach der andern, die es im Jahre darauf dahin bringen, dass den gemeinen Leuten das Kaffeetrinken vollkommen verboten, den Wohlhabenden erschwert — dieselben mussten sich bei den fürstlichen Beamten angeben und aufzeichnen lassen, sowie von jedem Pfund Kaffee eine Abgabe von 8 kr. entrichten — und den Hochfürstlichen Cassen eine neue Geldquelle eröffnet ist.

Endlich konnte 1797 Philipp Eberhard Schwalb in Giesen im Wochenblatt anzeigen, dass er durch ein gnädiges Privilegium die Erlaubniss erhalten habe, ein Kaffeehaus zu errichten.

Die jährliche Kaffeeproduction beträgt heutzutage an zehn Millionen Centner. — —

Zum Schlusse wollen wir den bezüglichen Standpunkt von heute einfach mit *Roscher's* Bemerkung bezeichnen: „Heutzutage können bei einem Frühstücke des deutschen Mittelstandes ostindischer Kaffee, chinesischer Thee, westindischer Zucker, englischer Käse, spanischer Wein, russischer Caviar vereinigt sein, ohne als Luxus aufzufallen.“

Und aber halten wir an der erhebenden Wahrheit fest, dass die Entwicklung der Menschheit zu immer besseren Zuständen fortschreitet.

—♦—

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.  
Einzeln gekauften Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## III. Band.

- Heft I. Dr. Adolf Hirsch, Die Sonne.  
Heft II. Prof. Carl Vogt, Ueber Vulkanen.  
Heft III. Prof. Dr. Dan. Jacoby, Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur.  
Heft IV. Prof. Stephan Born, Heinrich Heine.  
Heft V. Dr. Victor Kiser, Macbeth und Lady Macbeth.  
Heft VI. Prof. Albrecht Müller, Der Gebirgsbau des St. Gallens.  
Heft VII. Dr. Carl Meyer, Wälder von der Vogelweide.  
Heft VIII. Dr. J. E. Maus, Ueber die Wandlungen der Moral im Menschen-  
geschlecht.  
Heft IX. Prof. Eduard Oudemöygen, Die deutschen Rechtsproverbia.  
Heft X. Arnold Meyer von Knonau, Die Ekkehart von St. Gallen.  
Heft XI. Prof. Salomon Vögelin, Kunst und Volksleben.  
Heft XII. A. Billeter, Felix Mendelssohn-Bartholdy.

## IV. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Douer, Der Mensch der Wüste.  
Heft II. Prof. A. de Chambrier, Die letzten Hochentzweun. Das Papstthum.  
Heft III. Prof. Albrecht Müller, Die Meiersteinen.  
Heft IV. Prof. Stephan Born, Nicolaus Lenau.  
Heft V. Prof. Emil Arbez, Die Schriftstellerei in Rom zur Zeit der Kaiser.  
Heft VI. Dr. Victor Kiser, Cornelius und Kachbach in ihren Lieblingenwerken.  
Heft VII. Dr. M. Wih. Meyer, Von den ersten und letzten Dingen im Universum.  
Heft VIII. Dr. Jacob Wachsmagel, Ueber den Ursprung des Braumantelns.  
Heft IX. Prof. Dr. Ludwig Will, Gotha's Werther und seine Zeit.  
Heft X. Paul Choffat, Die Paläontologie, deren Methode, Nutzen und Ziel.  
Heft XI. Dr. Gottfried Kinkel jun., Kunst und Kultur im alten Italien  
vor der Herrschaft der Römer.  
Heft XII. Prof. L. Turlier, Gallien.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## V. Band.

- Heft I. Prof. Stephan Born, André Chénier.  
Heft II. Robert Billwiller, Ueber Astrologie.  
Heft III. Dr. M. Wilhelm Meyer, Kraft und Stoff im Universum und die Ziele der astronomischen Wissenschaft.  
Heft IV. Prof. A. de Chambrier, Die Rolle der phönizischen Rasse in der alten Welt.  
Heft V. Prof. Albert Heim, Ueber die Verwitterung im Gebirge.  
Heft VI. Dr. G. Kinkeljous, Macaulay, sein Leben und sein Geschichtswerk.  
Heft VII. Dr. Karl Meyer, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters.  
Heft VIII. A. Niggi, Robert Schumann, sein Leben und seine Werke.  
Heft IX. Dr. J. H. Rotz-Osterwald, Das Rätsel in der Wissenschaft.  
Heft X. Otto Hagenmacher, Die alexandrischen Mysterien.  
Heft XI. Prof. Albr. Müller, Die Erzählge.  
Heft XII. J. J. Honegger, Iwan Turgénjew.

## VI. Band.

- Heft I. Dr. H. Hotz, Die Erschließung Central-Afrika's.  
Heft II. Prof. Dr. E. Desor, Im Urwald.  
Heft III. Prof. Dr. Ludw. Wille, Der Spiritismus der Gegenwart.  
Heft IV. J. J. Honegger, Francis Bret Hart.  
Heft V. Prof. Dr. Stephan Born, Beaumarchais.  
Heft VI. Dr. E. Bloesch, Valerius Anshelm und seine Chronik.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Die Gebirge.  
Heft VIII. Pfarrer Ernst Buss, Der Volksbergglaube.  
Heft IX. A. Niggi, Joseph Haydn, sein Leben und sein Wirken.  
Heft X. S. Bagge, Das Musikalisch-Schöne.  
Heft XI. Dr. Wilhelm Goetz, Speise und Trank vergangener Zeiten in deutschen Ländern.  
Heft XII. Ferdinand Vetter, Ein Mystikerpaar des XIV. Jahrhunderts.

Das Inhaltsverzeichnis des I. bis IV. Bandes befindet sich auf den inneren Seiten des Umschlages.

# Oeffentliche Vorträge

gehalten in der Schweiz

und

herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung  
der Herren

E. DEER,  
Professor in Bern.

L. HIRZEL,  
Professor in Gen.

G. KINKEL,  
Professor in Zürich.

ALB. MÜLLER und J. RUTIMYER,  
Verleger in Basel.

Band VI. Heft XII.

Ein Mystikerpaar des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ferdinand Vetter.

BASEL.

Schweizerische Verlagsbuchhandlung.

(Hess & Suter.)

1882.

Wir bitten Sie, andere Seiten des Umschlages gef. beschnitten zu wollen.



# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Je 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12. —

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## I. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Desor, Die Sahara.  
Heft II. Prof. Dr. G. Kinkel, Die Malerei der Gegenwart.  
Heft III. Prof. Dr. A. Müller, Die ältesten Spuren des Menschen.  
Heft IV. Prof. Dr. L. Hirzel, Goethe's italienische Reise.  
Heft V. Prof. Dr. H. Dor, Das Stereoscop und das stereosc. Sehen.  
Heft VI. Prof. Dr. H. Behn-Eschenburg, Charles Dickens.  
Heft VII. Prof. Albert Heim, Aus der Geschichte der Schöpfung.  
Heft VIII. W. Wackernagel, Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Sprache.  
Heft IX. Fr. Kinkelin, Ueber Ernährung.  
Heft X. Prof. Dr. S. Schwendener, Aus der Geschichte der Culturpflanzen.  
Heft XI. Prof. Dr. Jul. Oppert, Grundzüge der assyrischen Kunst.  
Heft XII. Dr. H. Motz, Lessings Bedeutung für das deutsche Drama.

## II. Band.

- Heft I. Prof. Dr. L. Rud. Hahn, Das Erbe der Antike.  
Heft II. Prof. Dr. Toller, Die fremden Wörter in der deutschen Sprache.  
Heft III. Prof. Salomon Vogelstein, Ueber das Verhältnisse der Christen zur bildenden Kunst.  
Heft IV. Prof. Dr. G. Schönbeg, Die Frauenfrage.  
Heft V. Dr. H. Gelzer, Eine Wanderung nach Troja.  
Heft VI. Dr. Ad. Hirsch, Die Sternschnuppen.  
Heft VII. Dr. H. Steiner, Ueber hebräische Poesie.  
Heft VIII. G. Meyer von Knonau, Sage von der Befreiung der Waldstätte.  
Heft IX. Prof. Dr. A. Müller, Das Wachsen der Steine.  
Heft X. Prof. Dr. G. Kinkel, Peter Paul Rubens.  
Heft XI. Prof. Dr. W. Munzinger, Erbräuchliche Studien.  
Heft XII. Prof. Dr. Huguenin, Ueber Sinneswahrnehmungen.

2.  
H

# **Ein Mystikerpaar** **des vierzehnten Jahrhunderts.**

**Schwester Elsbeth Stigel in Töss**  
**und Vater Amandus (Suso) in Konstanz.**

---

**VORTRAG,**

**gehalten im Rathhaussaale zu Bern**

**von**

**Ferdinand Vetter.**



---

**BASEL.**

**Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.**

**(Hugo Richter.)**

**1882.**

1

## Hochgeehrte Versammlung!

Die Mystik des vierzehnten Jahrhunderts dürfte auf den ersten Blick für einen öffentlichen Vortrag ein undankbarer Gegenstand scheinen. Jenes und die Hälfte des folgenden Jahrhunderts gilt — wenigstens für Deutschland — mit einigem Rechte als eine cultur- und litteraturgeschichtliche Einöde, in die man von den sonnigen Höhen des Hohenstaufens und der Minnesingerburgen nur ungern heruntersteigt, um, nach möglichst beeilter Wanderung, an endlich erreichter Küste den frischen Wellenschlag des Reformationszeitalters freudig aufathmend zu begrüßen; und nur der reine Historiker mag sich unterwegs an den demokratischen Regungen und Bildungen erfreuen, die auf Kosten der alten Reichsherrlichkeit in dieser Uebergangszeit, vor Allem in unserm Vaterlande, sich zeigen. Vollens aber die Mystik des vierzehnten Jahrhunderts steht den Anschauungen und Neigungen unseres nüchternen und vernünftigen, und dabei ziemlich charakter- und stillosen Geschlechtes ebenso fremd gegenüber, wie etwa eine Hauscapelle jener gothischen Spätzeit einem modernen Salon.

Diese nämliche Zeit, in der wir leben, darf sich nun aber anderseits, mehr als die meisten früheren Abschnitte der Weltgeschichte, eines gerechten historischen Sinnes rühmen, der, gerade in Folge des Mangels eigener Originalität und Schöpferkraft, in weitherziger Toleranz alle Erscheinungen und Zeiten menschlich zu begreifen sich bestrebt. Wir bauen alte Kirchen aus; wir umgeben uns mit Möbeln der verschiedensten, vielleicht vor Kurzem noch

verabscheuten Stile; wir führen Tonwerke auf und drucken Litteraturdenkmäler neu, die noch vor ein paar Menschenaltern für barbarisch galten. So wird denn wohl auch für die Periode der Mystik nunmehr die Zeit der billigen Würdigung kommen, wie sie für das classische Jahrhundert des Mittelalters, nach der Missachtung und Unkenntniss der Folgezeit und nach der einseitigen Ueberschätzung seiner ersten Wiederentdecker, bereits gekommen ist. Und sodann: wenn wir den einzelnen Erscheinungen dieser Periode näher treten, so erkennen wir auch deutlicher ihren innern Zusammenhang und ihre Untrennbarkeit; wir erblicken in den scheinbar ganz abnormen Verirrungen der Mystik ein mit der segensreichen und gepriesenen Stiftung des Schweizerbundes verwandtes Symptom: ein Symptom der Zersetzung von alten und der Bildung von neuen Idealen. Denn gleichwie ohne die Zerstückelung der kaiserlichen und fürstlichen Macht keine Eidgenossenschaft und kein Bürgerthum, ebenso ohne die Unterwühlung der Scholastik und der Kirche durch die Mystik keine Reformation und vielleicht auch keine deutsche Philosophie. Und mag denn immerhin, um mit ihrem neuesten Darsteller <sup>1)</sup> zu sprechen, die Geschichte der Mystik für Viele nur eine Krankheitsgeschichte sein: wir werden auch dann ihm zugeben, dass Krankheiten zuerst auf den Körper haben achten und seine Kräfte erforschen lehren. Ist aber, wie auch wir glauben, hier gar nicht Alles Krankheit, hat vielmehr nur im Verlauf des geistigen Lebens „die Aufregung, welche beim Eintritt einer neuen Entwicklung den Organismus zu ergreifen pflegt, ältere Krankheitsstoffe aufgerührt,“ so werden wir auch den uns fremdartigen Aeusserungen der Lebenskraft eines Körpers, dessen Atome auch wir noch sind, unsere Theilnahme nicht versagen, und werden in die stille Zelle, wo von jenen Säf-

ten und Kräften auch etwas pulsierte, selbst in unserer Zeit der Conversationslexica und der Eisenbahnen gern für ein Weilchen eintreten.

Wenn wir, mit diesem unserm neuesten Verkehrsmittel von Zürich her dem Bodensee zudampfend, die letzte Station vor Winterthur hinter uns gelassen haben, so treten wir aus dem engen waldigen Thale der Kempt in dasjenige der Töss ein. Aufwärts, wo sich ebenfalls die buchenbewachsenen Höhen näher zusammenschliessen, erscheint für einen Augenblick die stolze Feste Kiburg hoch über dem wilden Flusse; abwärts, wo links waldige Abhänge, rechts sonnige Rebentügel ihn freundlicher geleiten, winkt auf vereinzeltm Kegel die Ruine von Alt-Wülflingen und weiterhin der düstere Irchel herüber, der an steilem Abhange das neue Schloss Wart trägt; gerade vor uns aber öffnet sich die fruchtbare Fläche des Tössfeldes, auf dem sich bald das grosse stattliche Dorf Töss und die ein halbes Stündchen vom Flussthal rechts ab liegende Stadt Winterthur begegnen werden. Unmittelbar am Flusse, der das Dorf im Bogen umzieht, — dort wo die alte Zürcherstrasse ihn überbrückt — erhebt sich ein hohes Gebäude, von vielen Scheiben glitzernd; auf dem langen Dachfirst reitet ein kleines abgestutztes Thürmchen; die östliche schmale Giebelseite kehrt uns eine senkrechte Reihe hoher Fenster zu, über denen sich, trotz der Vermauerung noch sichtbar, der Spitzbogen eines ursprünglichen einzigen gothischen Fensters wölbt. Auf unser Befragen belehren uns die Ortskundigen, das sei die grosse Rieter'sche Maschinenfabrik, welche täglich sechshundert Arbeiter beschäftige; sie rühmen die Gewerthätigkeit des Dorfes, und machen uns wohl auch auf die hübsch geleckte neue Kirche aufmerksam, welche etliche hunderttausend Franken gekostet habe, mit einer himmel-

blauen Decke voll goldener Sterne geziert sei und das schönste Geläute weit und breit besitze. — Doch bereits ist uns das Bild der Landschaft hinter russigen Waarenschuppen und harrenden Güterzügen entschwunden; wir rollen in den Bahnhof von Winterthur ein und über dem Lärm eines achtfachen Eisenbahnknotenpunktes und einer regsamen, aufstrebenden Stadt ist jener flüchtige Eindruck bald vergessen.

Ist man aber in der Gegend selbst recht wohl zu Hause; hat man mit dem bekannten trefflichen Pfarrherrn von Töss vor zwanzig und mehr Jahren<sup>1</sup> selbst noch dem Eisenbahnbau zugesehen und die Fabrik durchwandert, welche eben damals aus den Nebengebäuden in dies hohe Haus einzog: so erinnert man sich wohl noch des gänzlich anderen Eindrucks, den man aus dem damaligen Anblick des „Klosters“ und aus den Erzählungen davon erhalten, — des Eindrucks einer grossen Vergangenheit, deren Spuren erst die beiden letzten Jahrzehnte für immer verwischt haben. Und auch diese nicht völlig: heute noch, wo die von roher Hand zerstörten gothischen Malereien des Kreuzgangs<sup>2</sup>) nur mehr in schwachem Abbild leben, grüsst uns doch über der Eingangspforte, als Erinnerung an erlauchte Gönner, das ungarische Doppelkreuz, und drüben in der nahen „Villa“, unter falschen Tropfsteinen wie ein exotisches Schaustück versteckt, trauert der zierliche Grabstein des zarten Fürstenkindes, dessen Asche hier in der entweihten Gruft des einstigen Chores unter den dröhnenden Schlägen des Dampfhammers zusammenbebt.<sup>3</sup>)

Ueber ein halbes Jahrtausend müssen wir zurückgehen, um zu der grossen Zeit von Töss zu gelangen. Wie anders schaut uns da, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, ringsum Alles an! Droben auf der *Kiburg* blüht noch

das mächtige Grafengeschlecht, dem von Mutterseite auch der regierende römische König *Albrecht* entsprossen ist, und dem das nahe Winterthur sein junges Stadtrecht dankt. Von den Burgen in der Runde klingt noch mannigfaltig der Gesang der ritterlichen „Nachtigallen“, die den herbstlichen Sturm des Interregnums überdauert haben: drüben am Irchel sitzen die Minnesinger Jacob von *Warte* und Wernher von *Teufen*, während weiter oben im Thurgau das Stammhaus der Klinger um den in Basel verstorbenen Sänger und Menschenfreund Walther von *Klingen* trauert; \*) mit dem Thurgauer *Steinmar* beginnt die Töne des volksmässig derben Minneliedes Johann *Hadlaub* in Zürich anzuschlagen, woselbst gleichzeitig Rüdiger *Manesse* und sein Sohn die Lieder der ritterlichen Dichter sammeln. Länger als anderswo erhält sich das geistige Leben des höfischen Mittelalters hier in der Schweiz, der Wiege des herrschenden Kaiserhauses, welches, wenn auch persönlich jene idealen Bestrebungen wenig fördernd, doch den Zusammenhang, insbesondere des Adels, mit der auswärtigen Bildung vermittelte und rege hielt. Wie ein betäubender Schlag musste nun vor Allem in diesen habsburgischen und kiburgischen Erblanden die Ermordung König *Albrechts* wirken. Und nicht minder schwer empfand man hier ohne Zweifel den Abfall der Länder am Vierwaldstättersee, welche, unter Heinrich VII. nothdürftig beruhigt, in der Schlacht am *Morgarten* dem Haus Oesterreich eine so empfindliche Einbusse beibrachten, \*\*) während sich draussen im Reiche der Bruder des Geschlagenen, *Friedrich* der Schöne, vergeblich gegen *Ludwig* den Baiern zu halten suchte. Eine allgemeine Gährung war auch hier die Folge. Adel und Clerus einerseits, als Parteigänger Oesterreichs, Städte und Länder anderseits, als Anhänger des in der Folge gebann-



ten Ludwig, standen sich so schroff wie nur je gegenüber. Vor solchem Streit zwischen Kaiser und Kaiser, vor dem unwürdigen Schauspiel, das die Abhängigkeit der Päpste zu Avignon bot, mussten die grossen Ideale des Mittelalters vom Kaiserthum und Papstthum gründlich verschwinden. Zum Kampf um's heilige Grab fehlte schon längst Begeisterung und Kraft; ohnmächtigen Grimms schauten die Ordensritter dem Vordringen der Türken im Osten zu. Die ritterliche Sangeskunst zerfiel; nur das Lehrgedicht konnte noch Gegenstände und Leser finden, wie denn um 1330 zu Stein a. Rh. der Benediktiner *Konrad von Ammenhausen* sein moralisierendes Schachzabelbuch, zu Bern der Predigermönch *Ulrich Boner* seine Fabelsammlung, seinen „Edelstein“, schrieb. Als vollens gegen die Mitte des Jahrhunderts der schwarze Tod, das grosse Basler Erdbeben und andere Würgengel des Himmels durch unser Land zogen; als ganze Schaaren von Büssern mit Geisselung und düsterem Gesang die Bewohner der Städte erschreckten, als schwere Prophezeiungen von verheerenden Sturmwinden, von der Wiederkunft des grossen Pfaffenfeindes König Friedrich, vom nahen Einsturz des Himmels und Untergang der Welt auch bei uns die Gemüther ängstigten:<sup>6)</sup> da wandte sich, wer noch höhere Bedürfnisse fühlte, vom Irdischen ab, sich selbst und Gott zu, während die Leichtlebigen in roher Genusssucht,<sup>7)</sup> die auch in der Litteratur jener Periode ihren gemeinen Ausdruck findet, die unerfreuliche Gegenwart zu vergessen, die Mahnungen des eigenen Innern zu übertäuben suchten. Für die Frommen dieser Zeit war das Kloster, war die uneigennützige Gemeinschaft weltabgeschiedener Gottesdiener Zufluchtsort und Versicherungsanstalt. Die zu Anfang des vorhergehenden Jahrhunderts gestifteten Orden des heiligen Franciscus und Dominicus nehmen in

diesen Jahrzehnten, namentlich in Deutschland, an Ausdehnung und Macht in steigender Progression zu.

Auch unser *Töss* wurde unter dem Einfluss dieser Zustände, den der umwohnende Adel sehr empfand, im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts gross und reich. Ursprünglich nur ein Schwesternhäuschen, „zur Tössbrücke“ oder „in der Wyden“ genannt, die bescheidene Stiftung einer Edlen von Herten, war es durch Vergabungen der zwei Grafen Hartmann von Kiburg zum Kloster erhoben worden, das anfangs die Regel des heiligen Augustinus befolgte, im Jahr 1247 aber durch den Papst dem Provincial des Dominikaner- oder Predigerordens unterstellt wurde. Neben den zahlreichen Gutthätern des Gotteshauses in der Nachbarschaft: denen von Wart, Teufen, Seen, Hünikon, Rutschweil, Altikon u. A.<sup>9)</sup> erscheinen namentlich — und zwar zur Zeit ihrer höchsten Macht — die Habsburger und Kiburger als Donatoren und Bestätiger von Donationen: so im Jahr 1281 der junge Sohn König Rudolfs selber, der zwei Monate später im Rhein ertrunkene Hartmann. Als durch die — fälschlich der Agnes von Ungarn zugeschriebene — Blutrache für König Albrecht das Geschlecht derer von Wart verarmte, erhielt das Kloster durch Verzicht der Wittwe des unglücklichen Rudolf und seines Bruders Jacob viele Wart'sche Güter zu Dättlikon und Rorbas. Dazu kamen seit 1312 eine „erstaunliche“ Zahl von Ablässen, sowie die sämmtlichen Jahrzehnten des Hauses Habsburg. Und als ein Jahr nach dem blutigen Tode ihres Vaters Königin *Agnes* in's Land kam — nicht als blutdürstige Megäre wie in der Sage und bei Tschudi, sondern um, nach einem sentimentalen Chronisten, „ein einiges süftzendes tübli“ fürbass zu sein, nach einem andern „als ein getrüw muoter ir eigenen kint“ ihre geistliche Stiftung in Königsfelden zu besorgen<sup>9)</sup> —: da brachte

sie auch ihr Stiefkind *Elisabeth* mit sich, die Tochter des Ungarnkönigs Andreas III., die unter den Klöstern Schwabens sich Töss zum Aufenthalt erkoren hatte, und liess sie nach drei Monaten, etwa fünfzehnjährig,<sup>10)</sup> als Nonne einkleiden, was wiederum das Ansehen und die Einkünfte<sup>11)</sup> des Klosters nicht wenig mehrte. Achtundzwanzig Jahre lebte die Erbin des Königreichs Ungarn, der letzte Spross des Hauses Arpad, als demüthige Schwester in der Klosterzelle an der Töss, bisweilen besucht von ihrer Stiefmutter und andern Gliedern der Familie, aber ungerührt von der stürmischen Werbung ihres jungen Stiefsohns Herzog Heinrich, der im Zorn über die schon vollzogene Einkleidung der einstigen Verlobten ihr den Schleier vom minniglichen Haupte riss.<sup>12)</sup> Ihr Tod, nach welchem sie Frauen Agnes erschienen sein soll, und ihr glänzendes Begräbniss, zu dem Jene von Königsfelden herüberkam, gaben wiederum Anlass zu grossen Vergabungen. Auch die Einbussen, welche das damals stets etwa hundert Nonnen zählende Kloster durch seine an den Landesherren und andern Durchreisenden geübte Gastfreundschaft, sowie durch die Kriege zwischen Oesterreich und den Eidgenossen erlitt, wurden im Jahr 1358 durch neue Schenkungen Agnesens ersetzt.<sup>13)</sup>

In diese Zeit engster Verbindung des Stiftes mit einem frommen und reichen Herrscherhause, die aber zugleich eine Zeit geistiger Blüthe gewesen zu sein scheint, fallen auch die Klosterjahre der Schwester *Elsbeth Stigel* (Staglin)<sup>14)</sup> von Zürich. Von ihrem äussern Leben wissen wir wenig. Sie gehörte einem alten Zürcher Geschlechte an, das seit dem 13. Jahrhundert häufig in Urkunden erscheint und im Wappen den Kopf eines Steinbocks führte.<sup>15)</sup> Ihr Vater, der Rathsherr Rudolf Stigel, wohnte mit seiner Frau

Margareta am Rindermarkt zu Zürich, und betrieb mit seinen zwei älteren Söhnen Friedrich und Otto das Gewerbe eines Metzgers, wofür ihm im Jahre 1323 Herzog Leopold die Fleischbank zu Zürich als Lehen übergab. Rudolf und Andere seines Geschlechtes erscheinen in mannigfacher Verbindung mit den Dominikaner-Frauenklöstern Oetenbach und Töss: dort ist Rudolf Zeuge bei einer Novizenaufnahme und lebt auch eine Elisabeth Stagel als Nonne; hier stiften die spätern Stagel eine Jahrzeit.<sup>16)</sup> — Ihre Angehörigen scheint Elisabeth zärtlich geliebt zu haben; sie gedenkt derselben, indem sie den Leser um seine Fürbitte angeht, in einer wahrscheinlich eigenhändig geschriebenen Sammlung von Betrachtungen des Bruders Johann von Ravensburg, die aus Töss nach Engelberg und Sarnen gelangt ist und mit der Bitte schliesst: „Gedenket um Gottes willen der Schwester Elisabeth Staglin im Kloster zu Töss, sowie ihres Vaters Rudolf, ihrer Mutter Margaretha, und ihrer drei Brüder Friedrich, Otto und Rudolf“ — woran die Schreiberin dieselbe Bitte zu Gunsten des Verfassers knüpft.<sup>17)</sup> — Ihr liebevolles und liebebedürftiges Gemüth, wie es sich durchweg in ihren Schriften und Briefen ausspricht, und die Entsagungen, die ihr ein schwächlicher Körper schon in jungen Jahren auflegen mochte, haben sie wohl früh sich von der Welt abwenden lassen. „Sie hatte,“ so charakterisiert sie ihr Lehrer und Freund, „einen viel heiligen Wandel auswendig und ein englisch Gemüth inwendig. Der edle Kehr, den sie zu Gott nahm mit Herz und Seele, war so kräftig, dass ihr alle üppigen Sachen entfielen, damit sich mancher Mensch säumet seiner ewigen Seligkeit.“<sup>18)</sup> Im Kloster scheint sie besonders fleissig der dankenswerthesten Thätigkeit des Mönchthums, dem Schreiben und Abschreiben, sich hingegeben zu haben. „Sie schrieb

auf," sagt ihr geistlicher Vater, „was ihr etwa Lustliches werden mochte, das sie und andere Menschen fördern könnte zu göttlichen Tugenden. Sie that wie die gewerbigen Bienen, die den süssen Honig aus den mannigfaltigen Blumen eintragen. In dem Kloster, da sie wohnte unter den Schwestern als ein Spiegel aller Tugenden, brachte sie mit ihrem schwachen Leib ein gut Buch zu Wege; darin stehet, unter andern Dingen, von den vergangenen heiligen Schwestern, wie seliglich die lebten, und was grossen Wunders Gott in ihnen wirkte; das gar reizlich ist zur Andacht gutherzigen Menschen.“

Dieses deutsch geschriebene Buch vom *Leben der Schwestern zu Töss*, dessen Originalhandschrift verloren zu sein scheint, ist uns in einem St. Galler Manuscript vom Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten.<sup>19)</sup> Es ist, nach der Art der Erwähnung bei Suso zu schliessen,<sup>20)</sup> Elsbeths erste schriftstellerische Arbeit. Der Eingang des Büchleins, anknüpfend an das Wort „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer himmlischer Vater vollkommen ist,“ preist Gottes Macht, die sich in seinen Heiligen, namentlich in St. Dominicus und seinem Orden, geoffenbart habe, und erzählt demnächst kurz die Gründung des Klosters. Die Lichter, die an der Stätte des zu bauenden Gotteshauses erscheinen und den Müller an der Töss zur Abtretung seines Besitzthums bewegen, deutet die Verfasserin sinnreich auf die heiligen Frauen, die Gott dahin verordnet, und von denen sie jetzt schreiben will. Die nunmehr folgenden Lebensbeschreibungen sind hervorgegangen theils aus den eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen Elsbeths an ihren Mitschwestern, theils aus den Erzählungen und schriftlichen Berichten älterer Nonnen,<sup>21)</sup> und führen uns das innere Leben von über dreissig Tösser Klosterfrauen etwa

aus den Jahren 1250 bis 1350 vor. Es begegnen uns in diesem „Pflanzgarten heiliger Matronen“<sup>22)</sup> neben Königin Elisabeth von Ungarn Töchter aus den Geschlechtern von Wetzikon, von Sulz, von Liebenberg, von Klingenberg, von Hünikon, von Frauenberg, von Wädensweil, eine Gräfin von Nellenburg, eine Sulzer, eine Schulthess u. v. A. „Ich hatte“ — so spricht sich Elsbeth selbst über die Art der Entstehung dieser Biographieen aus<sup>23)</sup> — „ich hatte Lust zu unserm Herrn, ihm zu dienen an seinen Freunden. Das fügte er mir so, dass mir zu Sinne kam, zu schreiben von guter und seliger Schwestern Uebung. . . . Und da ich eines Tages sass, und schrieb von unsern seligen Schwestern, wie man in diesem Buch wohl gehört hat, da geschah es von ungefähr, dass die tugendhafte Schwester Elsbeth Bächlin zu mir kam. Nun hätte ich gern etwas von ihr gewusst und brachte es mit bedachten Worten dazu, dass sie mir erzählte.“

Dass unsere Schwester nicht immer aus so directer Quelle schöpfen konnte, wie in diesem Falle, das zeigen die hin und wieder, obwohl mit Maass, aufgenommenen Wunder und Uebermenschlichkeiten, mit welchen fromme Verehrung ihrer Gewährsmänninnen das Leben der Vorgängerinnen unbewusst zu schmücken begann. Sie sind, ebenso wie die Visionen, Schwärmereien und Kasteiungen dieser Schwestern, bezeichnend für den Geist der Zeit und des Klosters, nicht minder aber auch für die Sinnesart der Verfasserin. Die meisten Nonnen haben im Anfang strenge Anfechtungen des Teufels zu erleiden, welcher z. B. der *Mechthild von Stanz* als Trommler und Pfeifer erscheint oder der *Idda von Tengen* droht, sie zum Fenster hinaus in die Töss zu werfen. Ihn zu bestehen, legen sie sich die härtesten Uebungen auf: sie schlafen auf Steinen und tragen eiserne Ketten um den Leib; sie peitschen sich mit Geisseln, Ketten

und Wachholderstauden, so dass es ein grausig Hören ist, wenn man am Kapitelshaus vorbeigeht. *Jüti Schulthess* geht wohl dreissig Jahre lang niemals zum Fenster<sup>24)</sup> und kommt fünf Jahre hindurch in keine warme Stube; *Adelheid von Frauenberg* widmet einem armen Aussätzigen die Pflege, die dessen eigene Mutter vor Ekel nicht mehr besorgen kann; *Margareta Fink* schläft Tag und Nacht nicht, da sie beständig die Posaunen des jüngsten Gerichts hört. Das Leiden und die Person Christi sind der Gegenstand glühendster Andacht, der im Ganzen die sinnliche Tändelei unseres Pietismus noch fern bleibt. *Margareta von Zürich* zerfliesst darob in beständigen Thränen; zu Weihnachten macht sie dem Christkind nach altem Brauch ein „geistliches Bettlein;“ eine Andere, in ekler Verzerrung derselben Idee, möchte dem Kindlein ihre Haut zu einer Windel, ihr Blut zu einem Bad hergeben; eine Dritte verzehrt die unglaublichsten Dinge, um den Leib Christi, der hineingerathen, nicht umkommen zu lassen; eine Vierte legt sich jeden Freitag strengstes Schweigen auf. Das sind eben Antworten im Geiste der Zeit auf jene alte ernste Mahnung: „Das hab' ich für dich gethan; was thust du für mich?“ die im Mittelalter gerade die edelsten Gemüther aus Palast und Hütte in die Einsamkeit und Niedrigkeit scheuchte. Zeichnete sich doch auch die Tochter des Ungar-königs, die demüthige „Schwester Elsbeth von Ofen“, im Kloster zu Töss nur durch ihr „gebüeztes und gepletztes“ Gewand und ihre Dienstfertigkeit bei Tische aus, treu dem Grundsatz, den eine Mitschwester<sup>25)</sup> in die an ihren Spinnrocken geschriebenen Worte fasste:

Je siecher du bist, je lieber du mir bist;

Je verschmähter du bist, je näher du mir bist;

Je ärmer du bist, je gleicher du mir bist.

Aber diese ernste Auffassung des Lebens, welche Alles an ein grosses, ja übermenschliches Ideal setzt, schliesst weder die fleissige Arbeit für irdische Bedürfnisse, noch die gesellige Heiterkeit im gegenseitigen Verkehr aus. Mag sein, dass die Thätigkeit des ernstesten Christenthums im Gegensatz zu der des Heidenthums und der Neuzeit stets nur als eine mittelbare, unfreie, aus einer höhern Einsicht und Willenskraft als der eigenen abgeleitete erscheint; — dass seine Fröhlichkeit immer eine gedämpfte, vom Morgenduft des Jenseits gleichsam verschleierte ist: Beides wird uns gerade um so menschlicher erscheinen, je mehr wir die Unterordnung alles Seins und Thuns unter ein grosses Ideal als das dringendste Bedürfniss der Menschennatur erkennen; ja wir oft ideallosen Gegenwartsmenschen könnten versucht sein, der Vergangenheit dieses Ideal zu neiden. Fleissig und froh sind denn auch die Schwestern unserer Elsbeth; das zeigt uns ihr Buch, so sehr auch bei der erbaulichen Tendenz desselben im Ganzen diese Seiten zurücktreten müssen. Die Nonnen treiben allerlei weibliche Handarbeit, worunter das Spinnen zuvörderst steht; dann war, als zugleich geistliche Uebung, das Schreiben eine beliebte Beschäftigung. Arbeit und Erwerb stehen natürlich wieder im Dienste der höhern Ideen. Aus dem Erlös der Bücher, welche *Elsbeth von Zellikon* geschrieben, wird das grosse Crucifix im Kreuzgang bezahlt. Bei den Handarbeiten, welche die Schwestern im Klostergarten sitzend verrichten, macht wohl eine der ältern Nonnen die Erzählerin, und wenn einmal eine der Jüngern ein „üppiges Wörtlein“ dazwischen wirft, so wird sie mit frommem Humor zurechtgewiesen: „Ach, nun bist du das Ferkelchen (ferly), von dem Gottes Wort zerstört wird.“ *Metzi Sidwibrin*, die stets heitere Spinnerin, bedingt sich von Christus für jeden



gesponnenen Faden eine Seele aus. Sie ist auch in ihrer harmlosen Fröhlichkeit eine der anmuthigsten Gestalten dieses Kreises. Sie verkehrt wie ein Kind mit Gott und spricht oft zu ihm: „Herr, wärest du Metzi Sidwibrin und wär' ich Gott, so wollt' ich dich doch Gott sein lassen und wollt' ich Metzi Sidwibrin sein.“ Immer ist sie voll Gesanges; ihr Lieblingslied ist das von falscher Minne:

„Wises herze, flüch die minne,  
die mit leide muoss zergân,  
und lass dich in dem besten finden,  
das mit fröuden mag bestân.  
ob du falscher minn' bist: ir  
tuo dich ab; got leide s' dir!“<sup>26)</sup>

Schwester *Adelheid von Lindau* hat mit blinden Augen gar fröhliche Gesichte von ihrem Herrn und seiner Mutter, und singt ihm, fast hundertjährig, auf ihrem Sterbelager „hübsche liedli“: — „du bist mîn vater und mîn muoter, und mîn schwester und mîn bruoder; ach her, du bist mir alles das ich wil, und dîn muoter ist mîn gespil.“<sup>27)</sup>

Diese geistliche Fröhlichkeit steigert sich bisweilen bis zur eigentlichen Verzückung, wobei dann freilich die wirkliche Fieberphantasie und die nachträgliche schwärmerische Ausmalung derselben — durch die Visionärin selbst oder ihre Biographin — sich kaum mehr unterscheiden lassen. *Sophia von Klingnau* ist acht Tage lang ihrem Leibe entrückt, den sie, als einen völlig fremden Gegenstand, mit Ekel betrachtet; ihrer Freude gegenüber dünkt ihr alle Weltlust so klein, wie eines Mückleins Zehe gegen die ganze Welt. Nachdem ihr diese Gnade „gezückt“ worden, verfällt sie — psychologisch sehr bezeichnend — in Zweifel, ob nicht vielleicht böse Geister sie berückt

hätten, bis dann Bericht in's Kloster kommt, der Wächter zu Winterthur habe kürzlich bei Nacht ein glänzendes Licht hoch über dem Kloster schweben sehen: Sophia erkennt darin ihre dem Körper entrückte Seele.

Auch eine Stigmatisierte kennt Elsbeth; wenigstens gilt die „minnewunde“ *Mechthild von Stanz* im Kloster dafür, obwohl sie selbst stets nur von einer Wunde im Herzen und nie von den heiligen „fünf Minnezeichen“ an ihrem Leibe spricht; eine Schwester sieht einst im Sonnenlicht ihre Hand durchsichtig; Leute von Winterthur und Veltheim werden noch durch die Todte geheilt.

Wir erhalten aus Elsbeths Buche ein getreues Bild des damaligen Klosterlebens im Predigerorden. Diese Andachtsübungen und Selbstpeinigungen, diese guten Werke an Armen und Kranken, diese Visionen und Schwärmereien und gelegentlichen Selbsttäuschungen — sie sind der zeitgemässe Ausdruck aufrichtigen Strebens nach innerem und äusserem Frieden. Die Form, unter der er gesucht wird, berührt uns fremd genug; das Streben ist dasselbe, das auch eine „Resignation“ Schillers oder eine „Elegie“ Göthe's geschaffen hat. Dass zu einer Zeit allgemeinen Unbehagens im christlichen Mittelalter der Friede in der pünktlichsten Befolgung gewisser Worte des neuen Testaments gesucht wurde, welche, „wenn sie ohne jede Anbequemung ernst genommen werden, ein Verhältniss zur Aussenwelt überhaupt nicht mehr kennen“: dürfen wir das tadeln? So wenig wie die Weltflucht jener Eremiten der ersten christlichen Jahrhunderte, über welche J. Burckhardt, nachdem er auch ihre Zeit als eine ungesund bezeichnet, die treffende Anmerkung macht: „Wer aber dem modernen geschäftigen Leben anheimgefallen ist und diese Einsiedler gern in eine Zwangsarbeitsanstalt stecken möchte, der halte sich nur selber

nicht für sonderlich gesund; dieser Ruhm käme ihm so wenig zu als manchen Leuten des vierten Jahrhunderts, welche zu schwach oder zu oberflächlich waren, um die geistigen Mächte auch nur zu ahnen, die jene Riesennaturen in die Wüste trieben.“<sup>28)</sup>

So sah es also damals im Kloster zu Töss aus: bei allem äussern Glanze die entschiedenste Abkehr vom Weltlichen und Menschlichen, — wenigstens bei Einzelnen. Dass Elsbeth gerade diese Beispiele wählte, zeigt uns, wie sehr sie diese Richtung theilte. Aber sie sollte bald noch in eine andere Schule kommen, in deren Dienst sie ihren ganzen Liebesifer stellen konnte. Der Verkehr mit *Heinrich Suso* und seine Belehrung gibt ihrem Streben nach Selbstentäusserung eine neue Richtung. Ihre weitem Schriften, soweit sie bekannt sind, beschäftigen sich bloss mit ihm und bestehen zum Theil aus seinen eigenen Worten: es sind die zwei Bücher von Suso's Leben und eine Sammlung seiner Briefe. Wir werden an der Hand dieser Werke den Verkehr Suso's mit Elsbeth näher betrachten.

Sehen wir uns vorher noch, soweit nöthig, nach dem religiösen Leben der Zeit überhaupt um.<sup>29)</sup>

Die Reform, welche der Cluniacenserorden, und welche sodann namentlich Gregor VII., durch Loslösung der Geistlichkeit von familiären und bürgerlichen Verhältnissen, im elften Jahrhundert anstrebte, hatte, wie eine zu straff angezogene Sehne, eine Spannung in der ganzen Kirche erzeugt. Indem zugleich im Kampfe zwischen Papst und Kaiser die frühere Autorität erschüttert ward, suchten vielfach die Geistlichen — wie St. Bernhard — das Heil in erneuter Verinnerlichung des kirchlichen Lebens, während die Laien in Masse von der Kirche abfielen. Gegen die zahllose Menge von *Katharern* (Ketzer) und *Waldensern*

in Südfrankreich predigt auch der heilige Bernhard vergeblich; in Lüttich ruft der Aemterschacher des Bischofs Radulf von Zäringen <sup>30)</sup> die freien Vereine der Frauen, unter Lambert Beghe, die sogenannten *Beghinenhäuser*, hervor, die sich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, namentlich dem Rhein entlang, immer mehr verbreiten. Zu diesen ausserkirchlichen Verbindungen kamen die zahlreichen Einsiedler, Waldbrüder und Klausnerinnen, sowie die Laien in den Städten, die als „*Gottesfreunde*“, als „*Brüder des freien Geistes*“ u. dgl. unter geheimen Oberhäuptern in der Abkehr von der Welt und theilweise auch von der Kirche, in der geistlichen Speculation Rettung und Ruhe suchten. Das Gemeinsame dieser sogenannten *mystischen* Richtungen ist, dass sie mit ausgesprochener oder bloss innerlicher „Beseitigung des Mediums der kirchlichen Autorität den Zugang zu Gott suchen,“ und „unmittelbares Erleben und Schauen des Göttlichen“ anstreben. Dasselbe Bedürfniss schuf auch zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts den Franziskaner- und den Predigerorden; aber diese suchten durchaus innerhalb der bestehenden Kirche in solchem Sinne zu wirken und waren daher dem Papste willkommen. In Deutschland predigten mit gewaltigem Erfolg im dreizehnten Jahrhundert Bruder *David von Augsburg* und sein grosser Schüler *Berchtold von Regensburg* gegen die Ketzerei. Andere Ordensmänner freilich, und zwar die eigentlichen Vertreter der „Mystik“ im engeren Sinne, wurden von ihrer autoritätsfeindlichen Richtung selbst zur bewussten oder unbewussten Opposition gegen die Kirche hingedrängt, und die drei grossen Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, obwohl im Uebrigen kirchengläubige Dominikaner, entgingen sogar dem Ruf der Ketzerei nicht. Meister *Eckhart*, „dem got nie niht verbarc“, und Johann *Tauler*, das Oberhaupt

der Gottesfreunde: sie Beide gelangten in der Speculation zum unkirchlichsten Pantheismus, wegen dessen Eckhart in Köln sich zu verantworten hatte,<sup>31)</sup> und der Dritte, unser *Suso*, musste, wie schon Tauler, seine lieberfüllte seelsorgerische Thätigkeit mit derjenigen der Brüder des freien Geistes verwechseln lassen; ein Ritter schwur ihm den Tod, weil er seine Tochter zu dieser Secte bekehrt habe;<sup>32)</sup> in Magdeburg ward er im Jahre 1363 förmlich als Irrlehrer verklagt.

Einen hervorragenden Antheil an den mystischen Bewegungen dieser, wie aller Zeiten nahmen die Frauen. Sie fanden in dieser verinnerlichten Form der Gottesverehrung nicht bloss Trost in der Noth der Zeit, die ihre Männer thätig eingreifend überwand, sondern auch, was ihnen zum Ergreifen der höchsten Ideen stets nothwendig gewesen ist, die Möglichkeit eines persönlichen Verhältnisses zu denselben, eines persönlichen Verkehrs mit dem Göttlichen. Waren die adeligen Frauen in der Blüthe der weltlichen Dichtkunst der Mittelpunkt des geistigen Lebens, indem die ganze Minnepoesie für sie gesungen, durch sie aufgeschrieben wurde: so ergriffen sie auch vor- und nachher die mystische Richtung am innigsten. Die Phantastik des entartenden Ritterlebens flieht mit den Frauen in die Klosterzellen, gerade wie auf die grossen Ritterkreuzzüge des zwölften Jahrhunderts im Jahre 1212 der Kinder- und Frauenkreuzzug folgt. Schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts begrüsst *Hildegard von Bingen* freudig den „Adler“ Bernhard von Clairvaux, hat *Elisabeth von Schönau* Visionen vom Verderben der Kirche, versenken sich *Marie von Oegnies*, *Margareta von Ypern* mystisch in's Leiden Christi und verloben sich, wie die spätere und berühmtere Geistesgenossin Katharina von Siena, mit dem Christkinde,

um die irdische Liebe zu bekämpfen. Die mystische Schrift der Dichterin *Mechthild von Magdeburg* im dreizehnten Jahrhundert wird nicht bloss nachmals durch Heinrich von Nördlingen zu Basel für seine Freundin *Margareta Ebner* in's Hochdeutsche,<sup>33)</sup> sondern schon von dem Vertrauten der Verfasserin, Heinrich von Halle, in's Latein übersetzt, und so geht „Matelda“ selbst in Dante's göttliche Comödie über, wo sie das übersinnliche Schauen in Bild und Gleichniss repräsentiert.<sup>34)</sup> Hochgeborene Frauen, wie *Hedwig*, Gemahlin Heinrichs des Bärtigen von Niederschlesien, und ihre Nichte, die heilige *Elisabeth* von Thüringen, Muhme unserer Königin Elisabeth im Kloster Töss, ergeben sich, lernend und fördernd, der neuen Richtung. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn zu dieser Zeit im westlichen und südlichen Deutschland die Zahl der Frauenklöster ungemein zunimmt.<sup>35)</sup> Die Vermittler des Verkehrs zwischen den einzelnen Conventen waren Mönche, die Beichtväter der Schwestern. So sind im vierzehnten Jahrhundert gleichzeitig Tauler von Strassburg, Suso von Konstanz, der Nördlinger Heinrich von Basel aus — überall lehrend, tröstend, predigend, Beichte hörend — in beständiger Wanderschaft, namentlich am Rhein auf und ab, begriffen.

Unsere Gegenden waren an diesen zum Theil schon echt reformatorischen Bewegungen lebhaft theilhaftig. In Zürich hatte bereits im zwölften Jahrhundert Arnold von Brescia Schutz und Anhang gefunden; Basel war im vierzehnten der Mittelpunkt der ketzerischen, waldensischen Gottesfreunde unter dem verborgenen Oberhaupte *Nikolaus von Basel*, neben denen als eine Art Vorschule der Verein der kirchlichen Gottesfreunde unter *Heinrich von Nördlingen* hergieng.<sup>36)</sup> Mit Nikolaus und den Seinen verkehrten eifrig der väterliche Tauler und *Ruolman Merswin* aus

Strassburg. Ein anderes Haupt der Gottesfreunde sollte, nach der in Strassburg gläubig aufgenommenen Fiction Merswins, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts unter dem geheimnissvollen Namen des „Gottesfreundes im Oberland“ irgendwo im Gebirge leben.<sup>37)</sup> Nach Töss muss ausser Bruder Berchtolds Predigt<sup>38)</sup> schon Meister Eckharts Einfluss gedungen sein, welcher im Jahre 1324 in dem eng befreundeten Kloster Katharinenthal bei Diessenhofen einkehrte. Hier, wie zu St. Katharina in St. Gallen und am Oetenbach in Zürich, waren die Dominikanernonnen eifrige Anhängerinnen der Mystik. Königin Agnes in Königsfelden unterstützte den flüchtigen Heinrich von Nördlingen; Klausner mystischer Richtung lebten auch in der Umgegend von Töss, wie im „Bruderhaus“ und am Beerenberg.<sup>39)</sup>

Wann *Suso* zum ersten Mal zu den Predigernonnen nach Töss gekommen, wissen wir nicht, indem die Annahme Greiths, er sei<sup>40)</sup> schon Beichtvater der Königin Elisabeth gewesen, unbegründet erscheint. Sein Leben vor dem Beginn des Verkehrs mit Elsbeth Stigel schildert uns diese im ersten Theil ihrer Suso-Memoiren; der zweite beginnt mit der Bekanntschaft zwischen Beiden und geht bis zu Elsbeths Tode. Schmidt, der verdienstvolle Erforscher der deutschen Mystik, nennt das Buch eines der phantastischsten Erzeugnisse des Mittelalters. In der That hat hier die mystische Ueberschwänglichkeit und stellenweise visionäre Selbsttäuschung des Lehrers in der gleichgestimmten Seele der Schülerin das reinlichste und lauterste Gefäss gefunden. Sein ganzes reiches Innenleben — das äussere wird dem Geiste der Zeit gemäss fast völlig ignoriert — geht in all' der Unmittelbarkeit an uns vorüber, welche die Entstehung des Buches mit sich brachte. Es ist hervorgegangen aus dem persönlichen Verkehr der Beiden, aus

etlichen schriftlichen<sup>41)</sup> und zahlreichen mündlichen Mittheilungen des Meisters, die ihm sein Beichtkind — wie dort der Elsbeth Bächlin und Anderen — vertraulich zu entlocken gewusst. Hie und da ungeordnet und abgerissen,<sup>42)</sup> besonders im zweiten Theil, sehen diese Aufzeichnungen vielfach geradezu wie Tagebuchblätter des über Jahr und Tag fortgesetzten Verkehrs aus. Suso's eigene, nach dem Tode der Verfasserin gemachte Zusätze — es sind ausser den Einleitungen und Schlussworten, wo Elsbeth die „selige“<sup>43)</sup> oder auch wohl die „heilige“<sup>44)</sup> Tochter heisst, einige rein lehrhafte Stellen<sup>45)</sup> — lassen sich nicht mehr einzeln ausscheiden. Was nur aus dem verehrten Munde gieng oder von der verehrten Hand kam, ward getreulich zusammengeschrieben, vielleicht auch weiter ausgeführt im Geiste des Erzählers. Ueberall herrscht die kindlichste Naivetät. Die ungezügelte Einbildungskraft des Lehrers, unnatürlich gesteigert durch die maasslose Askese seiner jüngern Jahre, hat sich in gleicher Stärke der begeisterten Jüngerin mitgetheilt. Aber auch der hohe sittliche Ernst und der poetische Schwung des Meisters, den man mit Recht als einen „Minnesinger in Prosa“<sup>46)</sup> bezeichnet hat, finden in dieser Schilderung seines Verkehrs mit dem geistesverwandten Weibe den reinsten und schönsten Ausdruck, so dass wir den Menschen Suso hier beinahe besser kennen lernen als sogar aus seinen eigenen Schriften. Das Bild des Mannes steht mit Licht und Schatten deutlich vor uns; auch ganz leise individuelle Züge, wie seine gewohnte Interjection „Waffen!“ (ei! ach!) fehlen nicht. Selbst die Unmöglichkeiten der Erzählung sind für den Charakter dieses Verkehrs bezeichnend und zum mindesten relativ wahr. Denn sollte auch vielleicht in einigen Theilen unseres Buches nur die Umarbeitung eines Dritten vorliegen, so ist doch, bei den vielen



persönlichen Bezügen namentlich in der zweiten Hälfte, sicher, dass die Aufzeichnungen Elsbeths zu Grunde lagen, und dass die Schlussredaction eine zeitgenössische war, die also das Bild Suso's immerhin im Spiegel der Mitlebenden gibt. Unsere Handschriften, darunter zwei so zu sagen gleichzeitige,<sup>47)</sup> stimmen im Wesentlichen durchaus überein.<sup>48)</sup> Auch ist in der alten Vorrede von Suso's sämtlichen Schriften die Geschichte der Herausgabe dieser Biographie erzählt und einer dabei betheiligten historischen Person erwähnt, mit einer Ausführlichkeit, Genauigkeit und höchst glaubwürdigen Einfachheit, wie nur ein völlig eingeweihter Zeit- und Ordensgenosse Suso's, wenn nicht noch dieser selbst<sup>49)</sup>, es thun konnte. Wir erfahren, dass die Quaternen (Bogenlagen) dieses ersten Buches (d. h. der Biographie) heimlich verschlossen lagen viele Jahre und auf den Tod des Dieners (so nennt sich Suso stets selber) warteten, dass er aber hernach, um sich gegenüber der Kritik noch persönlich verantworten zu können, das Werk selbst zu veröffentlichen beschloss und einen Auszug desselben dem Provinzial seines Ordens in Deutschland, Meister Bartholomäus, unterbreitet habe: Bartholomäus von Bolsenheim stand wirklich von 1354 bis 1362 im Amte und erscheint auch nach andern Quellen mit Suso in Verbindung.<sup>50)</sup> Nachdem dieser die ihm übergebenen Theile des Buches gebilligt und bald darauf gestorben, sei der Verfasser in Betreff des Restes<sup>51)</sup> unschlüssig geblieben, bis der Selige ihn in einem Traumgesichte zur Herausgabe des Ganzen aufgefordert. Demgemäss erscheinen nunmehr diese Suso-Memoiren Elsbeths in allen Handschriften der gesammelten Werke Suso's; weiterhin dann in den alten Drucken, sowie in der lateinischen Uebersetzung des Karthäusers Surius (1555) und den darauf beruhenden französischen, italienischen und sogar

deutschen Versionen.<sup>52)</sup> In den Ausgaben Suso's von Diepenbrock und neuestens Denifle ist das Werk in verneu-deutscher Gestalt zu lesen; ein Druck des ursprünglichen handschriftlichen Textes existiert noch nicht.

Wir haben in Elsbeths merkwürdigem Buche, wenn wir von frühern, mehr legendenhaften Ansätzen,<sup>53)</sup> sowie von ihren eigenen kürzern Tösser Lebensbildern absehen, geradezu das *erste Beispiel einer Biographie* — oder wenigstens einer biographischen Memoirensammlung —, das die deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Und zwar will es also eine im Sinne der Zeit durchaus authentische, von dem Helden selbst inspirierte, autorisierte und herausgegebene Biographie sein.<sup>54)</sup>

Der Eingang des ersten Theils, wahrscheinlich von Suso verfasst, berichtet uns die Entstehung der Aufzeichnungen aus dem Verkehr Elsbeths mit ihm. „Es war“, erzählt er von sich (in dritter Person, wie der mittelalterliche Schriftsteller öfter zu thun pflegt<sup>55)</sup>), „es war ein Prediger in deutschem Lande, von Geburt ein Schwabe, des Name geschrieben sei in dem Buche der Lebenden; der hatte Begierde, dass er würde und hiesse ein Diener der ewigen Weisheit. Nun gewann er Kundschaft eines heiligen, erleuchteten Menschen, der ein mühseliger, leidender Mensch war in dieser Welt. Derselbige leidende Mensch war ein Weibsbild; die begehrte von dem Diener, dass er ihr Etwas sagte von Leiden aus eigener Empfindung, daran ihr leidendes Herz eine Kraft möchte nehmen; und das trieb sie viele Zeit mit ihm . . . Da sie von den Dingen Trost und Weisung fand, da schrieb sie Alles auf, sich selbst und andern Menschen zu einem Behelf, und that das verstohlen vor ihm, dass er nicht darum wusste. Darnach, da er dieses geistlichen Diebstahls inne ward, da strafte

er sie darum, und musste sie es ihm herausgeben. Er nahm es und verbrannte es Alles, das ihm da ward. Da ihm das andere Theil auch ward, und er ihm in gleicher Weise auch wollte gethan haben, da ward es aufgehalten mit himmlischer Botschaft von Gott, die das wehrte; und also blieb das Nachfolgende unverbrannt, wie sie es des mehreren Theils mit ihrerselbst Hand geschrieben hatte. Etwas guter Lehre ward auch nach ihrem Tode in ihrer Person von ihm dazu gelegt.“

Dieser Bericht wird ergänzt durch die Einleitung zum zweiten Theil, indem dort unsere „Elsbeth Staglin“ im „beschlossenen Kloster zu Töss,“ die zuvor ein Buch „von den vergangenen heiligen Schwestern“ daselbst gemacht, als Verfasserin dieses biographischen Werkes „wie es *hier- vor und hernach* geschrieben steht,“ ausdrücklich genannt ist.

Wir dürfen wohl zwischen den Zeilen lesen, dass Suso die gewiss halb unbewussten Ausschmückungen des ersten Theils der Biographie, welcher phantastischer und weniger unmittelbar erscheint, als der zweite, missbilligt und darum den Anfang zerstört habe, mit der Zeit aber, bei abgeblasster Erinnerung, gegenüber der Fortsetzung des wohlgemeinten Werkes minder skrupulös geworden sei. Hat er doch auch (wie wenigstens die Gesamtvorrede uns bereits belehrt hat) anfangs das fertige Buch mindestens bis zu seinem Tode der Oeffentlichkeit entziehen wollen, dann mit der Genehmigung des Ordensmeisters seine Bedenken beruhigt, aber über den nicht autorisierten Theil sich neuerdings ein Gewissen gemacht, bis eine Vision glücklich seinen letzten Zweifel gehoben. All' das ist wiederum bezeichnend für die naiven Voraussetzungen dieser Schriftstellerei: Autoren und Censoren unter dem Banne der wundergläubigen

Phantastik ihrer Zeit; das fromme Gemüth in mehr nüchternen Augenblicken Kritik ühend an der eigenen Erinnerung und ihrer schriftlichen Fixierung, aber dann wieder beschwichtigt durch phantastische Vorstellungen! <sup>56)</sup> Denn ist es für das gläubige Gemüth nicht auch eine Sünde wider den heiligen Geist, die schönsten Stunden göttlicher Gnadenbezeugung hinterher durch menschliche Kritik zu entweihen, oder ihre Darstellung zu beanstanden, weil sie da und dort statt des thatsächlich Geschehenen das erzählt, was nach Gottes Wundermacht so leicht hätte geschehen können, ja vielleicht, verkannt vom blöden Menschenauge, wirklich geschehen ist?

Von diesem Standpunkte aus haben wir die unter Elisabeths Namen überlieferten Memoiren zu beurtheilen. Geschichtliches wissen wir über den Helden derselben nur wenig. <sup>57)</sup> Sein Vater, der hegauische Ritter *Vom Berge*, der sich 1295 mit einer Edeln von *Sús* (Siuse) zu *Ueberlingen* vermählte — man kennt noch ihr Wohnhaus daselbst <sup>58)</sup> —, liess den im Jahr 1300 <sup>59)</sup> geborenen Sohn *Heinrich* in *Konstanz* erziehen, wohin die Familie übersiedelte. Er wurde gegen die Regel schon im dreizehnten Jahre in den Predigerorden aufgenommen, und erhielt als Novize des anmuthig gelegenen Inselklosters zu Konstanz den Namen *Amandus*, der Liebenswerthe. In Köln empfing er die Lehre des Meisters Eckhart, und entschied sich für das seither mit grossem Erfolg ausgeübte Amt eines Predigers. Als solcher nannte er sich nach dem Namen seiner Mutter, deren geistiger Sohn er mehr gewesen zu sein scheint, als der seines rauhen Vaters, fürderhin den *Siusen* oder *Seusen*, latinisirt *Suso*; wollte er etwas recht Eindringliches sagen, so sprach er wohl: „Merket auf, denn der Seus will seusen!“ oder „Da muss der Seus seusen,

dass euch die Ohren seusen!“ Im Kloster zu Konstanz ward er in der Folge Lector und Prior. Während des Interdicts, dem die Dominicaner nachlebten, indes die Stadt zu Ludwig dem Baiern hielt, musste er einige Zeit aus Konstanz, und nachher auch aus Ulm weichen, wo er Zuflucht gefunden. Von seinen Werken zog ihm bereits das erste, das „Buch der Wahrheit“, den Vorwurf der Ketzerei zu; sein zweites, das vielbeliebte „Büchlein der ewigen Weisheit“ — von ihm selbst als „Horologium aeternæ sapientiæ“ in's Latein übertragen<sup>60)</sup> — unterstellte er dem Urtheil des damaligen Ordensmeisters Hugo von Vaucemain.<sup>61)</sup> Es war hauptsächlich für die Frauenklöster bestimmt, die er zu visitieren hatte, und wurde durch eine weitere Schrift, von der „Bruderschaft der ewigen Weisheit“, ergänzt. Mit dem vierzigsten Jahre etwa stellte er die Kasteiungen seiner Jünglingszeit ein und widmete sich ausschliesslicher seiner Prediger- und Missionsthätigkeit, aus welcher, nebst den erst später erschienenen Predigten, die Biographie und die ebenfalls von Elsbeth gesammelten Briefe<sup>62)</sup> hervorgegangen sind. Die letzten zwei Jahre seines Lebens finden wir ihn zu *Ulm* als Prior des dortigen Predigerklosters, in welchem er 1365, nach unserm Stile 1366 den 25. Januar, starb. Um seinen Leichnam bemühten sich im siebzehnten Jahrhundert die Konstanzer vergeblich. Es soll derselbe im Jahre 1613 noch völlig frisch aufgefunden worden sein, in seinem gewöhnlichen Ordenshabit, von dem auch Suso's späterer Biograph, der Karthäuser Heinrich Murer zu Ittingen, „ein Stücklein zu haben sich höchlich erfreute.“

Elsbeths biographisches Werk beginnt mit der ersten Erweckung des „Dieners“ in seinem achtzehnten Jahre und schildert uns dann die „Vorstreite des anfangenden Men-



schen“, d. h. seinen Durchbruch zur Gnade, wie unsere heutigen Mystiker sagen würden.<sup>63)</sup> Eine Verzückung zeigt ihm das Himmelreich und seither strebt er von ganzem Herzen nach „innerlicher Vereinung mit der ewigen Weisheit“, d. h. mit Christus, den sich sein von den Formen des ritterlichen Minnedienstes beeinflusstes Gemüth in dieser weiblichen Emanation näher rückte. „Er hatte,“ schreibt Elsbeth, „von Jugend auf ein minnereiches Herz. Nun erbeut sich die ewige Weisheit in der heiligen Schrift also lieblich als eine leutselige Minnerin, die sich feinlich aufmacht, darum dass sie Allermänniglich wohlgefalle, und redet zärtlich im Bilde einer Jungfrau, dass sie alle Herzen sich neigen möge; unterweilen sagt sie, wie betrüglich alle Minnerinnen seien, und wie recht lieblich und stät sie aber sei. Davon ward sein junger Muth gezogen, und geschah ihm von ihr, als so ein Pantherthier“ — die Schreiberin spielt hier auf eine alte Parabel von Christus an — „seinen süssen Geruch auslässt und die wilden Thiere des Waldes zu sich zieht . . . Hiervon begann er eine Sehnsucht zu haben und zu gedenken in seinem minnereichen Muthe also: Du solltest doch recht dein Glück versuchen, ob dir diese hohe Minnerin möchte werden zu einem Lieb, von der ich so grosse Wunder höre sagen, weil doch dein junges unstätes Herz sonder Lieb nicht wohl die Länge mag bleiben.“

Bezeichnender kann die Verquickung von irdischer und himmlischer Liebe, wie sie der Mystik stets eigen gewesen, nicht ausgedrückt sein als in diesen Worten. Gewiss fühlte auch Elsbeth ihrem göttlichen Bräutigam gegenüber gleich.<sup>64)</sup> Der Antheil, den daran die Sinnlichkeit hat, ist nicht verschwiegen, und doch wie rein und zart erscheinen diese Gefühle gegenüber den Verirrungen mancher spätern Mystiker<sup>65)</sup>

oder etwa den pietistischen Spielereien des vorigen Jahrhunderts!

Aber den Jüngling irren weltliche Lust, irren „gute Bissen, starker Wein und langes Schlafen“ an seiner Brautwerbung. „Soll ich minnen das ich nie sah? das ich nicht weiss was es ist? Es ist besser eine Hand voll zu besitzen, denn ein Haus voll nur zu erwarten.“<sup>66)</sup> Der hoch zimmert und vornehm minnet, der gewinnt unterweilen hungrige Mahlzeiten.“ Aber da er einmal bei Tische das Lob der ewigen Weisheit nach Sirach und dem Prediger lesen hört, und wie alle andern Minnerinnen nur süsse Worte und bittern Lohn haben — „ihre Herzen sind des Todes Netz, ihre Hände Fesseln, ihre Rede gesüsstes Gift, ihre Kurzweil Ehrenraub“<sup>67)</sup> — da spricht er bei sich selbst: „Waffen, wie ist diess so wahr! — Wahrlich, es muss sein; sie muss recht mein Lieb sein; ich will ihr Diener sein!“ Und jetzt wird ihm zum ersten Mal die göttliche Erscheinung, wie sie Herder, geschickt in jeder Hülle die Goldkörner wahrer Poesie zu erkennen, in einer seiner schönsten Legenden, zum Theil mit den Worten unserer Lebensbeschreibung, schildert:<sup>68)</sup>

„Ihm erschien

Die Schönheit alles Schönen in Gestalt  
Der ew'gen Weisheit. Wie der Morgenstern  
Trat sie hervor und ward zur Morgenröthe,  
Zur Morgensonne. Die Unsterblichkeit  
War ihre Kron', ihr Kleid die Anmuth. Süß  
Und huldreich sprach ihr Mund; und sie, sie war  
Der Freuden Freude, die Allgnugsamkeit.

Sie schien ihm nah und fern von allem Hohen  
Das Höchste und von allem Innigen

Das Innigste, der Schöpfung Meisterin,  
Die sie in zarter Milde streng regiert.  
Mit süssester Geberde sprach sie: „Sohn!  
Gib mir dein Herz.“ —

„O drücke mir du selbst  
Dein Bild in's Herz, dass jeder Busenschlag  
Es heb' und mich erinn're, dass ich dich,  
Nur dich in Allem seh'.“

Sie liess ihr Bild,  
Berührend ihn, im Herzen ihm zurück.  
So oft der Morgenstern erklang, erklang  
Sein Hymnus: „Schaut! der Schönen Schönste kommt!  
Die Mutter aller Gnaden geht hervor  
Vom Aufgang! Deiner hat mein Herz begehrt  
Auch schlummernd, o du Liebliche!“

Nach Elsbeth und andern Zeugnissen gräbt sich der  
Jüngling selbst mit eisernem Griffel den Namen J H S  
(J[h]esus) in die Brust, und trägt die sichtbaren Narben  
von da an heimlich unter seinem Gewande.

Es folgen Visionen von seinem im Fegefeuer leidenden  
Vater, von seiner seligen Mutter, von Meister Eckhart; so-  
dann eine Schilderung seiner frommen Lebensgewohnheiten,  
in denen wir wiederum das kindliche und tiefpoetische Ge-  
müth eines Epigonen der Minnesingerzeit und seiner gleich-  
gestimmten Freundin erkennen. Bei jedem Essen lädt er mit  
minniglicher Freundlichkeit den himmlischen Hauswirth zu  
Gaste, beut ihm den Becher und geniesst die einzelnen  
Bissen mit eben so vielen gottseligen Betrachtungen: drei  
Stücke eines Apfels z. B. im Gedanken an die heilige Drei-  
faltigkeit, das vierte „in der Minne, wie die himmlische  
Mutter ihrem zarten Kindlein Jesus ein Aepfelein zu essen



gab,“ — wenn er nicht gar dieses Viertelchen der göttlichen Mutter opfert, „dass sie es ihrem lieben Söhnlein gäbe, so wollte er sein derweilen entbehren.“ — Zu Neujahr erbittet er sich nach dem Brauch des Schwabenlandes von seiner Liebsten ein Kränzlein, ganz in den Wendungen des Minnegesanges, in denen auch Elsbeth, das Zürcher Rathsherrntöchterlein aus den Zeiten der Manessen, offenbar nicht ganz unerfahren ist: „Ach du bist doch, Lieb, mein fröhlicher Ostertag, meines Herzens Sommerwonne, meine liebe Stunde; du bist das Lieb, das mein junges Herz allein minnet und meineth, so alle zeitliche Minne um dich verschmäheth hat; des lass, Herzentraut, mich geniessen, und lass mich heut einen Kranz von dir erwerben! . . Wie den thörichten Minnern ein Kranz wird gegeben, also muss meiner Seele heute zu einem guten Jahr etwas sonderlicher Gnaden oder etwas neuen Lichtes von deiner schönen Hand geboten werden, zarte Traute mein, göttliche Weisheit!“ — Zu Lichtmess ehrt er die himmlische Mutter und das minnigliche Kind, die in Procession am Stadtthor eingeholt werden, vor allem Volke mit seinem Gesang und bittet die Darstellerin der Jungfrau, den Knaben küssen zu dürfen; in der ersten Maiennacht richtet er, des Landes Sitte nachahmend, als den schönsten Maienbaum, den er auftreiben kann, das heilige Kreuz vor sich auf, und beut seiner Geliebten, „statt aller wohlgemuthen Vögelein Gesang, den sie je auf einem Maienreise fröhlich sangen,“ sein Lob aus tiefstem Herzensgrund. — Auch so gewohnte Vorkommnisse wie das Wandeln durch die vier „Gassen“ seines Klosterkreuzgangs — er steht heute noch als ein schönes Denkmal spätromanischen Stils — verbindet der Jüngling mit bestimmten Betrachtungen. Das „sursum corda!“ aber vor der stillen Messe begleitet er stets mit

den glühendsten Wünschen, das ganze Weltall zum Lobe Gottes zu beleben. „Ich nahm,“ lässt die Lebensbeschreibung ihn selbst sprechen, „vor meine innern Augen mich selber, nach Allem das ich bin, mit Leib, Seele und allen meinen Kräften, und stellte um mich alle Creatur, die Gott je schuf im Himmelreich, im Erdreich und in allen Elementen, ein jedes sonderlich mit Namen, es wären Vögel der Luft, Thiere des Waldes, Fische des Wassers, Laub und Gras des Erdreichs und das unzählbare Grien im Meer, und dazu all' das kleine Gestäube, das in der Sonne Glanz scheinet, und alle die Wassertröpflein, die von Thau, von Schnee oder Regen je fielen oder immer fallen, und wünschte, dass deren jegliches hätte ein süssaufdringendes Saitenspiel, wohlbereitet aus meines Herzens innerstem Saft, und also aufklingend ein neues hochgemuthes Lob brächte dem geminnten zarten Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ — Es ist der Jubel einer frischen ungebrochenen Schwärmerseele, die in glücklich blinder Jugend das bleibende Ideal für's Leben ergriffen zu haben wähnt.

Aber auch der Ernst menschlichen Daseins tritt an den Jüngling heran. Die Verirrungen der Selbstpeinigung fehlen bei ihm nicht, und hier zeigt Suso, oder seine Freundin — getreu dem Geiste dieser Zeit der grossen Geisselfahrten — eine wahrhaft grässliche Erfindungsgabe. Ein Niederkleid mit spitzen Stiften, in dem er, auf einer alten Thür gelagert, sogar die spärlichen Stunden des Schlafes zubringt; — ein Kreuz mit eingeschlagenen Nägeln, das er beständig unter dem Gewande auf dem Rücken trägt; — Ketten und Bande an Leib und Gliedern; Geisselungen, Hungern und Dürsten, nebst dem ekelhaftesten Verzicht auf jegliche Reinigung —: das Alles dient ihm dazu, seinen üppigen Leib und seine Lüste zu kreuzigen, — gewiss auch,

seine visionäre, vielleicht hypnotische, Naturanlage bis zur äussersten Krankhaftigkeit zu steigern. Es klingt uns fast wie Humor, ist aber im Sinne der Zeit bitter ernst gemeint, wenn er etwa zur Complet mit seinem dürrn Munde dem Sprengwedel entgegenlechts, ob ihm ein Tröpflein Wassers werden möchte, oder wenn er, am Ufer seiner Klosterinsel hinwandelnd, Gott seine Noth klagt: „O weh, ewiges Gut, deiner verborgenen Gerichte! dass mir der breite Bodensee so nahe ist und der lautere Rhein um und um mich fletsst, und mir ein einziger Trunk Wassers so theuer ist!“

- Wir haben keinen Grund, die Thatsächlichkeit dieser fortgesetzten Peinigungen, — mögen wir sie uns auch vielleicht in etwas milderer Form denken, als in der die theilnehmende Schwester sie sah — in Zweifel zu ziehen. Das war eben die Art, wie die ernstesten Gemüther des Mittelalters sich von der Schuld des Daseins zu erlösen suchten. Auch dass in solchen Zuständen der schlafende Dulder vom Christkinde mit einem Krüglein Wassers erquickt wird, oder dass Nachts die gnadenreiche Mutter selbst ihn, wie einst den Chrysostomus, letzt mit dem heilsamen Trank, der von ihrem Herzen fletsst und dadurch all' seine Rede lieblich macht, können wir uns recht wohl erklären als krankhafte Hallucination eines überreizten Gehirns, die von seiner begeistert horchenden Schülerin in guten Treuen ihrer Erzählung einverleibt ward.

Aber auch nachdem unser Amandus in seinem vierzigsten Jahre, da „all seine Natur verwüstet war“, von seinen Kasteiungen abgelaßen und seine Marterwerkzeuge in's Wasser geworfen, sind die Prüfungen nicht zu Ende. Eine neue Vision, in der er sich als Ritter gekleidet erblickt, zeigt ihm, dass sein künftiges Leben nicht Ruhe sein darf,

sondern eine geistliche Ritterschaft. Und der romantische Kopf, der schon einmal, auf dem Bodensee mit einem schmucken Knappen zusammentreffend, von einer Ritterschaft der ewigen Weisheit geschwärmt,<sup>69)</sup> wird auch jetzt freudig erregt, obgleich er, der sich unmuthig einen strohenen Ritter und tuchenen Mann nennt, lieber löblich in einem Streite Ritter worden wäre. Aber er wird belehrt: „Wer die geistliche Ritterschaft Gottes will unverzaglich führen, dem soll viel mehr grossen Gedränges begegnen, denn je geschah zuvor bei den alten Zeiten den berühmten Helden, von deren kecker Ritterschaft die Welt pflegt zu singen und zu sagen.“ Und so kommt es wirklich: nicht bloss Zweifel an den Lehren der Schrift, an der Verdienstlichkeit seines Ordenslebens, in das er vielleicht durch Simonie gelangt, quälen ihn; seine Missionsthätigkeit bringt ihn auch in gar manche leibliche Fährde und Schmach. Bald soll er in einem Städtlein die wächsernen Exvotbilder entwendet, bald in einem Dorf am Rhein den Brunnen vergiftet haben; — einmal muss er am einsamen Rheinufer einen Mörder begleiten, der dort einen Priester in's Wasser gestossen, nachdem er ihm scheinheilig gebeichtet; ein andermal stürzt er mit seinem neuen Büchlein, „dem der böse Feind gram war,“ in den angeschwollenen Strom und wird nur mit genauer Noth gerettet; — Angehörige von Frauen, die er bekehrt, bedrohen sein Leben; auf einer Ordensversammlung wird er als Ketzer verklagt,<sup>70)</sup> und ist in seiner Brüder Munde wie das verschlissene Fusstuch, mit dem er einst von seinem Fensterchen aus einen muthwilligen Hund im Kreuzgang hatte spielen sehen und das er als Vorbedeutung seines Leidens wie ein köstlich Kleinod aufgehoben. Aber auch von seiner leiblichen Schwester stösst ihm grosses Ungemach zu, da sie aus ihrem Kloster<sup>71)</sup>

entflieht und in schwere Sünde verfällt. Die Schilderung der Liebesfülle, die den Bruder durch Kälte, Regen und angeschwollene Bäche, unter lautem Jammer und häufigen Ohnmachtanfällen, zu dem Häuslein der verstossenen Schwester treibt; seine herzliche Klage um sie, und ihre bittere Reue, die dem geliebten Bruder gegenüber keinen Rückhalt kennt, kann man nicht ohne die tiefste Rührung lesen, wie überhaupt alle Stellen des Werkes, wo hinter der mystischen Umhüllung das rein Menschliche erscheint, ein tief empfindendes und mitfühlendes Herz hervorschlägt, ein treues liebevolles Menschenauge hervorleuchtet. Wahrlich wir glauben es ihm, was er einmal, im schweren Leiden vor Gott sein Innerstes ausschüttend, von sich bezeugt: <sup>72)</sup> „Herr, ich berufe mich auf dich, der du alle Dinge weisst, dass mir das gefolgt hat von meiner Mutter Leibe, dass ich ein mildes Herz gehabt habe alle meine Tage. Ich sah nie einen Menschen in Leid noch in Betrübniß, ich hatte ein herzliches Mitleiden mit ihm, und ich mochte nie, weder hinter den Menschen noch vor ihnen, gern reden hören, was Jemand beschweren konnte . . . Der Armen getreuer Vater hiess ich; aller Gottesfreunde besonderer Freund war ich; alle Menschen, die je traurig oder beschwert zu mir kamen, die fanden je etwas Rathes, dass sie fröhlich und wohlgetröstet von mir schieden . . . Herr, ich will geschweigen der Menschheit; denn selbst aller Thierlein und Vöglein und Gottescreatürlein Mangeln und Trauern, so ich das sah oder hörte, so gieng es mir an mein Herz, und ich bat den obersten milden Herrn, dass er ihnen hülfe. Alles, was auf Erdreich lebet, das fand Gnade und Mildigkeit an mir.“

Der nun folgende zweite Theil von Suso's Lebensbeschreibung, durch ihn selbst bevorwortet und mit einem

lehrhaften Anhang versehen,<sup>73)</sup> bildet, wie gesagt, eine Art Tagebuch über den Verkehr Elsbeths mit dem Freunde und Beichtvater. Mit weit grösserer Unmittelbarkeit hat sie hier, die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft mit Suso hindurch bis zu ihrem Tode,<sup>74)</sup> Alles eingetragen, was sie an geistlicher Speise, oder an Erzählungen aus seinem innern Leben, nach und nach empfing. Auch eine Anzahl Briefe der Beiden sind, offenbar meist wörtlich, eingeschaltet; einige weitere Schreiben Suso's an Elsbeth sind ausgesondert und erscheinen in dem ebenfalls von ihr zusammengestellten Briefbuch: wir werden diese letztern,<sup>75)</sup> so weit sie zum Bilde des Verkehrs der Beiden gehören, im Folgenden mit berücksichtigen.

Elsbeth wendet sich zunächst schriftlich an den berühmten Beichtvater um Rath in geistiger Bedrängniss, in die sie durch Meister Eckharts Lehren gerathen zu sein scheint. Sie gefiel sich damals, heisst es, in hohen Speculationen „von der blossen Gottheit, von aller Dinge Nichtigkeit, von gänzlichem Lassen seiner selbst, von aller Bilder Bildlosigkeit, und von derlei hohen Dingen, die mit schönen Worten bedeckt waren.“ Aber „ihr gebrach gänzlich die nothwendige Unterscheidung, dass man die Worte mochte hin- und herziehen auf Geist und auf Natur, wie der Menschen Gemüth war.“ Sie hoffte, Suso würde sie auf den rechten Weg bringen und auf diese ihre Ideen eingehen. Aber dieser warnt sie gleich im ersten Briefe nachdrücklich davor, sich jetzt schon allzu sehr in's Grübeln und Philosophieren zu vertiefen. „Lass die hohen Fragen noch unterwegen,“ schreibt er ihr, „und nimm solche Fragen hervor, die Dir gemäss sind. Du scheinst noch eine junge ungeübte Tochter, und darum ist Dir und Deinesgleichen nützer zu wissen von dem ersten Beginnen.“

— Sie aber ergibt sich seiner Leitung ganz und gar; ihre Antwort ist eine Ueberlieferung ihres Seelenheils an den verehrten Unbekannten auf Gnade und Ungnade, der Bundesbrief für das ganze nun beginnende Verhältniss. „Meine Begierde steht nicht nach klugen Worten; sie steht nach heiligem Leben, und das habe ich Muth recht und redlich zu vollbringen, wie weh es immer thun mag; es sei Leiden oder Sterben oder was es sei, das mich auf dem nächsten Wege dazu bringen mag, das muss vollhärtet werden. Und verzaget nicht ob meiner schwachen Natur; was Ihr Euch getrauet zu befehlen, das der Natur weh thut, das getraue ich mich zu vollbringen mit der Hülfe göttlicher Kraft. Fahet zuerst bei dem Niedersten an, und weiset mich hindurch, wie man ein junges Schülerlein zuerst lehret, was zu der Kindheit gehört, und es aber und aber fürbass weiset, bis es selber ein Meister der Kunst wird.“ Mit Zagen nur wagt sie dann die Bitte<sup>76)</sup>, er möchte ihr thun wie der Pelikan seinen Kindern, und mit seinem eigenen Blute, mit dem Schatze seiner innersten Herzenserfahrungen, ihre begierige Seele laben. Und Suso, obwohl erstaunt, dass sie, die von dem edlen Trank des hohen Meisters Eckhart gekostet, sich so durstig erzeige nach des kleinen Dieners grobem Getränke, freut sich herzlich ihres Begehrens und lässt sie ihr neues Leben beginnen, wie er selbst einst gethan, mit Ablegung einer Generalbeichte. Sie sendet sie ihm auf einer grossen wächsernen Tafel und schliesst mit der beweglichen Bitte: „Mein gnädiger Herr, nun falle ich vor Eure Füsse und bitte Euch, dass Ihr mit Eurem getreuen Herzen mich wiederbringet in das göttliche Herz, und dass ich Euer Kind heisse in Zeit und in Ewigkeit.“ Er aber wirft sich mit ihr im Gebete Gott zu Füssen und wird in himmlischer Erscheinung ihrer Absolution versichert,

wie er ihr durch denselben Boten zurück meldet. Seither nennt er sie mit Auszeichnung seine geistliche Tochter, sie ihn ihren Vater. Es beginnt zwischen den beiden gleichgestimmten Seelen ein Verkehr, wie er eifriger kaum in der Maienblüthe der Minnesingerzeit geherrscht haben mag, und in ähnlichem Tone. Er macht sie bekannt mit der Art, wie er zu Anfang seines Klosterlebens sich an die strenge Clausur gewöhnt <sup>77)</sup>; wie er seiner Andacht zu Hülfe gekommen durch die Bilder der „ewigen Weisheit“ und der heiligen Altväter, mit denen er sich, nach einem Entwurf aus seiner Knabenzeit, seine heimliche Kapelle im Kloster hatte ausschmücken lassen <sup>78)</sup> und deren schöne Inschriften er nun der Freundin überschickt. Aber die Absicht, sich gleich ihm zu kasteien, hindert er von vornherein mit gutem Tacte, weil solch' übermässige Strenghheit ihrer fräulichen Schwachheit und wohlgeordneten Natur nicht zukomme. Dagegen lässt er sie an seiner Arbeit theilnehmen; sie hilft ihm, heisst es, seine Büchlein vollbringen, und da sie in eine Krankheit verfällt, um nie wieder ganz zu genesen, da nimmt er sich im ersten Unmuth vor, nichts mehr zu schreiben, ja Gott sein Morgengebet zu versagen, wenn sie nicht wieder gesund werde. Die Krankheit gab aber Anlass zu einem Besuche des Beichtigers bei seiner geistlichen Tochter, und an ihrem Lager erzählt er ihr, da sie ernstere Belehrung nicht vertragen kann, Weiteres und Intimeres von seinem frühesten Klosterleben. Sie vernimmt mit Interesse von den kindlichen Andachtsübungen des Jünglings, mit denen er sich sogar Alltäglichkeiten wie Haarscheeren, Aderlassen, Anziehen eines neuen Kleides zu weihen und zum Segen zu machen gewusst. Wieder kommen da solche zartsinnige Züge, wie das Bekränzen der heiligen Jungfrau mit den ersten Frühlingsblumen, oder der regelmässige



- Umweg, den er beim Gange aus und nach seiner Zelle macht, um das Sacrament zu grüssen, dieweil ja auch, „wer einen herzlichen Freund irgendwo an seiner Strasse hat, seinen Weg gern ein wenig länger macht, um eines lieblichen Erkosens willen.“ Die Tochter aber schrieb hernach Alles heimlich auf und verwahrte die Blätter in einer verschlossenen Lade, in der eine Schwester einst im Traum ein Engelein mit einem Saitenspiel erblickte. — Bleiben seine Briefe einmal lang aus, so mahnt sie ihn, ihr wieder Etwas zu entbieten, wovon ihr leidendes Herz „erlöpft“ würde; meist sind es dann eigene Leiden aus seiner Missions- und Bekehrerthätigkeit, die er ihr zu ihrer Aufmunterung berichtet. Hiebei lässt er sich mit schönster Offenheit zu ihr herab und schont sich nicht im Geringsten. So scheut er sich nicht, ihr von der Verachtung zu erzählen, in welche er durch die für einen Mönch doppelt schwere Anschuldigung eines bösen Weibes gerathen ist.<sup>79)</sup> Wohl mochte er bei seiner Ueberschwänglichkeit und seinem vielfachen Verkehr mit Frauen manchem Vorwurf ausgesetzt sein; aber wer könnte an seinem Charakter zweifeln, wenn er liest, wie rückhaltlos hier der Beichtvater vor seinem Beichtkinde alle die gegen ihn erhobenen Vorwürfe wiederholt, und wie treulich er sich des armen Würmleins annimmt, das deren unschuldige Ursache, und von seiner Rabenmutter schon dem Tode geweiht ist! Dann aber warnt er die Schülerin wieder, sich nicht zu viel Leiden selbst zu schaffen um nichtiger Dinge willen; wer Gottes Bürden tragen will, der darf sich nicht um eine verlorene Nadel grämen. In einem Sendschreiben des „Briefbuchs“ wendet er das bräutliche Wort „Schwarz bin ich, aber lieblich“ im Hohen Liede auf sie an, die in ihren Leiden Gott wohlgefällig ist; jenes Fusstuch, das er dem Hunde genommen,
-

wollte er ihr Anfangs als kräftiges Sinnbild der rechten Gottergebenheit mitschicken, wie sie es gewünscht, „so ist es mir aber so lieb,“ setzt er hinzu, „dass ich es nicht von mir lassen mag.“<sup>80)</sup> — Gerne erfährt sie auch von den Erfolgen seiner Seelsorgerthätigkeit, die er selbst als seinen eigensten Beruf ansah, so dass er sich einmal in einem Briefe<sup>81)</sup> den „Karrer“ Gottes nennt, der aufgeschürzt durch die Lache fährt, die Menschen aus den Tiefen ihres sündlichen Lebens auf's Trockene zu bringen. Mit herzlichem Antheil vernimmt sie z. B., wie er da eine Schwester, „die mit zergänglicher Minne umgeht, das da heisset Sponsieren,“ beim Flachsrieffeln aufsucht und für den himmlischen Bräutigam wirbt, dort einen Unglücklichen, den eine himmlische Stimme zu ihm gewiesen, von Selbstmordgedanken heilt. Oder sie hört ihn von seiner Mutter, von einem treuen Jugendfreund erzählen, — von wunderbarer Gotteshülfe in Müdigkeit und Durst, von mannigfachen Anfeindungen, die er sich besonders als Prior während der harten Theurung (1343 und 1344) zugezogen, da dem Kloster grossmüthige Schenkungen zufließen.

Unter den Briefen sodann stehen auch eine Anzahl gereimter Sprüche, welche Suso, wie jene anderen von der ewigen Weisheit und den Altvätern, in seiner Kapelle in Latein hatte anbringen lassen und nun der Freundin mitgetheilt hat. Sie sind von Elsbeth verdeutscht, und wir lernen diese hier als treffliche Uebersetzerin, ja als Dichterin kennen: ihre Verse lesen sich wie ursprünglich deutsche. Weltliche und göttliche Minne streiten um den Preis; jene rühmt ihre Gaben:<sup>82)</sup>

„Ob allen Freuden machet wild (reizt)  
Reiner Frauen zartes Bild;

Diess meiden, das ist Herzensnoth,  
Und ist so bitter als der Tod.“

Aber die „ewige Weisheit“ warnt vor dem trüglichen Glück  
der fleischlich Minnenden:

„Kurze Lieb und langes Leid  
Ist ihrer beider Minnekleid“,

wogegen die süßen Geheimnisse göttlicher Minne die Seele  
dauernd beseligen:

„Alle Herzen haben zu ihr ein Jagen,  
Und kann doch Niemand Nichts davon sagen;  
Der Sonne Bild ist nicht so fein;  
Sie übertrifft der Sterne Schein.  
Sie ruhet in der Seele Grund;  
Sie wird umfassen tausendstund (-mal).  
Das Herz darf keines Andern sein;  
Sie will es haben ganz allein.  
Nach ihr nur soll man streben,  
Sich ihr als Lieb ergeben.  
In allem Land ist Nichts ihr gleich;  
Sie haben, das ist Himmelreich!“

Diese göttliche Geliebte aber trägt jenen Namen, der über  
alle Namen ist:

„Jesus in der Seele Kern,  
Ist alles Liebsten Kron' und Stern.  
Jesu Nam' — ein fester Thurm,  
Den nimmermehr zerstört ein Sturm.  
Kein Fürspan (Spange) jemals zielt so gut,  
Als, Jesus, mich dein Name thut.  
Wie süsse Harfentöne,  
Klingt Jesu Nam' so schöne.

Ach Jesu, durch den Namen dein  
Vergiss der grossen Sünden mein!  
Von Jesu ist mein Herze wund,  
„Jesus“ steht drin zu aller Stund.  
Jesus, viellieber Herre mein,  
Ein Schirm muss mir dein Name sein.  
Gesegne mich der Jesus zart  
Nun und an meiner jüngsten Fahrt!“

Stark an's Sentimentale streift die Art, wie weiterhin im Briefbuche und gegen Ende der Memoiren diese den Beiden gemeinsame Verehrung des Jesusnamens zum Ausdruck kommt. <sup>83)</sup> Suso, den nach Elsbeths Bericht einst die göttliche Jungfrau selber als erkorenen Verherrlicher des heiligen Namens berufen und bezeichnet, hat seiner Schülerin einen Brief geschrieben über den Text aus dem Hohen Liede: Setze mich auf dein Herz wie ein Siegel — Minnezeichen, güldenes Fürspan erklärt er es weiterhin — und das Wort hat sie mächtig ergriffen. Sie stickt mit kunstfertigen Händen in rother Seide auf weissem Grunde eine Menge Souvenirs mit den Buchstaben  $\overline{JHS}$  (Jesus) für alle geistlichen Kinder Suso's, der sie dann sämmtlich erst auf seine mit jenem Namen bezeichnete blossе Brust legt und mit einem göttlichen Segen an Alle versendet. Sie selber näht das ihrige auf ihr Unterkleid und trägt es bis zu ihrem Tode heimlich auf dem Herzen. Da Vater Amandus zum letzten Mal die dem Tode nahe Freundin in Töss besucht — so berichtet das Nachwort zum Briefbuch — stiften sie eine Art Schwesterschaft des Namens Jesu (es ist offenbar der Keim der später durch eine Art Ordensgesetz geregelten „Bruderschaft der ewigen Weisheit“ <sup>84)</sup>): Suso muss seine „gesegnete Hand“ auf den in seine Brust gegrabenen Namen legen und dann damit das Kreuz über

die frommen Schwestern schlagen, die sich verpflichten, täglich zu Ehren dieses Namens bestimmte Gebete und namentlich auch einen dem „Diener“ einst geoffenbarten Morgensegen zu sprechen. „O du allerschönste lichtreichste ewige Weisheit,“ so fängt dieses Gebet an, das für die gelehrteren Nonnen auch in Latein verfasst wurde,<sup>85)</sup> „meine Seele hat heute Nacht nach dir verlangt, und nun an diesem Morgen früh bin ich in der Herzlichkeit meines Geistes zu dir, mein Lieb, erwacht, und bitte dich, mein gnädiger Herr, dass deine begierliche Gegenwart . . die gnadelosen Winkel meines Herzens mit deiner sonderen Gnade reichlich durchgiesse und mein kaltes Herz in deiner göttlichen Minne inbrünstiglich entzünde.“ So wurde damals, zur Zeit der Laupenschlacht und des Gefechtes von Tätwil, allmorgendlich zu Töss gebetet. Gewiss, allzu empfindsamfromm das Alles für uns zweimal reformte Reformirte und aufgeklärte Katholiken, — allzu sehr die realen Mächte des Lebens ignorierend für uns Zeitgenossen der Lebensversicherungscassen und Socialistencongresse. Aber man bedenke: es waren Epigonen der Minnesingerzeit, die so beteten und so schwärmten; und wer hätte nicht schon, gerade in unseren Tagen, jene vielfach beschränkten, aber ihres geistigen Besitzes frohen Geschlechter beneidet, denen die Religion die Sprache ihrer Zeit redete?

Die letzten acht Capitel des Buches, die sich durch ihre Tiefe und Dunkelheit von den übrigen unterscheiden, scheinen der letzten Zeit des Verkehrs unseres Mystikerpaars zu entstammen und sind wahrscheinlich von Suso selbst zusammengestellt und dem Werke Elsbeths nach ihrem Tode angefügt worden.<sup>86)</sup> Sie enthalten die Unterweisung der „Tochter“ in den höchsten Fragen der Religion. Nachdem sie durch die bisherige in Vorbilder und

Beispiele gefasste Belehrung „wohl geformet war, wie ein lindes Wächlein bei dem Feuer, das der Form des Insiegels empfänglich ist worden“, soll sie nunmehr, wie ihr Seelsorger ihr schreibt, sich „aus dem Neste bildlichen Trostes auflüpfen“ und wie ein flügge gewordener Adler sich zu höherer Belehrung aufschwingen. So wird sie nun in Rede und Gegenrede, in Brief und Sinnspruch eingeleitet in die schwierigsten Probleme: von der Erkenntniß göttlicher Dinge durch Vernunft und Offenbarung, vom Wesen Gottes, seinem Wo und Wie, seinen Emanationen („Entgiessungen“), von der Heiligung des Menschen, seiner „Entgottung“ und „Entgeistung“, d. h. seinem Loswerden von knechtischer Gottesverehrung und vom eigenen Wesen u. s. w. Es ist hier, wo wir nur die persönlichen Bezüge der Beiden in's Auge zu fassen haben, nicht der Ort, auf das in diesen Abschnitten niedergelegte System Suso's einzugehen, obwohl wir auch hier manchen anmuthigen Zug zum Bilde jener geistigen Wechselwirkung erhalten. Nur aus der hier eingereihten und offenbar für Elsbeth eigens zusammengestellten Spruchsammlung seien einige Sentenzen erwähnt:

„Hab' einen eingethanen Wandel, und sei nicht ausbrüchig weder in Worten, noch im Wandel.“

„Man muss sich setzen in ein Verruchen (Gering-schätzung, Nichtachtung) alles dessen, das das Eine nicht ist.“

„Willst du allen Creaturen nütz sein, so kehre dich von allen Creaturen.“

„Sieglos werden, ist Gottes Freunden Gewonnenhaben.“

„Bleib in dir selbst.“

„Wenn Eines wider sein Wesen thut, das ziemt ihm nimmer wohl.“

„Gott und der Teufel sind in dem Menschen.“

„Eia, wie selig ist der Mensch, der stät bleibet vor Mannigfaltigkeit; was empfindet der heimlichen himmlischen Eingangs!“

„Ein gelassener (gottergebener) Mensch soll nicht allzeit lugend sein, wes er bedürfe; er soll lugend sein, wes er entbehren möge.“

„Der allzeit bei sich selber wohnet, der gewinnet ein gar reiches Vermögen.“

„Bleib auf Nichts, das nicht Gott ist.“

Und als Beleg für den poetischen Charakter dieses Unterrichts diene folgende lebensvolle Anleitung des Lehrers, Gott aus der Natur zu erkennen:

„Lug über dich und um dich in die vier Enden der Welt, wie weit, wie hoch der schöne Himmel ist in seinem schnellen Lauf, und wie adelich ihn sein Meister gezieret hat mit den sieben Planeten, deren ein jeglicher, ohne allein den Mond, viel grösser ist, denn alles Erdreich; und wie er geschmückt ist mit der unzähligen Menge des lichten Gestirns. Ach, so die Sonne ungewölket heiterlich aufgeht in der sommerlichen Zeit: was sie dann emsiglich Frucht und Gutes dem Erdreich gibt! wie Laub und Gras aufdringen, die schönen Blumen lachen, Wald und Heide und Auen von der Nachtigall und der kleinen Vöglein süssem Gesang widerhallen, alle Thierlein, die von dem argen Winter verschloffen waren, sich hervor machen und sich freuen und sich zweien! wie in der Menschheit Jung und Alt von wonnegebärender Freude sich fröhlich gebärden! . . . Wer erhält dies Alles? wer speiset es? — Du beräthst es Alles, ein jegliches in seiner Weise, gross und klein, reich und arm: du, Gott, du thust es! du, Gott, wahrlich Gott,

bist! — Wohlan, Frau Tochter, nun hast du deinen Gott gefunden, den dein Herz lange gesucht hat!“

In solcher Weise leitet Vater Amandus die Schülerin hinauf durch die verschlungenen Gänge mystischer Theologie bis zu den menschlich unfassbaren Geheimnissen der heiligen Dreieinigkeit. Anknüpfend an den alten Vergleich Gottes<sup>87)</sup> mit einem weiten Ring, des mittlerer Punkt sei allenthalben, und sein Umfang nirgends, erklärt er ihr dieselbe als drei Kreise, durch Einen in's Wasser geworfenen Stein entstanden. „Hier nimm bildlich,“ fährt er fort, „in dem ersten Ringe: das ist die vermögende Kraft göttlicher Natur in dem Vater, die grundlos ist. Die gebiert ihr gleich einen andern Ring (nach der Person), und das ist der Sohn. Und die zwei den dritten, das ist ihrer beider Geist, gleich ewig, gleich allmächtig; so bezeichnen die drei Kreise Vater, Sohn, heiligen Geist.“ Wo Begriffe fehlen, da stellt nicht nur „ein Wort“, sondern namentlich ein Bild „zur rechten Zeit sich ein“; aber eine von Bild und Symbol ganz beherrschte Welt hat noch das Recht auf den Gebrauch des Bildes bei der Erklärung ihrer wichtigsten Grundbegriffe, — ein Recht, das unsere Zeit, alle Begriffe auf ihre Wahrheit untersuchend, nicht mehr ansprechen darf.

„Die Tochter sah auf andächtiglich,“ so heisst es am Schluss dieser geistlichen Unterweisung, „und sprach: Gelobet sei die ewige Wahrheit, dass ich von Euren weisen und löblichen Worten so schön berichtet bin des ersten Beginns eines anfahenden Menschen, und des ordentlichen Mittels, Meidens und Leidens und Uebens eines zunehmenden Menschen, endlich, mit guter Unterscheidung, in mystischer („tögentlicher“) Weise, der allerhöchsten reinen Wahrheit. Darum sei Gott ewiglich gelobet!“



In einem letzten Briefe<sup>88)</sup> weist der Meister die Schülerin an, fortan ihm und aller Creatur Urlaub zu geben und sich nur von Gott selbst lehren zu lassen. Bald darauf, berichtet er weiterhin, starb sie, und zeigte sich ihm an in einem Gesichte, selig vereint mit der Gottheit. Aber die Früchte ihrer letzten liebevollen Arbeit, ihre Aufzeichnungen über des Freundes Leben und seinen Verkehr mit ihr, bleiben in Suso's Händen, um von ihm oder gleichgesinnten Genossen zu einem Ganzen verarbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben zu werden, — ein Denkmal innigster Freundschaft und aufrichtigsten Strebens edler Seelen nach Frieden mit sich und der Welt.

### Hochgeehrte Versammlung!

Wir haben, das werden Sie mir zugeben, den Lebenslauf zweier merkwürdiger Menschen verfolgt. Ob es mir auch gelungen sei, ihre Denkungsart und ihre Bestrebungen einigermaassen unsern Begriffen nahe zu rücken, muss ich billig zweifeln; aber ich weiss, dass ein Ideal unserer aufmerksamen Theilnahme nicht weniger werth ist, weil es nicht das unsrige ist, noch je sein kann. Wenn man aber die Geschichte der Menschheit aus ihren — ja sammt und sonders vergänglichen — Idealen und aus ihren damit unzertrennlich verbundenen Krankheiten kennen lernt: so trägt dazu wohl auch dieser Vortrag bei.

Und wenn uns jetzt von dem zerstörten Schwesternhaus an der Töss, das, statt frommer Frauen Morgensegen, vielfältig lohnende Arbeit russiger Männer durchtönt, die neue Eisenbahn in zwei kurzen Stunden nach dem klösterlichen Eiland des Bruders Amandus trägt, das nun gastlich jedem Fremden offen steht; wenn wir dort im schönen

Speisesaal des Inselhotels, der einstigen Klosterkirche Suso's, die ersten Gestalten der Heiligen und Märtyrer hinter den Tapeten uns zeigen lassen; wenn wir darauf am Fuss des epheumrankten Thurms, wo Suso's ungleiche Nachfolger den kühnen Huss gefangen gehalten, dem Murmeln des jungen Rheines lauschen: dann steigen wohl auch die Schatten des schwärmerischen Predigermönchs und seiner geistlichen Tochter vor unsern Augen auf, und die Woge singt uns auch heute noch das alte Lied: dass all' unsere Ideale und Bestrebungen wandelbar sind wie das immerbewegte Wasser, aber die edelsten Gefühle des Menschen, Liebe zum Wahren und Guten, ewig wie des Wassers Gang zum alten Ocean.

## Anmerkungen.

---

Der bereits i. J. 1876 gehaltene und nachträglich erweiterte Vortrag (ein Auszug im Feuilleton der N. Z. Z. 1878) war zur Verwendung in einer Ausgabe von Suso's und Elsbeths Schriften bestimmt. Sollte diese in der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes“ nicht möglich sein, so behalte ich mir wenigstens die Veröffentlichung der Vitae der St. Galler Hs. Nr. 603 vor. F. V.

<sup>1)</sup> *Preger*, Geschichte der deutschen Mystik I, S. III.

<sup>2)</sup> Ueber den grossen Gemäldecyklus im Kreuzgang zu Töss (aus den Jahren 1504 ff.), wovon seit der muthwilligen Zerstörung des Bauwerkes durch die Herren Rieter u. Comp. nur mehr die Copieen Werdmüllers übrig sind, vgl. *Rahn*, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz S. 668 ff.

<sup>3)</sup> Der Denkstein lässt an seinem jetzigen Aufbewahrungsorte eine genauere Untersuchung behufs der Verificierung seiner Zugehörigkeit zum Grabmal der Königin *Elisabeth* (s. S. 10) nicht zu, und die Bevollmächtigten Maria Theresia's und der Regierung von Zürich, welche im Jahre 1770 nach den fürstlichen Gebeinen suchten, fanden die Gruft bereits nicht mehr; gleichwohl scheint es sicher, dass der bis vor etwa zwanzig Jahren unter der Kanzel der Kirche aufbewahrte Stein, mit seinem zierlichen Wappen und Laubwerk, von dem „gehauenen Grab“ stammt, das man der Königin „über der Erde“ errichtete (Leben der Königin Elisabeth, von der Stägel, S. 181). Die übrigen Theile des Grabmals, das vermuthlich im Chor stand, können leicht bei der Erneuerung der Kirche im Jahre 1703 zerstört worden sein, während man den Deckel aufbewahrte, der für die Experten von 1770 keinen Werth hatte. Vgl. *Graith* in den „Kathol. Schweizer Bl.“ 1860, S. 408, nach Gerbert, De translatis Habsburgo-Austriacorum principum eorumque conjugum cadaveribus p. 60, und Werdmüller, Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich 1790, S. 159. Dagegen *Rahn* a. a. O. 582 Anm.

<sup>4)</sup> *Wackernagel*, Walther von Klingen, Basel 1845, und in „Kleinere Schriften“ II; Pupikofer, Geschichte des Thurgau's I, 125 f. und Derselbe, Die Herren von Klingen.

<sup>5)</sup> Ueber den Eindruck, welchen die Niederlage von Morgarten im nahen Winterthur machte, wo der Schreiber den Heimzug des besiegten Herzogs Leopold selbst mit ansah, vgl. Joh. Vitoduranus, *Ausg.* von G. v. Wyss, S. 73.

<sup>6)</sup> Joh. Vitoduranus, *Turici* 1737, p. 36. 48. 85, nach Pupi-kofer, *Geschichte des Thurgau's* I, 203. Zu den Prophezeiungen von Sturmwinden, die den Menschen die Köpfe abreissen würden, vgl. die Gesänge, welche schon mehr als hundert Jahre zuvor Walther von der Vogelweide aus dem Munde der Waller und Pilgrime vernommen hatte: *Owê ez kumt ein wint, daz wizzent sicherliche . . . starken liuten waet erz houbet abe.* Der Sturm gehörte seit Hieronymus zu den Vorzeichen des jüngsten Gerichts: Wilmanns, *Walther von der Vogelweide* 333.

<sup>7)</sup> Verhältnissmässig harmlos die Geschichte der sieben jungen Schlemmer in Ueberlingen, der Vaterstadt Suso's, im Jahre 1343. (Vitod., *ed.* Wyss 198 f.) Die Kehrseite dazu der grausame Judenmord daselbst im Jahre 1331 (*ebd.* 106 f.). — (Das vielfache Elend der Zeit in landes- und zeitgenössischen Versen *ebd.* 202 f.)

<sup>8)</sup> Urkunden des Klosters Töss (Zürcher Staatsarchiv).

<sup>9)</sup> Karl Brunner, *Königsfeldens Schicksale* aus seinem Urkundenschatze, *Festschr. der aarg. hist. Ges.* 1875, S. 11 f.

<sup>10)</sup> Fünfzehn Jahre gibt ihr Greith (Kath. Bl. 1860, 401 Anm.), entgegen der Angabe ihrer Biographin (ebenda im Text, sowie S. 142), wornach sie bei ihrer Aufnahme in's Kloster erst im dreizehnten Jahre gestanden hätte. Elisabeths Vater, König Andreas, vermählte sich 1291; in's Jahr 1295 fällt die Geburt einer zweiten Tochter, der Tod von Mutter und Kind, und die neue Vermählung, mit Agnes; die ältere Tochter ist also zwischen 1292 und 1295 geboren, und, sofern Agnes gleich nach ihrem Erscheinen im Aargau (1309) mit ihrer Stieftochter nach Töss kam, damals zum Allermindesten 15, möglicherweise 17 Jahre alt gewesen.

<sup>11)</sup> Anfangs freilich scheinen diese — wenigstens was davon der Novize selber zukam — gering gewesen zu sein; erst auf fremde Fürbitte hin erhielt sie von der Stiefmutter als Leibgeding den Hof Oeningen bei Stein a. Rh. — Elisabeths Biographie; vgl. Kath. Bl. 403.

<sup>12)</sup> Elisabeths Biographie; vgl. Kath. Bl. 404.

<sup>13)</sup> Unter Anderem wurde damals der Kirchensatz von Veltheim dem Kloster incorporiert (Tösser Urkunden; vgl. *Geschichtsfreund* IV, 290).

<sup>14)</sup> Aus dieser weiblichen Bildung zum ursprünglichen Familien-

namen Stigel haben Spätere (Murer, *Helv. sancta* 315. 367) auch Steiglin und Stehelein gemacht.

<sup>15)</sup> Das Stigel-Wappen mit dem Steinbock befand sich u. A. auch im Sommerrefectorium bei den Augustinern in Zürich, bei welchen die Familie ihre Grabstätten hatte, neben denen der Manesse, Wartensee, Schaffli, Oeri, Mülner (Nüscheler, *Gotteshäuser der Schweiz* III, 462). Vielleicht war es ein sprechendes Wappen, obgleich nach Joh. v. Müller, *Schweizergeschichte* I, 403 „Stigel“ nicht einen Steinbock, sondern einen Hirsch bedeutet. (Das Wort fiel dort auch Schillern auf, vgl. seine Vorstudien zum Tell: Schiller-Ausgabe von Gödeke XIV, Vorwort IX.)

<sup>16)</sup> *Rudolf* der ältere und der jüngere 1292; einer von ihnen hat eine Frau *Margareta* (Dürsteler, *Geschlechterbuch* VII, Bl. 350 f.), diese wahrscheinlich Elsbeths Mutter. *Rudolf*, des Raths, 1306 (Dürsteler a. a. O.), 1309 (mit Johans Schaffeli oder Schöffli, *Geschichtsfreund* VII, 16 und XXX, 189), 1314 (Zeuge bei Aufnahme der Schwestern Schafeli in's Kloster Oetenbach; Kopp, *Geschichte der eidg. Bünde* IV, 2, 27; zwei Schwestern Schöfflin lebten auch in Töss; *Leben der Schwestern von der Stigel* Bl. 13<sup>a</sup> ff.), 1317 („*Ruodolfo Stigel am Rindermarkt*“, mit „*dom. Jacobo Nobili de Warte*“ ... „*Burch. Schaffino*“, „in *Monasterio Thüricensi*“, *Geschichtsfreund* VIII, 39—41), 1319 (Kopp a. a. O. 274); *Rudolf* und seine Söhne *Friedrich* und *Otto* „die Metzre“, Elsbeths Brüder, 1323 (Belehnung mit der Fleischbank, um einen jährlichen Zins von 10  $\text{fl}$  12 Sch.; Kopp a. a. O. V, 1, 65). *Konrad*, des Raths, 1329 (Aussteuerung seiner Schwester *Elisabeth* im Kloster Oetenbach, Dürsteler a. a. O.). *Johann*, des Raths, 1335—1348 (ebd.). *Peter*, *Friedrich*, *Walther*, *Hermann* um 1336—1371 (ebd., und *Anzeiger für schweiz. Geschichte* 1879). *Otto* 1348 (stiftet mit seinem Sohne *Otto* in Töss Jahrzeit; ebd.). *Hugo* und *Elisabeth* 1360 (ebd.).

Die betreffenden Nachweisungen verdanke ich meist der Güte des Herrn Archivars Dr. Th. von Liebenau in Luzern.

<sup>17)</sup> „Gedenkent dvr got. S. (swester) *Elyzabeten ftaglin ze taz* in dem klofter vnd ir vatter *Ruodolfen*, *Margareten* ir muoter, vnd drier ir bruoder, *Fridriches*, *Otten*, vnd *Ruodolfes*. Gedenkent ouch einef Bredierl hies Bruoder *Johans von Rauenspurg*, von dem man veh (ouch?) den meiften teil an dif buoch gab.“ Dieses Buch schenkte Johann Friker aus Luzern 1378 den Klosterfrauen in Engelberg (Mittheilung des Herrn von Liebenau; der Anfang dieses Schlusswortes auch bei Denifle, *Seuse* I, 141). Ob etwas und wie viel von diesem Tractat Elsbeths Arbeit ist, wird sich kaum mehr bestimmen lassen.

<sup>18)</sup> *Diepenbrock*, Suso S. 84 (*Denifle*, Seuse, München 1876, S. 141). In Diepenbrocks congenialer Verneudeutschung von Suso's Schriften, deren Original bisher ungedruckt geblieben (Hss. s. u. Anm. 47), sind auch im Folgenden (nur mit gelegentlicher Benutzung glücklicherer Wendungen bei Denifle) die Stellen gegeben, schon deshalb, weil mir zur Zeit der Abfassung meiner Arbeit die Uebersetzung von Denifle noch nicht vorlag.

<sup>19)</sup> Hs. Nr. 603 der Stiftsbibliothek zu St. Gallen, geschrieben im Katharinenkloster daselbst, in der Reformation nach Nollenberg und Wyl gerettet, von Murer (Helv. sancta a. a. O.) benutzt. Abschriften (des Originals der Stagel?) von 1492 zu Gnadenthal, und von 1628 (durch Kath. Dulliger) zu Hermetschwyl. S. Greith in den „Kath. Bl.“ 1860, 74. Unser St. Galler Exemplar zeigte ursprünglich noch die Orts- und Personenbezeichnungen des Originals, welche nur von einer in Töss selbst schreibenden Hand herrühren konnten: z. B. hie inn (50a), — für dis kloster (27a), — wir . . ünser guotten bild (51b); eine gleichzeitige Hand hat dafür zuo toess, — zuo toess für das kloster, — sy . . ir guotten bild (hier ganz mechanisch und unverständlich) corrigiert. Gegen Ende unserer Abschrift zeigen sich Spuren einer nachträglichen fremden Redaction oder Fortsetzung von Elsbeths Buche; während sie z. B. Bl. 128 b (oben S. 13) in erster Person von sich als der Verfasserin spricht, heisst es in einer der letzten Biographien, Bl. 140 b: „do bat sy (eine Schwester) die saelgen S. Elsbeten Staglin, die dis alles von ir schraib.“

Die von allen am ausführlichsten gehaltene letzte Lebensbeschreibung, die der Königin *Elisabeth* von Ungarn, welche wie von Neuem anhebt, aber in Ausdruck und örtlichen Beziehungen dem Vorausgehenden gleich steht, auch in unserer Abschrift dieselbe Hand zeigt, ist ohne Zweifel ebenfalls ein Werk Elsbeths, die unter ihren Schwestern gewiss diese vornehmste nicht übergangen hätte, sie im Gegentheil durch eine eingehendere Biographie hat ehren wollen. — Auffallender Weise fehlt dagegen unter den Vitæ Elsbeths die der *Elisabeth von Baldegg* (gewöhnlich nach dem Besitz ihres Hauses „von Elgow“ oder „Elgg“ genannt), die nach Murer (367) 50 Jahre in Töss lebte, besonders mit Königin Elisabeth befreundet war und später heilig gesprochen wurde; nur eine Laienschwester Elli von Elgow erscheint Bl. 120 b. Vielleicht ist Elsbeths Sammlung unvollendet geblieben.

Diesen Schriften Elsbeths gehen in unserem Cod. 603 noch voran ein Tractat über die „vierzig Myrrhenbüschel“ von einem

Johanniter zu Strassburg und ein Leben der hl. Ita; ihnen folgen: ein Leben der hl. Margaretha von Ungarn, Dominicaner Ordens, Leben der Schwestern von Katharinenthal bei Diessenhofen, Leben des hl. Ludwig: alles ursprünglich selbständige Werke, und erst im 17. Jahrhundert zusammengebunden. Vgl. Greith a. a. O. Dasselbst gute Auszüge S. 139 ff. 399 ff.; ebenso in Desselben Deutscher Mystik S. 363 ff. Einige der Biographien sind schon von Murer in seiner *Helvetia sancta* unter „Töss“ gedruckt. Ueber die geistliche Schule zu Töss vgl. auch: J. C. Füssli, Staats- und Erdbeschreibung 1771, I, 102; Neugart, Episc. Const. II, 324; Meyer v. Knonau, Der Kanton Zürich I, 275; II, 400; Scherer, Helden und Heldinnen des christlichen Glaubens; Burgener, *Helvetia sancta*.

<sup>20)</sup> Suso's Biographie gedenkt des Werkchens unmittelbar vor der Schilderung des Verkehrs zwischen Elsbeth und ihm (Diepenbrock S. 83, Denifle S. 142); dieser Erwähnung voran geht die (laut Vorrede von ihr nach seinen Erzählungen aufgesetzte) Lebensbeschreibung des Lehrers bis zu diesem Verkehr, in welcher Elsbeth noch nirgends genannt ist. Preger (Suso's Briefe 17 ff.), der die Vitæ der Nonnen wohl richtig um 1340 geschrieben sein lässt, setzt die erste Bekanntschaft mit Suso vorher an, weil Elsbeth im Anfang dieser Bekanntschaft in Siechthum verfallen sei, zugleich aber auch jenes Büchlein „mit ihrem kranken Leibe“ zuwege gebracht habe. Aber erstens könnte Elsbeth auch vor jenem Siechthum einmal krank gewesen sein, und zweitens bedeutet „kranker Leib“ nur „schwächlicher Leib“, „Schwächlichkeit“, was auf Elsbeths ganze Lebenszeit passen möchte.

<sup>21)</sup> „Was wir hier geschrieben haben, das ist, wie wir es unsere ältern Schwestern (ünser eltren) vor uns hörten sagen, und wie es auch von ihnen zum Theil aufgeschrieben war.“ Leben der Schwestern Bl. 5 b. Im Leben der El. Bächlin, die einmal in erster Person spricht, haben wir vielleicht ein Stück Autobiographie, wovon die Redactorin die Spuren zu tilgen vergessen hat. Oder sind diese nur Folgen der unmittelbaren Fixierung der mündlichen Erzählung, welche gerade bei dieser Biographie besonders als Quelle betont ist?

<sup>22)</sup> So Murer a. a. O., der den Ausdruck wohl aus Elsbeths Werk Bl. 1 b genommen hat, wornach der Orden des hl. Dominicus „mengen edlen wurtzgarten“ zählt.

<sup>23)</sup> Bl. 128 b; Kath. Bl. 409.

<sup>24)</sup> Wohl das Redefenster am Eingang des Klosters.

<sup>25)</sup> Anna von Klingnau, Bl. 37 b.

<sup>26)</sup> Bl. 25 b; am Ende der vorletzten Zeile der statt *ir*, was wohl den richtigen Reim gibt; Schluss: *laide sy dir*.

<sup>27)</sup> Bl. 126 b.

<sup>28)</sup> Jacob Burckhardt, Das Zeitalter Constantins des Grossen, 9. Abschnitt (S. 447. 432).

<sup>29)</sup> Das Folgende z. Th. nach Preger, Geschichte der deutschen Mystik im MA. I.

<sup>30)</sup> Er war der Bruder Herzog Berchtolds IV. von Züringen, der Oheim des Gründers von Bern.

<sup>31)</sup> Preger a. a. O. 475, woselbst Eckharts feierliche Erklärung von 1327. Vgl. 479.

<sup>32)</sup> „Dem Herrn ist gesagt, Ihr hättet ihm seine Tochter, wie auch viele andere Menschen, verkehrt in ein besonderes Leben, das da heisst der Geist, und die in derselben Weise sind, die heissen die Geister und Geisterinnen; und ist ihm vorgelegt, dass das das allerverkehrteste Volk sei, das auf Erdreich lebet.“ Diepenbrock, Suso 70; Denifle, Suse 119 f. Greith, Deutsche Mystik 369 f. Hauptsitz der Secte vom freien Geiste in Rätien: Preger 210. Ihre Grundsätze 211.

<sup>33)</sup> Die Uebersetzung ward von Heinrich auch den Waldschwestern in Einsiedeln überschickt (Preger a. a. O. S. 70), die mit der Mystikerfamilie vom Goldenen Ring zu Basel in Verbindung erscheinen: Cod. Einsidl. 278, Vorbemerkung.

<sup>34)</sup> Preger a. a. O. S. 103, wo mancherlei Vorstellungen Dante's als zuerst bei Mechthild erscheinend nachgewiesen werden. Ihre Schriften hgg. von Gall Morel, Regensburg 1869.

<sup>35)</sup> Preger a. a. O. S. 6. Innerhalb Deutschlands verhält sich die Zahl der Frauenklöster in Oberdeutschland und am Rhein, wo das vorwaltende Gemüthsleben die Mystik begünstigte, zu derjenigen der sächsischen wie 7 : 1. Ebenda.

<sup>36)</sup> Vgl. *W. Wackernagel*, die Gottesfreunde in Basel (Beitr. zur vaterl. Gesch. II, 111; Kleine Schriften II, 146).

<sup>37)</sup> Dass der „Gottesfreund im Oberland“, welchen K. Schmidt und Wackernagel mit Nikolaus von Basel identifizierten (vgl. Denifle, Zschr. f. d. A. XIX, 478 ff., und Suse I, 86 Anm.), und dessen Aufenthaltsort man bald auf dem Herrgottswald, bald auf der Brüderalp am Schinberg, bald endlich bei Ganterswil im Toggenburg hat finden wollen, bloss eine Fiction Ruolman Merswins ist, hat überzeugend *Denifle* nachgewiesen: Zschr. für deutsches Altth. XXIV, 200 ff. 280 ff. 463 ff.; XXV, 101 ff. (die betr. Untersuchung auch angekündigt u. d. T. Die deutschen Gottesfreunde im 14. Jahrh.). —



Doch dürfte es gewagt sein, deswegen diesen frommen Roman einer völlig unkritischen Zeit und Geistesrichtung und eines allerdings höchst excentrischen und in seinen Mitteln keineswegs wählerischen Mannes geradezu als „litterarischen Betrug“ zu bezeichnen (Ebd. XXIV, 512 ff. 509 Anm.; vgl. hier nachstehend Anm. 48), oder, neben den vielen inneren, noch als äusseren Grund die Schablonenhaftigkeit der betreffenden Wundererzählungen geltend zu machen: das ganze Wunderwesen des Mittelalters ist ja grösstentheils Schablonenarbeit, und die angeblichen Kriterien erdichteter Legenden S. 495: „Widersprüche, Fictionen, Phantasiegebilde, Unmöglichkeiten“ treffen je nach dem Standpunkt des Beurtheilers mehr oder weniger bei dieser ganzen Litteratur zu. So sind denn wohl auch vereinzelte Abweichungen von der Schablone, z. B. dass nach einer Verzückung der Begnadigte nicht „einen wahren Ekel gegen alles Irdische“, sondern „guten Appetit“ hat (S. 483 Anm.), oder dass seine erste Ekstase nicht, wie sonst bei den Heiligen immer, kurz ist (S. 487 Anm.), bloss relativ beweisend: für die „Unerfahrenheit“ des Verfassers, nicht aber absolut: für das Vorliegen einer Dichtung (S. 484 Anm., Z. 5). Auch die Nachweisungen, dass des Gottesfreundes Lehre nicht, wie bei manchen ungelehrten Heiligen, aus unmittelbarer göttlicher Offenbarung stammen könne, weil er sich dem Semipelagianismus und anderen Ketzereien zuneige, oder — was sonst unerhört — „schon im fünften Jahre nach seiner Bekehrung seines Heiles versichert“ gewesen sei (501 ff.), war unserer Ansicht nach in einem wissenschaftlichen Blatte zu sparen.

<sup>38)</sup> Berchtold predigte 1255 in Konstanz, Wyl, Zürich. Pupikofer, Gesch. des Thurgau's I, 167.

<sup>39)</sup> Ueber die „Steigerbrüder“ am Beerenberg vgl. Schmidt, Nicolaus von Basel S. 69. 74. 50. Zürcher Taschenbuch 1882.

<sup>40)</sup> Und zwar 18 Jahre lang (Greith, Kath. Bl. a. a. O. 143), wornach er schon mit 19 Jahren (oder mit 24 nach Preger, vgl. unten Anm. 59) der Beichtvater der Fürstin geworden wäre, die 1337 starb!

<sup>41)</sup> Die Erzählungen Cap. 39 und 40 sind ein Brief Suso's, den Elsbeth mit Thränen liest (Dpbr. 99. 115; Den. 167. 191).

<sup>42)</sup> Z. B. Cap. 45. 47 (Jugendgeschichten unter Erzählungen aus reiferen Jahren).

<sup>43)</sup> Cap. 35 (Einleitung des zweiten Theils).

<sup>44)</sup> Cap. 1 (Einleitung des ersten Theils), Cap. 36 Schluss, 42 Anfang, 48 (Dpbr. 49) Schluss (Epilog des erzählenden Theils), 49 (50) Anfang, 56 (57) Schluss.

<sup>45)</sup> Vgl. Einleitung von Cap. 1, Dpbr. S. 1 unten, Den. S. 14; und hier nachstehend Anm. 51.

<sup>46)</sup> Wackernagel, Gesch. der deutschen Litt. I, 429, wornach Scherer, Gesch. der deutschen Litt. 238. Bisweilen bricht sogar der Reim durch: in der Predigt Nr. V, Dpbr. 468.

<sup>47)</sup> Die ehemalige Strassburger und eine Münchener Hs., beide aus dem 14. Jahrh. (Dpbr. S. 5; Den. S. II; S. 305 Anm. 1, wornach die Münchener Hs. (?) von Elsbeth selbst geschrieben). Aus dem 15. stammen die schöne Einsiedler Bilderhs. Nr. 710 (Den. S. II; 6, Anm., u. ö.), eine Pariser (Bibl. nat. 222, aus S. Nicolaus in Strassburg, enthaltend die Vita, Briefe, Predigten, — laut Mittheilung von Dr. Th. Vetter) und eine zweite Münchener mit einem Auszug der Biographie (Preger, Suso's Briefe S. 12), — aus dem 14./15. die Berliner Nr. 191 (Zschr. f. d. A. XIX, 350 f.). Weitere Hss. in den Anmerkungen bei Denifle S. 207 u. ö.

<sup>48)</sup> Sollte wirklich (was ich namentlich vom ersten Theil vermuthete) schon in diesen ältesten Handschriften eine fremde ausschmückende Bearbeitung unserer geistlichen Liebesgeschichte vorliegen, so würde das den Werth des Buches nur insofern beeinträchtigen, als sodann nicht Elsbeth — wie sie es allerdings in ihrem früheren Werke ist — die wundergläubige und schwärmerische Person gewesen wäre, welcher die Schlussredaction der betreffenden Aufzeichnungen und Briefschaften angehört, sondern irgend ein namenloser, wenig späterer Geistesverwandter Suso's und Elsbeths. Auf dessen Rechnung käme dann, was wir so wie so als Phantasiewerk abzuziehen haben, aber eben so gut wie einem Fremden auch unserer Tösser Schriftstellerin zutrauen dürften. Bestimmteres über die Entstehung des Buches (vielleicht aus zwei selbständigen Werken, jetzt Thl. 1 und 2?) ist erst von dem Bekanntwerden des mhd. Textes und seiner Sprache, sowie der kürzeren Redaction in der Münchener Hs. 819, zu erwarten. Aber auch der zwingendste Beweis fremder Redaction oder Interpolation gäbe uns nicht das Recht, von „literarischem Betrug“ zu sprechen, — viel weniger noch als beim Gottesfreund i. O. Die „historische Wahrheit“ in unserem Sinne existierte für jene Schriftsteller nicht; nur selten unterschied man so ausdrücklich und genau wie in der Vorrede zum „Büchlein der ewigen Weisheit“: „Die Gesichte, die hienach stehen, geschahen auch nicht in leiblicher Weise; sie sind allein ein ausgelegtes Gleichniss“ (vgl. weiterhin: „Ein unminnereiches Herz kann eine minnereiche (d. h. wohl auch überschwängliche und ausschmückende) Sprache so wenig verstehen, wie ein Deutscher einen Welschen.“);

aber dieser Fall liegt jedenfalls sehr oft vor. — Vgl. unten Anm. 70.

<sup>49)</sup> Die Vorrede erscheint erst in dem Drucke von 1482 (durch *Felix Fabri* zu Ulm besorgt) und dem darauf beruhenden von 1512, und jener hatte nicht, wie Diepenbrock (S. IX. X unten) und Preger (Die Briefe H. Suso's S. 2—8) annehmen, Suso's Original, sondern eine spätere, schlechte Hs. zur Vorlage: vgl. Denifle, *Seuse* I, 302, und in der *Zschr. f. d. A.* XIX, 349 ff. 369, der gleichwohl, ebd. S. 346, Z. 11 („er“). 13 („nach Seuse's eigenen Worten“) an der Echtheit der Vorrede nicht zu zweifeln scheint. Jedenfalls sind die von Preger (Suso's Briefe 19) auf diese Vorrede gebauten Schlüsse betreffend das Todesjahr Elsbeths sehr unsicher, — doppelt unsicher deshalb, weil die Angabe, die Quaternen des Buches hätten (vor 1362) viele Jahre verschlossen gelegen, sich ganz gut nur auf Elsbeths eigene Aufzeichnungen beziehen kann, welche von Suso lange vor Elsbeths Tode in Verwahrung genommen sein mochten und jetzt erst (oder noch später) die Zusätze von ihrem Tode u. s. w. erhielten. — Auch die Frage nach dem „ursprünglichen Briefbuch“ Suso's (s. u. Anm. 62) dürfte weniger ernsthaft werden, wenn die Vorrede, sowie die Einleitung zum V. Brief bei Dpbr. (XIX bei Preger), nicht von Suso selbst ist (in der Zürcher Hs. fehlt diese!), und am Ende mit der angeblichen Kürzung des Briefbuchs durch Suso nur die Lückenhaftigkeit des dem letzten Redactor vorliegenden Briefbuch-Exemplars (Preger S. 5) entschuldigt werden sollte.

<sup>50)</sup> Den. Seuse 8 Anm.

<sup>51)</sup> Es liegt nahe, unter dem die „allerüberschwänglichsten Materien“ enthaltenden Auszug, welchen Suso selbst für den Provinzial gemacht (Dpbr. S. XIII, Den. S. 8), die schwierigen und rein lehrhaften Stellen gegen Ende des zweiten Theils (Cap. 49 [50] bis Ende) zu verstehen, welche wohl zu den von Suso selbst abgefassten Partien (vgl. Dpbr. S. 1, Den. S. 14) gehören, wie sie denn auch Surius an anderer Stelle einreicht (Dpbr. S. 135 Anm.). Die später damit vereinigte „(all) gemeine Lehre“ würde dann die mehr referierende aus Elsbeths Feder geflossene Hauptmasse des Werkes bezeichnen.

<sup>52)</sup> Dpbr. S. XV, vorletzter Absatz; Preger in der *Zschr. f. d. A.* XX, 414.

<sup>53)</sup> Z. B. Ratperts ursprünglich deutschem Lobgesang auf den heiligen Gallus (9. Jahrh.).

<sup>54)</sup> Sie war es wirklich in den Augen der Zeit- und Geistesgenossen, und eine relative Wahrheit ist auch Wahrheit.

<sup>55)</sup> Bekanntes Beispiel: Hartmann von Ouwe im Eingang des

Armen Heinrich (von sich selbst): ein ritter sô gelêret was . . . dienstman was er ze Ouwe.

<sup>56)</sup> Ein ähnliches Verhältniss zwischen Angela von Foligno († 1309) und ihrem Biographen Bruder Arnold, s. Diepenbrock, Suso S. XCV. Anfangs auch bisweilen kritisch angewandelt, gewinnt er aus der Beichte Angela's die Ueberzeugung, „dass wenn auch die ganze Welt im Irrthum sei, doch Gott nimmer gestatten könne, dass eine so treue, aufrichtige, wahrhafte Seele in der Täuschung sich verfange.“

<sup>57)</sup> Quellen: Die Ausgabe von 1482; Surius; Murer. Vgl. Dpbr. XVI ff.: *Kärcher* im Freiburger Diöcesanarchiv 1868, S. 187 ff.; Greith, D. Myst. 72. Das bei Kärcher erwähnte Bild Suso's (17. Jahrh. ?), jetzt in der historischen Sammlung zu Ueberlingen, trägt die Inschrift: „B. Joan. Henricus Suso ex hac Imper. Civit. Ueberlingana oriundus.“

SUPRA COR SUSO IESUM SUB Corde MARIA  
geffit, quem nobis satis est in corde tulisse.“

<sup>58)</sup> Am „Wisse Thor“ Nr. 169 und 170. Kärcher a. a. O.

<sup>59)</sup> Die Geburt Suso's wird von Preger (Die Briefe Heinrich Suso's S. 17), vorläufig ohne Beweis, früher angesetzt: um's Jahr 1295.

<sup>60)</sup> Andere Uebersetzungen (eine mit dem irrthümlichen Verfasseramen Jean de Sonabe, Johannes de Suevia) bei Quétif und Echard; vgl. Dpbr. VIII. XV; Kärcher a. a. O. Einzelhandschriften des deutschen Originals unt. And. in Bern (vgl. Germania 1877, 356), Aarau (aus Hermetschwyl, 14. Jahrh., nach Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Leupold), Sarnen (Wackernagel in Kurz' und Weissenbach's „Beiträgen“ S. 73).

<sup>61)</sup> Hugo von Vaucemain amte von 1333—1341 (Dpbr. S. VIII). Demgemäss und laut dem Briefe Heinrichs von Nördlingen an Marg. Ebner, welcher das Buch nennt und mit einer Erwähnung der Schlacht bei Laupen (1339) in's gleiche Jahr fällt, ist das Werk zwischen 1333 und 1339 entstanden. Preger, Suso's Briefe S. 18. Heumann, Opuscula S. 358, 362.

<sup>62)</sup> Die angeblich (vgl. oben Anm. 49) von Suso gekürzte Briefsammlung s. bei Dpbr. 317 ff. nach dem Drucke von 1482, eine umfänglichere (nach Denifle die ursprüngliche der Stadel) in einer Stuttgarter und einer Münchener Hs.; gedruckt von Preger, Die Briefe Heinrich Suso's 1867 (I bis III, XVIII bis Ende entsprechen den 13 Capiteln bei Dpbr., was sich Preger durch Annahme einer Lücke in der Vorlage Diepenbrocks, bezw. Fabri's erklärt). Vgl.

Denifle und Preger in der Zschr. f. d. A. XIX, 346 ff. 369; ebd. im Anzeiger 261 ff.; XX, 373 ff.; XXI, 89 ff.; ebd. Anzeiger 211 ff. Nun enthält aber auch eine Zürcher Hs. (Stadtbibl. Cod. 96/320, 14. Jahrh.) das Briefbuch Suso's, dessen Ordnung und Gesamtbestand hier wiederum sowohl von der kürzeren Sammlung bei Dpbr., als von dem nach Denifle „ursprünglichen“ Briefbuch bei Preger abweichen; es folgen darin aufeinander (nach Pregers Nummerierung): Nr. I, VI, V, VII, IX, X, XI, XV, XII, III, XIX (hierauf ein Zusatz), XIII (Zusatz), XVIII (hierauf ein Abschnitt, *Pone me* beginnend), XXI (Zusatz: Regeln für eine Nonne), XIV (die Schlussworte lateinisch, nicht deutsch), XX, II, VIII, XVII; es fehlen IV, XVI, XXII, XXIII, XXIV, XXV, XXVI, also neben zwei bloss im „ursprünglichen“ Briefbuch befindlichen auch fünf Briefe des „gekürzten“; der Inhalt der einzelnen Abschnitte deckt sich, nach den mir notierten Schlussworten zu urtheilen, keineswegs immer mit demjenigen der andern Redactionen, und die Notiz über die Kürzung (vor XIX) fehlt ganz. Es gab somit jedenfalls nicht bloss zwei, sondern mehrere „Briefbücher“ von abweichender Reihenfolge und Auswahl der Stücke, und die Vermuthung, dass die „Kürzung“ durch Suso nur eine durch diesen Umstand veranlasste erklärende und entschuldigende Fiction eines Spätern sei, gewinnt an Wahrscheinlichkeit.

Die Pariser Hs. (oben Anm. 47) stimmt in Zahl und Ordnung der Briefe mit Diepenbr. überein (= Preger I—III, XVIII ff.).

<sup>63)</sup> „Durchbruch“ in ähnlichem Sinne schon bei Suso: Dpbr. XI. 84; Den. 3. 142; ebenso bildlich „einen strit durchbrechen“, im „B. d. ew. Weish.“

<sup>64)</sup> Vgl. z. B., bei Greith, D. Mystik, die Lieder der Mechthild von Magdeburg (S. 227. 228. 241. 264. 266; Ausg. von Morel S. 25, u. v. a.); z. Th. im schönsten Minnesingerton.

<sup>65)</sup> Preger, Gesch. d. d. M. 210; Suso von Diepenbrock 100, von Denifle 168; Schmidt, Nic. v. Basel 11, u. A.

<sup>66)</sup> Vgl. Pred. Sal. 4, 6 (Den.). Preger, Briefe, 86, Zl. 5 v. u.

<sup>67)</sup> Pred. Sal. 7, 27; Sirach 24.

<sup>68)</sup> Herder's Werke zur schönen Litteratur und Kunst III. Dpbr. XXI ff. Vgl. Dpbr. 8 f., 11; Den. 24 ff., 29.

<sup>69)</sup> Cap. 47 im zweiten Theil; „an der Neue seines Anfangs“ d. h. seiner ersten Erweckung? oder eher: seiner Abwendung vom asketischen Leben (vgl. Cap. 22, ersten Absatz)?

<sup>70)</sup> Denifle S. 98 denkt an das Generalcapitel zu Brügge 1336.

Das Jahr stimmt allerdings zu der Angabe am Schluss von Cap. 20 nicht, wonach — Suso's Geburt auf 1300 angesetzt — alles Folgende in die Zeit nach 1340 fallen würde. Wir dürfen es aber mit den Zeitangaben, die lediglich phantastischer Schematismus (vgl. die erste Predigt, bei Dpbr. S. 435) oder auch späterer Zusatz sein können, nicht zu genau nehmen, vgl. die Rechnung im 22. und 23. Cap.: nach dem vierzigsten Jahre kommen (Dpbr. 48/49, Den. 87) „mehr denn zwei Jahre“ Weltabgeschiedenheit; weiterhin (Cap. 23) ist die Zeit nach dem 40. Jahre eingetheilt in Leidensperioden von „wohl 9“ („unrechte Einfälle vom Glauben“) von „wohl 8“ („ungeordnete Traurigkeit“) und von „wohl 10“ Jahren (Anfechtung wegen ewiger Verdammnis), welche zusammengerechnet um mindestens zwei Jahre die Lebenszeit Suso's, also um eine ganze Reihe von Jahren die der angeblichen Schreiberin überschreiten, und zudem in ihrem Inhalte dem Schema im 22. Cap. (Dpbr. 46, Den. 82 f.), wo lauter von andern Menschen ausgehende Leiden erscheinen, gar nicht entsprechen. Auch müsste nach dieser Rechnung Meister *Eckhart* (Cap. 23) etwa 40 Jahre länger gelebt haben als in Wirklichkeit; — derselbe, der doch schon im 8. Cap. todt ist und „der selige“ (vgl. Cap. 35 „der heilige“) heisst.

<sup>71)</sup> Nach Murer: St. Peter in Konstanz. Den. 101.

<sup>72)</sup> Cap. 31.

<sup>73)</sup> Vgl. oben 23, und Anm. 43, 44, 45, 51, 69. Vermuthlich eine Spur seiner nachträglichen Redaction ist auch das „Er fragte“ und „Sie sprach“ mitten in einem Briefe Elsbeths an ihn, Dpbr. 85, Den. 145, ebenso im letzten Absatz von Cap. 49 (Dpbr. Cap. 50); vgl. Dpbr. 86, Zl. 13 „sprach der Diener zu der Tochter“ (was bei Den. fehlt) gegenüber Zl. 31, Den. 147, Zl. 25, wonach die Beichte nicht mündlich geschehen konnte. — Die Stelle des Nachtrags, nach welcher Suso den Jesusnamen schon „da er zu Schule fuhr“, auf dem Herzen trägt (Cap. 45, Dpbr. 46), stimmt nicht ganz überein mit der Erzählung im ersten Theil, wo seine Stigmatisierung erst in die Zeit seines eingezogenen Klosterlebens nach der Rückkehr von der Schule zu fallen scheint.

<sup>74)</sup> Ueber Pregers Ansicht, Elsbeth sei nicht erst 1360 (so u. A. bei Murer), sondern zu Anfang der Fünfziger-Jahre gestorben, vgl. oben Anm. 49).

<sup>75)</sup> Als an Elsbeth gerichtet, können wir mit dem Herausgeber der umfanglicheren Sammlung (s. o. Anm. 62) die Briefe Nr. III und XXVI (Dpbr. III. XII) bezeichnen; immerhin ist der letztere nur bis S. 90, Amen, zu rechnen; — denn von da an ist er theil-

weise eine Wiederholung des Schlusses von Cap. 48 (Dpbr. 49) der Lebensbeschreibung, und spricht weiterhin von Elsbeths Tode —; auch ist dieser Brief, wenn überhaupt die nachfolgende Bemerkung des ersten Herausgebers [„Disen jungsten brief“ u. s. w., was im Widerspruch steht mit dem Schluss des zweiten Buches der Lbsbschr., Dpbr. 172, Den. 300 „in dem jüngsten Brief“] ursprünglich sich auf ihn bezog, nicht an Elsbeth allein gerichtet gewesen; vgl. den Plural sprechend, Preger S. 90, Zl. 3, sehend Zl. 6. 14. (Der Brief, der vom Schema der meisten übrigen abweicht, liegt wohl in Uebersetzung vor; in der Zürcher Hs. steht er nicht.) Umgekehrt Elsbeths Arbeit, aber kein Brief, sondern vielleicht nur einem solchen an eine andere Person beigegeben, ist Nr. XXV (Dpbr. XI), wohl mit Ausschluss der Einleitung.

<sup>76)</sup> Wohl erst in einem folgenden Briefe, der ungeschickt in diesen hineinredigiert ist; vgl. oben Anm. 73.

<sup>77)</sup> Zu Cap. 37 Anfang vgl. Cap. 22, viertletzten Absatz.

<sup>78)</sup> Cap. 37; vgl. Cap. 22, drittletzten Absatz.

<sup>79)</sup> Darauf bezieht sich wahrscheinlich die Stelle in dem Briefe Heinrichs von Nördlingen an Margareta Ebner v. J. 1347: „Mein Herz hält nicht mehr zu dem Seusen, wie es vormals that; bitte Gott für uns beide.“ Dpbr. XX; Heumanns Opuscula S. 393.

<sup>80)</sup> Cap. 3 des Briefbüchleins. Auch in einem andern Briefe — er kann aber nach der ganzen Charakteristik der Angeredeten nicht an Elsbeth gerichtet sein — erscheint die Anspielung auf dieses Fusstuch: Cap. 2.

<sup>81)</sup> Vielleicht auch an Elsbeth. Dpbr. 343, Preger Briefe 78. — Eine andere seiner geistlichen Töchter, die öfter genannte Anna, sieht in einer Verzückung eine unzählige Menge Kinder (es sind die von ihm Bekehrten und Geretteten) in und um ihn; — dieselbe Vorstellung, die später bei Swedenborg u. A. wiederkehrt und im zweiten Theil des Faust (Pater Seraphicus) verwendet ist.

<sup>82)</sup> Uebersetzt nach dem mhd. Texte bei Preger S. 87. Vgl. Wackernagel, Gesch. d. d. Litt. 363, Anm. 7.

<sup>83)</sup> Briefbuch Cap. 12 (Preger, Brief XXVI); Suso's Leben Cap. 48 (Dpbr. 49).

<sup>84)</sup> Von dem Tragen des heiligen Namens in Seidenstickerei ist auch in den Statuten dieser „Bruderschaft“ die Rede. Dpbr. S. 359.

<sup>85)</sup> Dpbr. S. 356.

<sup>86)</sup> Vor diesen Capiteln, welche Surlus an anderer Stelle hat, steht ein Schlusssatz, der das Vorhergehende als den „Anfang“ der „heiligen“ Tochter bezeichnet (s. o. Anm. 73). Den Fortgang des Verkehrs zu erzählen, war sie vielleicht schon durch zunehmende Schwäche verhindert.

<sup>87)</sup> Bei Alanus ab Insulis und Thomas von Aquino (Den. 266, Anm. 6).

<sup>88)</sup> Vgl. oben Anm. 75, Parenthese [ ].

---





# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 6. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12.

Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.

## V. Band.

- Heft I. Prof. Stephan Horn, André Chénier.  
Heft II. Robert Billewiler, Ueber Astrologie.  
Heft III. Dr. M. Wilhelm Meyer, Kraft und Stoff im Universum und die Ziele der astronomischen Wissenschaft.  
Heft IV. Prof. A. de Chambrier, Die Rolle der phönizischen Nation in der alten Welt.  
Heft V. Prof. Albert Reim, Ueber die Verwitterung im Gebirge.  
Heft VI. Dr. G. Hinkel jun., Macaulay, sein Leben und sein Geschichtswerk.  
Heft VII. Dr. Karl Meyer, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters.  
Heft VIII. A. Niggli, Robert Schumann, sein Leben und seine Werke.  
Heft IX. Dr. J. H. Metz-Osterwald, Das Dogma in der Wissenschaft.  
Heft X. Otto Hagenmacher, Die elementarischen Mysterien.  
Heft XI. Prof. Albr. Müller, Die Erzählung.  
Heft XII. J. J. Henniger, Iwan Turgenjew.

## VI. Band.

- Heft I. Dr. H. Metz, Die Erschliessung Central-Afrika's.  
Heft II. Prof. Dr. E. Desor, Im Urwald.  
Heft III. Prof. Dr. Ludw. Wilh., Der Spitzthumus der Gegenwart.  
Heft IV. E. L. Henniger, Francis Bret Hart.  
Heft V. Prof. Dr. Stephan Horn, Baumstämme.  
Heft VI. Dr. E. Bloesch, Valerius Anshelm und seine Chronik.  
Heft VII. Prof. Albert Reim, Die Gebirge.  
Heft VIII. Pfarrer Ernst Buss, Das Volksherglaube.  
Heft IX. A. Niggli, Joseph Haydn, sein Leben und seine Werke.  
Heft X. S. Bagge, Das Buchdruck-Handel.  
Heft XI. Dr. Wilhelm Goetz, Spiele und Trank vergangener Zeiten in deutschen Landen.  
Heft XII. Ferdinand Vetter, Ein Mytiker aus der XIV. Jahrhundert.

Das Inhaltsverzeichnis des I. bis IV. Bandes befindet sich auf den inneren Seiten des Umschlages.

# ÖFFENTLICHE VORTRÄGE

gehalten in der Schweiz.

Jede 12 Vorträge oder Hefte bilden einen Band.

Subscriptionspreis für den Band: Mark 8. Fr. 10.

Elegant gebunden: Mark 10. Fr. 12.

*Alle Hefte sind auch einzeln zu haben.*

## III. Band.

- Heft I. Dr. Adolf Hirsch, Die Sonne.  
Heft II. Prof. Carl Vogt, Ueber Vulkanen.  
Heft III. Prof. Dr. Dan. Jacoby, Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur.  
Heft IV. Prof. Stephan Born, Heinrich Heine.  
Heft V. Dr. Victor Kaiser, Macbeth und Lady Macbeth.  
Heft VI. Prof. Alex. Müller, Der Gebirgssbau des St. Gotthard.  
Heft VII. Dr. Carl Meyer, Walther von der Vogelweide.  
Heft VIII. Dr. J. E. Alaux, Ueber die Wandlungen der Moral im Menschen-  
geschlecht.  
Heft IX. Prof. Eduard Gumbrecht, Die deutschen Nachsprichwörter.  
Heft X. Gerold Meyer von Knonau, Die Ekkoharte von St. Gallen.  
Heft XI. Prof. Salomon Vögelin, Kunst und Volksleben.  
Heft XII. A. Billeter, Felix Mendelssohn-Bartholdy.

## IV. Band.

- Heft I. Prof. Dr. E. Döner, Der Mensch der Wüste.  
Heft II. Prof. A. de Chambrier, Die letzten Hohenstaufen u. das Papstthum.  
Heft III. Prof. Albrecht Müller, Die Moleptafel.  
Heft IV. Prof. Stephan Born, Nicolaus Lemau.  
Heft V. Pmt. Emil Arkenz, Die Schriftstellerei in Rom zur Zeit der Kaiser.  
Heft VI. Dr. Victor Kaiser, Cornelius und Kaulbach in ihren Lieblingswerken.  
Heft VII. Dr. M. Wilt. Meyer, Von den ersten und letzten Dingen im Universum.  
Heft VIII. Dr. Jacob Wackernagel, Ueber den Ursprung des Brahmanismus.  
Heft IX. Prof. Dr. Ludwig Wille, Goethe's Werther und seine Zeit.  
Heft X. Paul Chaffai, Die Paläontologie, deren Methoden, Nutzen und Ziel.  
Heft XI. Dr. Gottfried Kinkel jun., Kunst und Cultur im alten Italien  
vor der Herrschaft der Römer.  
Heft XII. Prof. L. Terrier, Gabel.







